Werner Sombart

Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus

Zweiter Band

Krieg und Kapitalismus

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig 1913

SG934s

Werner Sombart

Krieg und Kapitalismus

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig 1913

131286
12/2/14

Alle Rechte vorbehalten

Copyright by Duncker & Humblot, München und Leipzig 1913.

Altenburg,
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co

Vorwort

Der Zufall will es, daß dieses Buch erscheint in einer Zeit, in der die kriegerischen Interessen wieder mehr als andere die Gemüter gefangen nehmen. Die Geister sind dadurch besser vorbereitet, die einzig große Bedeutung zu würdigen, die der Krieg für unser Kulturleben gehabt hat, hat und haben wird, solange Männer das Schicksal der Völker bestimmen werden. Besser vorbereitet insbesondere, um die Zusammenhänge zu sehen, die zwischen dem Kriege und dem Wirtschaftsleben bestehen, und die systematisch aufzudecken seltsamerweise bisher noch niemand der Mühe für wert befunden hat. Die höchst sonderbaren Ergebnisse, zu denen meine Untersuchungen gelangen, rechtfertigen, denke ich, mein Unternehmen und verleihen dem Buch einigen Wert über die engen Grenzen der wirtschaftshistorischen Probleme hinaus. Denn nicht zuletzt liegt mir immer am Herzen, daß andere Leute als die Fachgenossen — in diesem Falle also vor allem gebildete Offiziere — an den Ergebnissen meiner Forschungen teilnehmen.

Mittel-Schreiberhau im Riesengebirge
12. November 1912.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung: Das doppelte Gesicht des Krieges . . . 1

Erstes Kapitel: Die Entstehung der modernen Heere 16

I. Die Herausbildung der neuen Organisationsformen 16
1. Die theoretisch möglichen Heeresverfassungen 16
2. Das Landheer 20
3. Die Flotte 33
II. Die Ausweitung des Heereskörpers 37
1. Das Landheer 37
2. Die Flotte 44

Zweites Kapitel: Der Unterhalt der Heere 51

I. Die Heeresfinanzen 51
1. Der Militäraufwand 51
2. Die Aufbringung der Mittel 60
II. Die Grundsätze der Heeresausrüstung 66

Drittes Kapitel: Die Bewaffnung der Heere 74

I. Das Eindringen der Feuerwaffen 74
1. Die Geschütze 75
2. Die Handfeuerwaffen 76
II. Die Neuordnung des Bewaffnungswesens 79
III. Der Bedarf an Waffen 85
IV. Die Deckung des wachsenden Waffenbedarfs 90

Viertes Kapitel: Die Beköstigung der Heere 117

I. Die Verpflegungssysteme 117
II. Der Bedarf an Lebensmitteln 124
III. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Truppenverpflegung . 131

Anhang: Die Remontierung der Heere 150

Seite

Fünftes Kapitel: Die Bekleidung der Heere 151

I. Die Bekleidungssysteme 151
II. Die Uniform 155
III. Vergrößerung, Zusammenballung und Uniformierung des Kleidungsbedarfs in ihrer Bedeutung für das Wirtschaftsleben. 163

Sechstes Kapitel: Der Schiffbau 175

I. Die Bedeutung des Schiffbaues für das Wirtschaftsleben . . . 175
II. Die Menge der Schiffe 177
III. Die Größe der Schiffe 182
IV. Das Tempo des Schiffbaues 187
V. Die Organisation des Schiffbaues 190
VI. Die Beschaffung der Schiffbaumaterialien 198

Literatur und Quellen 209

I. Zur Einführung in die militärwissenschaftliche Literatur. . . 211
II. Quellenbelege 217

Einleitung: Das doppelte Gesicht des Krieges

Wenn man den Anfängen des modernen Kapitalismus nachspürt, und wenn man sich die äußeren Umstände vergegenwärtigt, unter denen er zur Welt gekommen ist, so kann es gar nicht ausbleiben, daß man seine Aufmerksamkeit den ewigen Händeln und Kriegen zuwendet, von denen die Zeit seit den Kreuzzügen bis zu den Napoleonischen Kriegen erfüllt ist: Italien ist während des späteren Mittelalters ebenso wie Spanien ein einziges Heerlager; England und Frankreich liegen 100 Jahre während des 14. und 15. Jahrhunderts im Streite: im 16. Jahrhundert gibt es in Europa nur 25, im 17. Jahrhundert nur 21 kriegsfreie Jahre, also von 200 Jahren sind 154 Kriegsjahre. Holland hat von 1568 bis 1648 80, von 1652 bis 1713 36 Kriegsjahre: 116 von 145. Bis endlich in den Revolutionskriegen die europäische Menschheit ihre letzte große Erregung durchlebt. Daß hier irgendein Zusammenhang zwischen Krieg und Kapitalismus bestehen müsse, läßt eine einfache Besinnung als sicher erscheinen.

Und man hat ja denn auch oft genug solche Zusammenhänge festgestellt. Aber soweit ich sehe: wenn man von Beziehungen zwischen Kapitalismus und Militarismus sprach, hat man doch nie an die Wirkungen gedacht, die der Kapitalismus auf die Politik der Völker ausgeübt hat, hat man immer nur die Kriege als die Folgen der kapitalistischen Entwicklung angesehen.

Was sie denn zweifellos auch in weitem Umfange sind. Es ist kein Kunststück, in einem großen Teile der Kämpfe,

die die italienischen Republiken untereinander oder mit den Mächten am Bosporus ausfochten, ebenso wie dann später in den Kriegen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts „kapitalistische" Interessen als Triebfedern aufzudecken. Es sind Kämpfe um den Futterplatz — ganz gewiß.

„Was 1556—1559 den Franzosen mißlingt, glückt den Niederländern in ihrem ‚Befreiungskriege' (1568—1648): Spaniens Kolonialmacht, seine Welthandelssuprematie zu brechen, die Entwicklung seines nationalen Wirtschaftslebens zum Stillstand zu bringen: der Kapitalismus verlegt sein Hauptquartier in die Niederlande. Kaum hier angelangt, begegnet er sofort wieder neidischen Nachbarn, die seiner Entwicklung mit scheelen Augen zusehen; Cromwell eröffnet den Kampf mit den Niederlanden: 1651 Navigationsakte, 1652 bis 1654 Handelskrieg. Mit England verbündet kämpfen 1672 bis 1678 Frankreich und Schweden gegen die aufblühenden Niederlande. Dann wird eine Zeitlang Frankreich das führende kapitalistische Land; einen Augenblick scheint es, als ob sich der französische Handel mit dem spanischen Kolonialbesitz vereinigen wolle. Aber schon erscheinen die Neider: Deutschland, Holland, England führen 1688—1697 den Koalitionskrieg gemeinsam gegen das mächtig aufstrebende Frankreich, dem im spanischen Erbfolgekriege (1701—1714) Holland und England den Erwerb der spanischen Kolonien mit Erfolg streitig machen. Endlich ringen als letztes und stärkstes Paar miteinander Frankreich und England (1756—1763). England geht als Sieger aus diesem Kampfe hervor und begründet damit seine Suprematie auf dem Weltmarkte."

Gewiß. Und es hat Zeiten gegeben, in denen man stolz war, wenn man irgendeinen großen Krieg, wie irgendein anderes großes Ereignis der Weltgeschichte, wieder einmal in seiner ökonomischen Bedingtheit erkannt hatte.

Aber diese „materialistische Geschichtsauffassung" muß doch nun aufhören, uns als einziger Wegweiser zu dienen.

Sie hat ihre Schuldigkeit getan. Aber nun müssen wir wieder einmal einen Schritt weiter tun. Wenn wir heute die „ökonomistische Betrachtung" der Geschichte, nachdem sie uns ein Menschenalter hindurch Dienste geleistet hat, verabschieden, so entlassen wir sie mit den Gefühlen, mit denen man einen alten, treuen Dienstboten aufs Altenteil setzt, nicht weil er nichts taugt, sondern nur weil er alt geworden ist und nichts Rechtes mehr leistet. Den man auch weiter noch in Ehren hält. Nicht sowohl, weil wir die „materialistische Geschichtsauffassung" für „falsch" hielten, geben wir sie auf: sie ist nicht falscher und nicht richtiger wie irgendeine Methode zu einheitlicher Geschichtsbetrachtung. Als vielmehr deshalb, weil sie keine Früchte mehr trägt. Sie ist unergiebig geworden: die Goldader, die sie mit sich führte, ist abgebaut. Denn wahrhaftig: was in letzter Zeit mit ihrer Hilfe an geschichtlichen Darstellungen zutage gefördert ist, ist taubes Gestein. Jetzt zumal, seit sie einen Bestandteil eines politischen Parteiprogramms bildet, ist sie zu einem wahren Kinderschrecken geworden.

So werden wir denn auch das Problem „Krieg und Kapitalismus" aus der Umschlingung befreien müssen, in der es der historische Materialismus gefangen hält. Und das werden wir am besten dadurch bewerkstelligen, daß wir die Frage einmal umdrehen und nicht untersuchen: inwiefern ist der Krieg eine Folge des Kapitalismus, sondern: ist und inwieweit und weshalb ist der Kapitalismus eine Wirkung des Krieges.

In dieser strengen Form ist, soviel ich sehe, das Problem überhaupt noch nicht gestellt worden. Obwohl eine Menge Versuche vorliegt, die Bedeutung des Krieges für „das Wirtschaftsleben" darzutun. Aber diese Fassung ist zu lax: wenn wir nicht ganz genau unsere Betrachtung auf ein ganz bestimmtes Wirtschaftssystem ausrichten, schlagen wir mit der Stange im Nebel herum. „Historiker"!

Welcher Art können denn nun wohl die Wirkungen sein.

die der Krieg ausübt? Zunächst: wenn wir in der laxen Formulierung fragen: auf „das Wirtschaftsleben", wird uns als erste und wichtigste, ja scheinbar als einzigste Wirkung die Zerstörung entgegentreten, die offenbar mit allem Kriege engstens verbunden ist.

Der Krieg als Zerstörer: das ist das Bild, das uns allen vorschwebt, wenn wir uns seine Wirkungen auf die materielle Kultur vor Augen stellen wollen. „Die Kriegsfurie geht durch die Lande." Städte geplündert. Dörfer und Felder verwüstet. Der rote Hahn auf allen Dächern. Das Vieh im Lande umherirrend. Die Saaten zertreten. Die übriggebliebene Bevölkerung am Verhungern.

Wer kennt nicht die Schilderungen, vor allem aus dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland: Robert Höniger hat sie unlängst uns wieder einmal ins Gedächtnis zurückgerufen [1]. Sie wiederholen sich aber in vielen Ländern während des 16. und 17. Jahrhunderts. Namentlich Frankreich war arg heimgesucht von den Schrecken des Krieges.

„Überall Ruinen; das Vieh größtenteils vernichtet, so daß man nicht mehr ackern kann und oft weite Strecken Landes brach liegen," meint der venetianische Gesandte Cavalli im Jahre 1574. „Quasi tous les villages estoient inhabitez et deserts," heißt es in einer Deklaration vom Jahre 1595, „cessation presque générale du labour" ist die Folge.

„Il est cogneu," erklären die Notabeln bei ihrer Zusammenkunft im Jahre 1597, „que l'on faisait avant les troubles quatre fois plus de manufactures de draps de laine qu'à présent. Témoins la ville de Provins en Brie où il y avoit huit cents mestiers de draps et n'y a pas pour le jourd'hui quatre mestiers."

Die gelassensten Geister werden aus ihrem Gleichgewicht gebracht.

„En temps ordinaire et tranquille on se prépare à des accidents modérés et communs; mais à cette confusion où

nous sommes depuis trente ans, tout homme français, soit en particulier, soit en général, se voit à chaque heure sur le pied de l'entier renversement de sa fortune." (Montaigne.)

Und was als schlimmste Folge der ewigen Kriege empfunden wurde: die entlassene Soldateska ebenso wie die verarmten Edelleute ergreifen das Räuberhandwerk: Banden durchziehen die Lande: eine Geißel für Städter und Landmann. Schließlich verwildert die Bevölkerung selbst: sie ist nicht wie ehedem nüchtern und brav, das Elend, der Anblick des Blutes, der Krieg haben sie verschmitzt und roh gemacht, heißt es wieder in dem Berichte Cavallis.

Wir haben heute gelernt, diese Schilderungen für übertrieben zu halten. Wir wissen, daß die zeitgenössischen Schriftsteller den Mund etwas zu voll nehmen, sobald sie auf das Elend des Krieges zu sprechen kommen. Man hatte sich schließlich in eine gewisse Wehleidigkeit und ein Gebarme hineingeklagt. Immerhin: mancher Schaden wird von der Soldateska dem Bürger und Bauern zugefügt sein.

Wir besitzen für ein Land sogar eine ziffernmäßige Berechnung dieser Schäden, die der Volkswirtschaft während eines langen Krieges zugefügt worden sind, meines Wissens die einzige aus so früher Zeit: für Piemont im spanischen Erbfolgekriege. Diese Schadenrechnung lautet wie folgt[2]:

Brände, verursacht vom Feinde	4184608 l.
„ „ „ Verbündeten . .	691826 „
Wegnahme von Vieh vom Feinde	1492032 „
„ „ „ „ Verbündeten . .	325412 „
Ausfuhr von Mobilien und Vettovaglia esclusi foraggi, Feind	16322235 „
Verbündeten	4985637 „
Zerstörung von Fruchtbäumen, Feind . .	3810882 „
„ „ „ Verbündete	2335690 „
Kontribution an den Feind bezahlt . . .	3177093 „
	37325415 l.

Damals hatte Piemont 1 200 000 Einwohner!

Sehr nachhaltig sind aber die ungünstigen Folgen für das Wirtschaftsleben wohl nicht gewesen, die sich aus solchen Zerstörungen ergaben. Und es zeugt von geringer Kenntnis der Tatsachen, wenn man den Dreißigjährigen Krieg in erster Linie für den ökonomischen Rückgang Deutschlands und seine lang andauernde Rückständigkeit verantwortlich macht. Frankreich hat im 16. und 17. Jahrhundert mehr als einen dreißigjährigen Krieg erlebt und war am Ende des 17. Jahrhunderts die erste Handels- und Industriemacht Europas.

Aber der Krieg hat mehr zerstört als Dörfer und Saaten. Und sein hemmender Einfluß auf den Gang des Wirtschaftslebens reicht viel weiter, als selbst die jämmerlichsten Elendsschilderungen vermuten lassen. Das begreifen wir aber nur, wenn wir die vorhin schon empfohlene Ausrichtung des Problems vornehmen, wenn wir sehr genau fragen: welche Bedeutung der Krieg für die Entwicklung des kapitalistischen Wirtschaftssystems gehabt habe. Da finden wir nämlich, daß er zweifellos dessen Entfaltung zurückgehalten hat. Daß er für den Kapitalismus also eine Hemmung bedeutet in mehr als einer Hinsicht.

Ich denke gar nicht einmal an die Vernichtung schon vorhandener kapitalistischer Gebilde, wie sie gewiß häufig genug die Folge des Abbruchs von Handelsbeziehungen oder die Folge übermäßigen Steuerdruckes und anderer durch den Krieg bedingter Lasten oder die Folge unsicherer Transportverhältnisse oder die Folge von Staatsbankerotten war. Und will nur für jede dieser Störungsweisen ein besonders charakteristisches Beispiel anführen:

Frankreich exportierte nach Holland

1686 für 72 Mill. l., darunter für 52 Mill. l. Industrieerzeugnisse,

1716 nur noch für 30,7 Mill. l. insgesamt und für 2 338 000 l. gewerbliche Produkte[3].

Wie soll man Handel treiben, klagen die spanischen Cortes im

Jahre 1594, wenn man von 1000 Duk. Kapital 300 Duk. Abgabe zahlen muß? In drei Jahren ist das Kapital aufgebraucht[4].

Die niederländisch-ostindische Kompagnie hatte von 1697—1779 einen Verlust von 41 275 419 fl. in ind. leichtem Gelde (= 33 020 335 fl. in niederl. schwerem Gelde), trotzdem sie an ihren Handelsgeschäften noch sehr viel verdiente (1776/77 50 %, 1778/79 55 %). Der Verlust stammte von dem großen Aufwande her, den sie für ihre Erhaltung im Feindesland machen mußte. „Wäre die Kompagnie nur Kaufmann gewesen, von einem Rückgang der Geschäfte hätte also damals nicht die Rede sein können. Aber die Gesellschaft war zugleich Souverän, und die Unkosten der Verwaltung verschlangen allen Handelsgewinn. Selbst reichten diese noch nicht vollständig zu, denn „der Kaufmann mußte bezahlen, was der Landesherr verzehrte“[5].

Biringuccio eröffnete anfangs des 16. Jahrhunderts bei Auronzo im oberen Piawa-Tal ein Bergwerk auf Kupfer und Silber, das rasch in Blüte kam. Über sein weiteres Schicksal berichtet er uns[6]: „Gewiß hätten wir gute Früchte davon geerntet, wenn das Schicksal uns damals nicht einen Krieg zwischen Kaiser Maximilian und der Signoria von Venedig gebracht hätte, welcher bewirkte, daß jene Gegenden von Friaul und Carmia unbewohnbar wurden und uns zwang, unsere Unternehmungen aufzugeben und jede Einrichtung, die wir dort getroffen hatten, zu zerstören. Und da der Krieg längere Zeit dauerte, kam es zur Auflösung unserer Gesellschaft . . .“

Die französische Compagnie des Indes Orientales (1664—1719) ist an den Unruhen und der Unsicherheit zugrunde gegangen, die im Gefolge der Kriege Ludwigs XIV. mit den Seemächten auf allen Meeren und an allen Küsten sich einstellten: während der 55 Jahre ihres Bestehens gab es Seekrieg in 27 Jahren[7].

Der Staatsbankerott Philipps II. vom Jahre 1575 wirkte vernichtend auf zahlreiche Häuser in Sevilla, Rom, Venedig, Mailand, Lyon, Rouen, Antwerpen, Augsburg usw. Hauptsächlich aber litten die Genuesen. „Es ist der Credito ganz allgemein durch diese Neuerung darniedergelegt —“ wird den Fuggern aus Antwerpen berichtet. „Diese beiden Bankerotte“, schreibt Thomas Müller aus Sevilla, „tun schier so viel Schaden, wie ein halbes Dekret; denn dadurch wird die Handlung nach (West-)Indien, die bisher alle unterhalten hat, ganz zerstört.“ Die spanische Volkswirtschaft war nach dieser Katastrophe nur noch ein wüster Trümmerhaufen[8].

Ich denke vielmehr an die viel bedeutsamere Hemmung, die der Krieg auf die Entwicklung des Kapitalismus dadurch ausübte, daß er die Keime zerstörte, aus denen Kapitalismus hätte erwachsen sollen. Diese Keime lagern eingeschlossen

in den kapitalfähigen Vermögen, die seit dem frühen Mittelalter immer wieder an allen Orten aus tausend Quellen zusammenflossen. Diese Vermögen hat der Krieg zu unzähligen Malen Jahrhunderte hindurch daran gehindert, sich in Kapital zu verwandeln, weil er sie für seine Zwecke verwendete. Wer offenen Sinnes durch die Welt ging, konnte in aller früheren Zeit sich der Tatsache nicht verschließen, daß die privaten Vermögen, statt Industrie und Handel zu befruchten, in die Tresors des Staates wanderten, der sie zu allermeist für Kriegszwecke verausgabte: die öffentlichen Anleihen, die dem Geldbesitzer einen mühelosen, erklecklichen Gewinn versprachen, sogen erst die großen, dann die großen und die kleinen Vermögen auf und hinderten also die Kapitalakkumulation.

Diese Vorgänge bildeten die beständige Klage aller kommerzialistisch interessierten Leute, namentlich im 18. Jahrhundert.

In *England*:

„Of course every wise man would take his money out of trade and carry it to the Treasury as the better market. There was at that time — sc. z. Z. Williams III. — at least 20 or 30 % to be got fairly, by supplying the government; the money paid was sure to return again in a few years and being lent again on new securities, it can be no wonder that so profitable a traffic has from a moderate stock produced even 80 Millions in 60 years."

„The public funds ... engross that ready money that should otherwise be employed in trade either by the propriet ors or others ..."[9].

In *Frankreich*:

„Cet argent fait pour alimenter le commerce et soutenir l'industrie, va se perdre éternellement dans les coffres royaux. Ces coffres attirent tout ce qu'ils peuvent attirer ..."

„Elle (la poche des capitalistes) appelle ... les richesses, fait la loi, écrase; abyme tout concurrent, est étrangère à l'agriculture, à l'industrie, au commerce ... Consacrée à l'agiotage elle est funeste ..."

„Je ne passe point devant l'hôtel des fermes sans pousser un profond soupir: je me dis, là s'engouffre l'argent arraché avec violence de toutes les parties du royaume, pour qu'après ce long et pénible travail, il rentre altéré dans les coffres du roi"[10].

In *Holland*:

„Die ewige Klage, daß niemand sein Geld in den Kaufhandel, die Gewerbe und den Ackerbau stecken will, daß alle in träger Muße reich werden wollen und darum ihr Geld im Auslande anlegen[11]."

Und die Geschichte lehrt uns, daß jene Männer richtig beobachtet hatten. Seit dem Mittelalter, seit die Städte und Fürsten zu borgen anfingen, galt es für alle Leute, die Ersparnisse gemacht hatten, als ausgemacht, daß sie ihr Geld zunächst in Darlehen an die Fürsten und Städte anlegten. Solange die Schulden noch persönliche waren, brachten bloß die Reichen ihr Geld den Königen (ihr Geld, das freilich auch zum Teil schon aus Depots zusammengeflossen war, wie es uns Villani von den Geldern berichtet, die die Bardi und Peruzzi dem Könige von England dargeliehen hatten). Dann als die Anteilsschuld, und zumal als die unpersönliche Schuld aufkam, strömten auch die Spargroschen der kleinen Leute in die öffentlichen Kassen.

1353 und 1398 wurden Häuser in Venedig verkauft, um mit dem Erlös Anteile an den Staatsschulden zu erwerben[12].

Über den Zulauf, den der grand parti des Königs Heinrich II. im Jahre 1555 hatte, schreibt ein Zeitgenosse: „Gott weiß, wie die Gier nach diesen übermäßigen Gewinnen ... die Menschen anreizte: jedermann lief herbei, um sein Geld in dem grand parti anzulegen, bis herunter zu den Dienstboten, die ihre Ersparnisse hinbrachten. Die Frauen verkauften ihren Schmuck, die Witwen gaben ihre Renten hin, um sich an dem grand parti zu beteiligen, kurz man lief dorthin, als wenn das Feuer dort sei"[13].

Um einen Begriff von den gewaltigen Beträgen zu geben, die auf diese Weise der Kapitalbildung (zunächst! das heißt auf direktem Wege!) entzogen wurden, teile ich hier die Summen der Schulden mit, die die wichtigen Stadt-Staaten und Großstaaten seit dem Mittelalter bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgenommen haben.

Den Weg wiesen auch in dieser Beziehung:

1. Die *italienischen* Städte:

Die stehende Schuld *Genuas* datiert seit 1257. Im Jahre 1322 bezifferte sich die gesamte Staatsschuld Genuas auf 831496 l. und wurde mit 8—12% verzinst. 1354 war die konsolidierte Schuld auf 2962149 l. 9 s. 6 d. angewachsen, 1378—81 wurden im Kampfe mit Venedig 10 Zwangsanleihen von durchschnittlich 100000 fl. zu 8% aufgenommen, so daß am Ende des 14. Jahrhunderts zu obigen 2,9 Mill. l. noch weitere 2½ Mill. l. hinzugetreten waren. 1470 betrug Genuas Staatsschuld 12 Mill. l., 1597 43,77 Mill. l.[14].

In *Florenz* gab es 1380 1 Mill. fl. d'oro, 1427 3 Mill. fl. d'oro Staatsschulden; von 1430 bis 1433 hatten 70 Familien im Conto di gravezze 4875000 fl. bezahlt[15].

Der Doge von *Venedig* Mocenigo, nachdem er bei Lebzeiten 4 Mill. Dukaten getilgt hatte, hinterläßt (1423) noch eine Schuldenlast von 6 Mill. Dukaten. Im Jahre 1520 betrug das Vermögen des Monte vecchio 8675613 Duk. 14 Gr.[16].

2. *Frankreich*:

1595[17]	296620252	Livres.
1698[18]	2352755000	„
1715[19]	3460000000	„
1721[20]	1,700733294	„
1764[20]	2157116651	„
1789[20]	4467478000	„
1800[21]	40216000	„ Rente.
1814[21]	63307637	„ „

3. *Holland*:

1660[22]	140	Millionen Gulden.
1698[18]	25	„ £.

4. *England*[23]:

1603	400000 £,	
1658	2474290 „	
1701	16394702 „	spanischer Erbfolgekrieg,
1714	54145363 „	spanischer Erbfolgekrieg,
1727	52092235 „	
1739	46954623 „	
1748	78293313 „	
1755	74571840 „	7jähriger Krieg Englands und Frankreichs,
1762	146682844 „	7jähriger Krieg Englands und Frankreichs,
1775	135943051 „	amerikanischer Freiheitskrieg,
1784	257213043 „	amerikanischer Freiheitskrieg,
1793	261735059 „	Napoleonische Kriege.
1816	885186323 „	Napoleonische Kriege.

5. *Europa*:

1714[24] . . . . . 300 Mill. £.

Ganz gewiß: in diesen Ziffern drücken sich große und schwere Verluste aus, die der Kapitalismus erlitten hat.

Und doch! Ohne den Krieg wäre er überhaupt nicht da. Der Krieg hat kapitalistisches Wesen nicht nur zerstört, der Krieg hat die kapitalistische Entwicklung nicht nur gehemmt: er hat sie ebenso gefördert, ja — er hat sie erst möglich gemacht, weil wichtige Bedingungen, an die aller Kapitalismus geknüpft ist, erst im Kampfe sich erfüllen mußten. Ich denke vor allem an die Staatenbildung, wie sie zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert in Europa vor sich geht, die eine Voraussetzung war für die eigenartige Entfaltung des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Die modernen Staaten aber, das wird man nicht erst zu belegen brauchen, sind allein das Werk der Waffen: ihr Äußeres, ihre Abgrenzungen nicht minder wie ihre innere Gliederung: die Verwaltung, die Finanzen sind unmittelbar in Erfüllung kriegerischer Aufgaben in modernem Sinne entwickelt worden: Etatismus, Fiskalismus, Militarismus sind in diesen Jahrhunderten ein und dasselbe. Insbesondere sind auch die Kolonien, wie jedermann weiß, in tausend blutigen Kämpfen erobert und verteidigt worden: von den italienischen Kolonien in der Levante angefangen bis zu dem großen englischen Kolonialreich, das den anderen Nationen Schritt für Schritt mit dem Schwert in der Hand abgerungen wurde.

Erobert worden sind die Kolonien im Kampfe mit den Eingeborenen, erobert im Kampfe mit den eifersüchtigen, um die Wette streitenden europäischen Nationen. Gewiß mag hier und da das diplomatische Geschick mitgeholfen haben, um einem Lande Vorteile im Handel mit einem fremden Volke zu verschaffen; wir kennen zahlreiche Verträge, die mit den eingeborenen Fürsten abgeschlossen wurden, und in denen die europäische Nation Privilegien aller Art zugesichert bekam. Besonders in den Levantekolonien, wo man es mit halb- und ganzzivilisierten Völkern zu tun hatte, waren Vertragsschließungen häufig. Und auch in den asiatisch-amerikanischen Gebieten kamen sie vor. Französisch hießen solche Verträge „Firman", in denen (wie beispielsweise in dem Firman aus dem Jahre 1692, den Deslandes für die französische Comp. des J. O.

in Chandernagor vom Mogul erwirkte) etwa folgendes vereinbart wurde: Die Kompagnie zahlt dem Mogul 40000 Kop., 10000 sofort, 5000 in Jahresraten; die Franzosen erhalten das Recht: frei zu handeln in den Provinzen Bengalen, Orissa und Behar; mit denselben Privilegien und auch denselben Gewohnheiten wie die Holländer; sie zahlen wie diese 3 1/2 % Douane.

Aber so vortrefflich derartige Abmachungen waren; getan war es mit ihnen gewiß nicht. Schon daß sie von den Eingeborenen gehalten wurden, setzte eine Machtentfaltung des vertragschließenden Landes voraus, die dem Fürsten drüben genügende Achtung einflößte. Und dann blieb ja immer noch der rivalisierende europäische Staat, der jeden Augenblick bereit war, mit dem Schwert in der Hand sich seinen Platz zu erkämpfen.

So ist schon die Kolonialgeschichte der Genuesen und Venetianer eine Geschichte von ewigen Kriegen[25]. Auch hier schon bekamen gute Verträge diejenigen Staaten, die am trutzigsten auftraten: „Während dieser Kämpfe beschränkte sich die Republik (Venedig) im wesentlichen darauf, ihr Quartier in der Stadt Negrepont in guten Verteidigungszustand zu setzen. Wahrscheinlich trug dies dazu bei, daß sie im Jahre 1277, als abermals ein Vertrag auf 2 Jahre mit Michael Paläologus abgeschlossen wurde, günstigere Bedingungen erlangte." (Heyd.) Und nicht minder die der westeuropäischen Nationen seit dem 16. Jahrhundert: Machtentfaltung durch kriegerisches Auftreten blieb auch hier die Losung: „Il faudrait envoyer des vaisseaux du Roi afin de les faire voir sur les côtes et surtout n'épargner ni poudre ni boulets, et c'est d'une grande conséquence afin d'abattre l'orgueil des Hollandais . ., fomenter la guerre entre Anglais et Hollandais et secourir toujours le plus faible . . .; la Comp. étant établie une fois, il ne tiendra qu'au Roi d'être le maître des Indes" . . heißt es in einer Denkschrift der Direktoren der französisch-ostindischen Kompagnie aus dem Jahre 1668[26].

Man weiß, daß seit dem 17. Jahrhundert es üblich wurde, die staatlichen Hoheitsrechte, vor allem auch die Kriegsmittel, den privilegierten Handelsgesellschaften zu übertragen, denen dadurch recht eigentlich die Eroberung der Kolonien als Aufgabe einheimfiel, und zwischen denen der Kampf um den Futterplatz (soweit er außerhalb Europas entschieden wurde) zum Austrag kam. Daß in diesem Kampfe die Größe der staatlichen Machtmittel letzten Endes die Entscheidung gab, und daß der Sieg nicht von friedlichen Kaufleuten, sondern von gewandten Geschäftsleuten und brutalen Seehelden erfochten wurde, liegt auf der Hand.

„L'on connaîtra par là qu'il faut que les personnes qui sont à la tête des Compagnies dans les Indes, aient d'autres qualités que celle qui regarde la fonction simplement d'un habile marchand: c'est un service mêlé, où il est nécessaire de savoir un peu de tout", berichtet der immer klar schauende F. Martin nach Hause[27]. Und das hat für

alle Nationen gegolten: die brutalsten, die rücksichtslosesten, die im Kriegshandwerk tüchtigsten haben in dem Kampfe zuletzt den Sieg davon getragen.

Wie der Hergang bei dem Erwerbe kolonialen Besitzes war, dafür liefert die Geschichte der afrikanischen Handelsgesellschaften ein besonders gutes, weil außerordentlich durchsichtiges Beispiel:

Zunächst wird Afrika von den Portugiesen besetzt. Daneben fassen auch die Engländer festen Fuß: die Königin Elisabeth privilegiert eine Gesellschaft. Die Engländer bauen nun ihr erstes Fort an der Goldküste, dann am River Gambia, zur Zeit der Stuarts. 1621 wird die holländisch-westindische Kompagnie errichtet, mit dem Rechte, alles Land an der afrikanischen West- und amerikanischen Ostküste in Besitz zu nehmen; sowie mit dem alleinigen Recht, daselbst Handel zu treiben. Da die Portugiesen die Plätze, die für die Gesellschaft wichtig waren, schon in Besitz genommen hatten, so waren Zusammenstöße unvermeidlich, und sie traten auch bald genug ein: 1637 erobern die Holländer das erste portugiesische Fort in Afrika, bald alle andern, die ihnen im Vertrage von 1641 formell zugesprochen wurden. Nun sind aber die Engländer noch im Wege, und die Holländer beanspruchen jetzt das Recht des Alleinhandels auch ihnen gegenüber: sie lassen beständig zwei Kriegsschiffe an der Küste kreuzen, die auf ankommende englische Handelsschiffe Jagd machen sollen[28]. Es war nun klar geworden:

1. daß englische Privatkaufleute nicht gegen die vereinigte Macht der holländisch-westindischen Gesellschaft aufkommen konnten;

2. daß auf einen Vertrag zwischen den beteiligten Staaten wenig Wert zu legen war (Ostindische Erfahrung!);

3. daß es nur ein Mittel gebe, gegen einen solchen Gegner wie die holländisch-westindische Kompagnie zu bestehen: auch die englischen Kaufleute gleicherweise zu einer Gesellschaft zusammen zu schließen und dieser alle Machtbefugnisse und Privilegien zu geben, deren sie bedürfte.

Das Ergebnis dieser Erwägungen war die Gründung der „Company of Royal Adventurers of English trading into Africa" im Jahre 1662.

Nun beginnt ein wohl geordneter Kampf zwischen beiden Gesellschaften: Die Engländer legen nun auch Forts an, rüsten auch Kriegsschiffe aus usw. Welcher Aufwand dabei in Frage kam, zeigen folgende Ziffern: für Erbauung und Erhaltung der Forts an der afrikanischen Küste verausgabte die Gesellschaft von 1672—1678 390000 £, von 1678 bis 1712 206000 £, von 1712—1729 255000 £, zusammen also 851000 £ in diesen 57 Jahren! Aber die Engländer wurden nun auch in ihrem Besitze nicht mehr gestört. Postlethwayt, der nach guten zeitgenössischen Quellen diesen Bericht gibt, fügt hinzu[29]: „For 250 years past, it has been the constant policy of all such European nations .. die fremde Länder entdeckt haben .. to build and maintain forts and

castles; and in virtue of such possessions to claim a right to whole Kingdoms and to tracts of land of a vaste extent and to exclude all other nations from trading into or from them".

Vergegenwärtigt man sich aber die überragende Bedeutung, die die Kolonien für die Entwicklung des modernen Kapitalismus haben: als Vorbilder, als Gesinnungsbildner, als Vermögensbildner, als Marktbildner, so genügt diese eine Leistung des Krieges: die Eroberung der Kolonialreiche, um ihn auch als Schöpfer kapitalistischen Wesens zu betrachten. Das doppelte Gesicht des Krieges: hier zerstört er, und dort baut er auf.

Aber um das auszusprechen, hätte ich nicht nötig gehabt, schon wieder ein Buch zu schreiben. Denn das weiß sogar jeder „Historiker". Was mir vielmehr am Herzen liegt, ist: den Nachweis zu führen, daß der Krieg noch viel unmittelbarer am Aufbau des kapitalistischen Wirtschaftssystems beteiligt ist. Deshalb daran beteiligt ist, weil er die modernen Heere geschaffen hat und die modernen Heere wichtige Bedingungen kapitalistischer Wirtschaft erfüllen sollten. Die Bedingungen, die hier in Betracht kommen, sind: die Vermögensbildung, der kapitalistische Geist und vor allem ein großer Markt. Die folgenden Untersuchungen stellen sich die Aufgabe, die Zusammenhänge aufzudecken, die zwischen der Entwicklung des Militarismus und des Kapitalismus bestehen. Ich werde immer vor allem nachzuweisen suchen, inwieweit die modernen Heere, deren Entstehung ich zunächst verfolge: 1. als Vermögensbildner, 2. als Gesinnungsbildner, 3. (vor allem!) als Marktbildner dem kapitalistischen Wirtschaftssystem Vorschub leisten.

Die Epoche, über die sich meine Darstellung erstreckt, ist die Zeit seit der Entstehung der modernen Heere bis etwa zum Ende des 18. Jahrhunderts. Es sind die für die Entwicklung des modernen Kapitalismus entscheidenden Jahre, in denen er Ziel und Richtung bekommt, seine Pubertäts-

jahre. Nur für diese frühkapitalistische Epoche behaupte ich die überragende Bedeutung des Militarismus. Später mischen sich tausend andere Bestandteile hinein, später wird der Gang des Wirtschaftslebens durch tausend andere Triebkräfte ebenso stark, wenn nicht stärker, bestimmt wie durch die militärischen Interessen, die einen beherrschenden Einfluß nur bis zum Beginn der hochkapitalistischen Zeit ausüben: aber das ist ja gerade das Entscheidende, weil eben in dieser Zeit der Charakter des modernen Kapitalismus seine Grundprägung erfährt.

Erstes Kapitel: Die Entstehung der modernen Heere

I. Die Herausbildung der neuen Organisationsformen

1. Die theoretisch möglichen Heeresverfassungen

Die allgemeine Heeresverfassung weist folgende Möglichkeiten verschiedenartiger Gestaltung auf:

1. Nach dem Organisationszentrum unterscheiden wir Privatheere und Staats- (Stadt- usw.) Heere: je nachdem innerhalb eines Gemeinwesens einzelne (Privat-) Personen die Heere zusammenbringen, um sie entweder für sich oder für andere kämpfen zu lassen; oder die öffentlich-rechtlichen Gewalten, „öffentliche Körper" wie Staaten, Stände, Städte die Heere organisieren.

2. Nach der Lebensdauer eines Heeres zerfallen die Heere in stehende und nicht stehende, (man könnte sagen: fliegende Heere), je nachdem sie ohne die besondere Veranlassung eines Krieges ein für allemal zusammenbleiben oder nur auf Zeit zusammengebracht werden, wenn sich ein Bedarf nach ihnen einstellt. Das stehende Heer kann wiederum in zwei verschiedenen Formen auftreten: präsent oder absent, je nachdem der Miles perpetuus „unter Waffen" gehalten oder zu seiner bürgerlichen Beschäftigung beurlaubt wird. Bleibt ein Teil des stehenden Heeres unter Waffen, während ein anderer Teil sich im Beurlaubtenstande befindet, so sprechen wir von einem Kadreheer.

Will man den Begriff „stehendes Heer" enger fassen, so

wird man darunter diejenigen Krieger verstehen, die unter Waffen sind. Häufig denkt man nur an diese, wenn man vom stehenden Heere in seinen Anfängen spricht, weil damals die Kategorie des beurlaubten Militärs noch nicht existierte.

Ebenso unbestimmt (und unbestimmbar, weil es nur Gradunterschiede, keine Wesensunterschiede gibt) ist der Begriff des Berufsheeres. Eindeutig ist er nur, wenn man darunter Heere versteht, die in ihrem ganzen Bestand aus Berufskriegern bestehen, das heißt aus Leuten, die so lange das Kriegshandwerk treiben, als es ihre Kräfte zulassen (wie heutzutage unsere aktiven Offiziere). Ein Berufsheer ist aber anderseits auch ein Volksheer mit mehrjähriger Dienstzeit im Gegensatz zur „Miliz" mit ungenügender oder gar keiner Ausbildung.

Für unsere Zwecke ist die scharfe Auseinanderhaltung dieser verschiedenen Typen nicht so wichtig. Es wird genügen, wenn wir die empirischen Gestaltungen, wie sie die europäische Geschichte aufweist, dann im einzelnen richtig umschreiben.

3. unterscheiden wir die Heere nach der Art und Weise der „Heeresaufbringung". Hier scheint mir eine Einteilung in die zwei großen Gruppen: Zwangsheere und freie Heere ratsam, um damit auszudrücken, daß der Krieger im ersten Falle einem (äußeren) Zwange folgt, wenn er zur Fahne geht, daß er auch, wenn er nicht wollte, sich doch stellen müßte (ob er dann gern oder gar mit Begeisterung dem Rufe des Kriegsherrn folgt, ist gleichgültig, diese gefühlsmäßige Beziehung ist unabhängig von der hier herausgehobenen und betonten rechtlichen Beziehung des einzelnen Kriegers zum Heere); während er im anderen Falle aus einem freien Entschlusse heraus handelt (also daß er auch nicht sich dem Heere anschließen brauchte, wenn er nicht wollte).

Die Zwangsheere nehmen sehr verschiedenen Charakter an, je nach dem Ursprung und der Form der Verpflichtung. Der Zwang kann privatrechtlich oder öffentlich-rechtlich be-

gründet sein. Ein privatrechtlicher Zwang ergreift die ganze Person des Kriegers, der alsdann als „Sklave“ erscheint. Seine Heerespflicht ist in der Tatsache begründet, daß er persönlich unfrei ist, während sie im andern Falle aus seiner Eigenschaft als Angehöriger eines bestimmten Verbands folgt. Der Krieger wird als Bauer oder als Ritter oder als Untertan „aufgeboten“: daher „Aufgebotsheere“ auf diesem Wege zustande kommen, die entweder nur einen Teil einer Volksgemeinschaft umfassen und dann Klassenheere sind oder aus der ganzen Volksgemeinschaft hervorgehen und dann Volksheere sind.

Die „freien“ Heere bestehen demgegenüber aus Kriegern, die aus freier Entschließung zur Waffe gegriffen haben. Ist ihr Entschluß im Hinblick auf die im Kampfe erhofften Enderfolge zustande gekommen, haben sie sich zum „Schutze des Vaterlandes“ oder zur Verteidigung irgendwelcher anderen Interessen vereinigt, so sprechen wir von Freiwilligen-Heeren im eigentlichen Sinne. Tun sie dagegen Kriegsdienst gegen unmittelbare Bezahlung, sind sie „angeworben“, zu bestimmten Leistungen vertragsgemäß gegen Entgelt verpflichtet, so haben wir „Söldnerheere“ vor uns.

4. kann man nach der inneren Gliederung der Heere noch Individual- und Kollektivheere unterscheiden, über welchen Unterschied ich im weiteren Verlauf der Darstellung mich näher auslassen werde.

Die Einteilung der Heeresformen, die ich hier vorgenommen habe, ist nicht die übliche. Mir scheint sie aber zweckmäßig, vor allem im Hinblick auf die im folgenden anzustellenden Betrachtungen. Es schmerzt einen oft geradezu körperlich, wenn man etwa „stehendes Heer“ und „Söldnerheer“ gegenübergestellt sieht, was eine Kontrastierung ist wie sie etwa die Gegenüberstellung von Konkret und Konvex enthält. Man tut gut, sich solchen Verstößen gegenüber gegenwärtig zu halten, daß die Gesichtspunkte, nach denen man bestimmte Heeres-

formen unterscheidet, sehr verschiedener Art sind. Und tut ebenfalls gut, nicht zu vergessen, daß die so unterschiedenen Eigenarten der Heere sich in vielfältiger Weise mischen können: ein Staatsheer kann ein stehendes oder ein fliegendes Heer, ein Söldnerheer oder ein Aufgebotsheer, ein Berufs- oder ein Milizheer sein. Wiederum kann ein Söldnerheer ein stehendes oder ein fliegendes, ein Privat- oder ein Staatsheer sein usw.

Schema der Heeresorganisation

Zu unterscheiden sind:

I. Nach der Heeresorganisation:
   1. Privatheere,
   2. Staatsheere.

II. Nach der Lebensdauer des Heeres:
   1. Stehende Heere:
      a) Präsenzheere,
      b) Absenzheere (Kadreheere),
   2. Fliegende Heere.

IIa. Nach der Dauer der Ausbildung des Kriegers:
   1. Berufsheere,
   2. Dilettantenheere („Miliz"-Heere).

III. Nach der Art der Aufbringung:
   1. Zwangsheere:
      a) privatrechtliche: Sklavenheere,
      b) öffentlich-rechtliche (Aufgebotsheere),
         α) Klassenheere,
         β) Volksheere;
   2. freie Heere:
      a) Freiwilligenheere,
      b) Söldnerheere (Werbeheere).

IV. Nach der inneren Gliederung:
   1. Individualheere,
   2. Kollektivheere (Massenheere, Truppenheere).

2. Das Landheer

Es herrscht Streit unter den besten Kennern der Heeresgeschichte, wann man die Entstehung der modernen Heere annehmen soll: während in Frankreich die Einsetzung der Ordonnanzkompagnien durch Karl VII. (1445) eine Zeitlang ziemlich allgemein als das Ereignis betrachtet wurde, von dem man die moderne französische Armee datieren solle, sind neuerdings Meinungen laut geworden, die erst den Sohn Karls VII., oder gar erst Franz I. oder noch spätere Könige als Begründer der französischen Armee gelten lassen wollen. Für England verlegen die einen den Anfang des modernen Heeres in das Jahr 1509 oder gar noch früher, während andere das Jahr 1643 oder 1645 als Gründungsjahr ansehen. Die preußische Armee lassen zwar die meisten unter dem Großen Kurfürsten anfangen, aber sie streiten doch, in welchem Jahre oder gar in welchem Jahrzehnt die ersten Ansätze zu suchen seien, und manche wollen gar erst in Friedrich Wilhelm I. den „eigentlichen" Begründer des preußischen Heeres erblicken.

Dieses Schwanken kann uns nicht in Erstaunen setzen, wenn wir wahrnehmen, daß die verschiedenen Forscher sehr verschiedene Merkmale ansehen, an denen man das moderne Heer soll erkennen können. Gibt es denn aber Merkmale, die als Erkennungszeichen des modernen Heeres gelten könnten, mit deren Hilfe man dieses mit Sicherheit von dem mittelalterlichen Heere zu unterscheiden vermöchte? Wie man etwa ein Söldnerheer von einem Aufgebotsheer, ein Klassenheer von einem Volksheer deutlich unterscheiden kann?

Es scheint fast nicht, wenn man die Kriterien Revue passieren läßt, die jeweils als Merkmale des „modernen Heeres" gegolten haben oder gelten.

Früher glaubte man wohl, daß das Söldnerwesen das Neue darstelle, was die Feudalepoche beendigt und die moderne Zeit eingeleitet haben sollte. Wir wissen aber heute längst,

daß das Söldnertum bis tief in das Mittelalter zurückreicht, daß es wohl so alt ist wie das Rittertum, und daß Söldnerheere immer neben Ritterheeren bestanden haben.

Söldnerheere treffen wir unter den griechischen Kaisern[30] ebenso wie unter den Kalifen seit dem 9. Jahrhundert[31]. Aber auch in den europäischen Staaten begegnen wir ihnen bereits im 10. Jahrhundert: der Mönch Richer erzählt, daß 991 der Graf von Anjou gegen den Grafen der Bretagne gezogen sei mit einem Heere, bestehend aus Vasallen und Söldnern (conductitii)[32].

Frühzeitig entwickelt sich die Söldnerei in England: 1014 erhebt Ethelred 21000 £ zu Heereszwecken[33], und seit dem Domesday ist die Ablösung der Gefolgspflicht in Geld und die Anwerbung von Rittern durch den König gang und gäbe[34].

Im 12. und 13. Jahrhundert wird dann das Söldnertum zu einer überall verbreiteten Einichtung: Söldnerheere waren die Normannenheere, die nach Italien kamen, bald um den Griechen gegen die Sarazenen, bald gegen die Griechen den langobardischen Herrengeschlechtern oder den Landschaften zu dienen. Söldner bilden einen großen Teil der Truppen Ludwigs des Heiligen, beritten und zu Fuß; die Fußtruppen sind wohl die erste Infanterie-Soldtruppe, Kompagnien von 100 Mann unter einem Ritter, von denen zwar die Chroniken nicht, wohl aber die Rechnungen berichten[35]. Schon im 12. Jahrhundert war das Söldnerwesen so weit ausgebildet, daß es berühmte Söldnerführer gab, nach Art der späteren Condottieri[36].

Alles das sind Beispiele aus der feudalen Welt. Daß in der städtischen Wehrverfassung überall sehr früh das Söldnerwesen einen organischen Bestandteil bildete, versteht sich von selbst[37].

Das Söldnertum als besonderes Kennzeichen des modernen Heeres anzusehen, verbietet sich aber auch aus dem Grunde:

weil das Aufgebotsheer sicher zu allen Zeiten einen Bestandteil des modernen Heeres gebildet hat.

Ebensowenig aber kann man den Anfang des modernen Heeres mit den Anfängen des stehenden Heeres zusammenfallen lassen. Denn auch die „stehenden Heere“ reichen viel weiter zurück, als man das moderne Heer zurückrechnen kann.

Auch wenn man das ganze Ritterheer kein „stehendes Heer“ nennen will, obwohl man es genau so bezeichnen müßte: denn es war „stehend“, das heißt dauernd zur Verfügung des Königs, wenn auch nur in potentia und absentia, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die seit jeher vorhandene Scara der Fürsten alle Merkmale, die man einem stehenden Heere überhaupt beilegen kann, erfüllt: es war eine Kriegerschar, die den Fürsten umgab, ihm jederzeit zur Verfügung stand und nie verschwand: der miles perpetuus. Diese persönliche Schutztruppe, die „Leibwache“, finden wir denn auch in den modernen Staaten seit ihren Anfängen wieder: die italienischen Tyrannen halten sie ebenso wie die französischen und englischen Könige oder die deutschen Fürsten: es sind die gens d'armes, die men-at-arms[38], die „Trabanten“[39].

Ist es etwa die königliche Kommandogewalt, die das moderne Heer charakterisiert und von dem mittelalterlichen unterscheidet? Wollte man das annehmen, so müßte man abermals bis tief ins Mittelalter zurückgehen, um auf die Anfänge des modernen Heeres zu stoßen. Denn wenigstens in Frankreich steht das königliche Heer seit der Lehnszeit unter dem einheitlichen Befehl des Connétable, dem seit 1349 der Capitaine général zur Seite gestellt ist, und die oberste Leitung der Kriegsmaschinen und (nach Einführung der Kanonen) des groben Geschützes obliegt daselbst seit 1274 dem Grand Maître des Arbalétiers, einem königlichen Beamten.

Oder soll man die Waffentechnik für die Umwandlung des mittelalterlichen Heeres in das moderne Heer verantwort-

lich machen, wie es manche für richtig halten? Das hieße ebenfalls den Tatsachen Gewalt antun. Mit der Einführung der Feuerwaffen beginnt ganz gewiß keine neue Epoche des Heerwesens: denn kein Mensch wird die Heere, die bei Crecy fochten, wo schon Feuerwaffen in Gebrauch waren, für moderne Heere halten, und anderseits wird niemand den Armeen, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts zum Teil noch mit der Pike fochten, den Charakter als „moderne" Heere absprechen mögen.

Also scheint es wirklich, als ließe sich von keiner Seite her die Heeresgeschichte in eine mittelalterliche und eine neuzeitliche Epoche abgrenzen? Aber wir empfinden doch wieder ganz deutlich, daß die Heere, wie sie am Anfang des 18. Jahrhunderts uns entgegentreten, grundsätzlich sich unterscheiden von den Heeren noch des 15. Jahrhunderts, müssen also auch annehmen, daß sich in der Zeit von 1500 bis 1700 (um den Zeitraum ganz weit abzugrenzen) wesentliche Veränderungen in der Heeresorganisation vollzogen haben. Es wird hier wie so oft sich der Widerspruch dadurch lösen lassen, daß man verzichtet, ein bestimmtes Ereignis als das entscheidende herauszugreifen und also von dem Eintritt dieses Ereignisses an die grundsätzliche Neugestaltung zu rechnen. Das moderne Heer hat ebensowenig wie der moderne Staat oder der moderne Kapitalismus ein bestimmtes Geburtsjahr. Ja, seine Entstehung setzt nicht einmal mit Notwendigkeit das Anheben einer ganz neuen Entwicklungsreihe voraus: alte Einrichtungen können sich langsam gewandelt, alte Sitten und Gebräuche unmerklich erneuert, nebeneinander herlaufende Ströme können sich vereinigt haben, bis endlich durch schrittweise und stückweise Umbildung die neue Form zustande gekommen war, die wir nun in ihrer Gänze deutlich als etwas Grundverschiedenes von der früheren empfinden, und die wir beide natürlich auch, wenn wir sie in ihrer Reinheit begrifflich erfassen wollen, mit aller erdenklichen Schärfe voneinander abheben müssen: so sehr wir uns bewußt sind,

daß in der empirischen Gestaltung an keiner einzigen Stelle des Umbildungsprozesses gesagt werden konnte: hier ist der Punkt, wo das Neue auftritt; daß kein einziger Entwicklungsfaktor aufgewiesen werden konnte, dem man die Neuwirkung hätte zuschreiben können.

Das moderne Heer ist ein stehendes und ist ein Staatsheer. Die beiden schon immer vorhandenen Tendenzen: den Fürsten (als Vertreter des Staates) zum alleinigen Befehlshaber zu machen und ihm dauernd die Truppen zur Verfügung zu stellen, wirken also bis zum letzten Ende weiter, bis die Grundsätze zu allgemeiner Geltung gelangt sind. Dieser Sieg der beiden Prinzipien findet seinen äußeren, man wäre versucht, zu sagen: symbolischen Ausdruck, wenn dieser Ausdruck nicht gleichzeitig eine so sehr reale Bedeutung für die Grundideen des modernen Heeres hätte: in der dauernden Bereithaltung oder Bereitstellung von Geldmitteln zur Beschaffung und Ausrüstung der stehenden, staatlichen Truppen; von Mitteln, über die der Fürst frei zu verfügen hat, also daß er dadurch die zeitliche Dauer wie auch die administrative Durchdringung des Heeres von seinem Willen abhängig machen kann: in dieser nunmehr geschaffenen materiellen Potenz des Fürsten vereinigen sich die beiden wesentlichen Merkmale des modernen Heeres: daß es stehend und daß es staatlich ist, wie von selbst zu einer organischen Einheit. Der Fürst verfügt nunmehr über „Mittel und Volk“, und damit ist das Heer in seiner neuen Form gewährleistet; damit ist es zu dem geworden, was es zu sein bestimmt war: zum Schwert in der Hand des Fürsten, dem es wiederum erst zu seiner Eigenart verhilft: da in der politischen Welt „ein Herr in keiner Consideration ist, wann er selber nicht Mittel und Volk hat“, wie es der Große Kurfürst in seinem politischen Testamente von 1667 ausdrückt.

Hat man die innige Zusammengehörigkeit der drei Momente: Mittelbeschaffung, Kontinuität und staatliche Ver-

waltung und ihre grundlegende Bedeutung für die Herausbildung des modernen Heeres erkannt, so ist man allerdings geneigt, den Reformen Karls VII. von Frankreich epochemachenden Charakter zuzusprechen.

Die Vorgänge waren bekanntlich folgende[40]: Karl war vor dem Jahre 1439 auf die spärlichen und unsicheren Bewilligungen der Stände, die ihm noch getreu geblieben, angewiesen. Aus dieser finanziellen Unordnung und dem Geldmangel entsprang die Eigenmacht der Kriegsbanden, welche das Reich erfüllten. „Wie oft haben Kapitäne, die für den König fochten, die Befehle seiner Marschälle zurückgewiesen; wie oft haben sie sich hinter den Mauern ihrer Festungen die schnödesten Gewalttaten erlaubt." Karl versuchte nun zunächst dieser Banden Herr zu werden dadurch, daß er sie auf bestimmte Einkünfte in je ihrem Bezirke anwies. Im Jahre 1439 schritt er dazu, die Verhältnisse einheitlich und dauernd für das ganze Reich zu ordnen. Es kam zu der Ordonnanz vom 2. November[41], der der Gedanke zugrunde liegt, daß man die Truppen, die man für den fortdauernden Krieg bedurfte, nicht im Zaume halten könne, wenn man sie nicht regelmäßig besolde und einem einzigen Befehl unterordne. Die Großen des Reiches leisteten Verzicht, ohne Erlaubnis des Königs Truppen zu halten, und sprachen diesem das ausschließliche Recht zu, Kapitäne zu ernennen, die dann für jeden Unfug, der von ihren Kompagnien verübt wurde, neben ihm verantwortlich sein sollten. Sie ließen sich aber auch verbieten, Taillen eigenmächtig auf ihre Untertanen zu legen oder die vom Kriege aufgelegten zu erhöhen; dem Könige wurde zu dem Zwecke der Truppenbesoldung zugestanden, eine allgemeine Steuer ebensogut von den Untertanen der Großen wie in den unmittelbaren Gebieten zu erheben. Dieses Recht betrachtete der König als dauernd: aus dem denarius perpetuus ging der miles perpetuus wie von selbst hervor. Auf Grund des Beschlusses der Versammlung von Orléans

konnte der König feste und durchgreifende administrative Einrichtungen treffen. Ranke nennt diese Reform gewiß mit Recht „eine der größten Veränderungen“. Ihr verdankt die für ihre Zeit unerhört große und unerhört gute Armee, mit der Karl VIII. in Italien einfiel, ihr verdanken die glänzenden Truppen, mit denen Franz I. seine Schlachten schlug, doch letzten Endes ihre Entstehung.

Was sich in Frankreich schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts abspielte, wiederholte sich in anderen europäischen Staaten erst zwei Jahrhunderte später. In England fällt die Konsolidierung der Armee doch erst in die Zeit des Commonwealth. Die entscheidenden Maßregeln sind hier wohl[42] der Beschluß des Parlaments (1643): daß Essex' Armee dauernd aus 10000 Fußtruppen und 4000 Pferden bestehen solle und die Ordonnanz vom 15. Februar 1645, mittels deren das Committee of Both Kingdomes beauftragt wird (nachdem die Essexsche Armee 1644 kapituliert hatte), „eine neue Armee zu schaffen“: The New Model Army.

Bekanntlich wurde dann später der Bestand einer stehenden Staatsarmee noch einmal in Frage gestellt, als es die Bill of rights zum Staatsgrundgesetz erhob: daß das Halten einer stehenden Armee in Friedenszeiten „gegen das Gesetz“ sei. Da aber eine Armee doch nicht zu entbehren war, so gab das Parlament seit 1689 die Erlaubnis zur Bildung eines geworbenen Heeres durch ein jährliches Spezialgesetz unter dem Titel: Bill to punish mutiny and desertion etc. Auf dieser Mutiny Bill ruht seitdem das englische Heerwesen[43].

Für Deutschland, das heißt für die deutschen Landesfürsten, ist, möchte mir scheinen, der Artikel 180 des Reichstagsabschieds vom 17. Mai 1654 von entscheidender Wichtigkeit geworden. In diesem Artikel war der Grundsatz aufgestellt, daß „jedes Kurfürsten und Stands Landsassen Unterthanen und Bürger“ verpflichtet seien, „zu Besetz- und Erhaltung ... der nöthigen Festungen, Plätze und Garnisonen

ihren Landesfürsten, Herrschaften und Obern mit hülflichem Beitrag an Hand zu gehen". Diese Bestimmung gab die Höhe der von den Landtagen zu bewilligenden Beiträge in der Hauptsache dem Ermessen der fürstlichen Gewalten anheim und „ist dadurch für die Entwicklung des miles perpetuus in den deutschen Territorien sehr wichtig geworden" [44].

Den Prozeß der Verstaatlichung der Heere, der sich Schritt für Schritt parallel mit dem Stehendwerden der Truppen vollzog, im einzelnen hier zu verfolgen, ist nicht der Ort: Genug, daß im Anfang des 18. Jahrhunderts das moderne Heer in seiner staatsrechtlich-verwaltungstechnischen Gestalt fertig dastand. In Preußen, dem nunmehr führenden Lande, bezeichnet die Kabinettsorder vom 15. Mai 1713 den Abschluß der Neubildung. In ihr wird der „Söldnerei auf Zeit" der letzte Stoß gegeben, sofern bestimmt wird, daß alle, die einmal geworben, so lange dienen sollen, bis Seine Majestät sie entläßt [45]. Auch die Besetzung sämtlicher Offizierstellen war nunmehr dem Könige vorbehalten: jetzt erst, unter Friedrich Wilhelm I., wird das freie, unbeschränkte monarchische Ernennungsrecht der Krone, wie auf allen anderen Gebieten der Verwaltung, so auch hier unbedingt anerkannt und ausgeübt [46].

Aber wenn wir uns „das moderne Heer" in seiner ganzen Eigenart vor Augen stellen, so erscheinen in dem Bilde doch deutlich noch andere Züge als sein verfassungs- und verwaltungshafter Charakter: Exerzierplätze tauchen vor unserem Blick auf, wir sehen „Truppenkörper" vor uns, gegliedert und ineinander geschoben: Armeekorps, Regimenter, Bataillone, Kompagnien ziehen an uns vorüber, unter dem Kommando einer hierarchisch über- und untergeordneten Schar von Befehlshabern. Das heißt: das moderne Heer ist auch militärtechnisch eigenartig bestimmt. Und zwar stellt es sich uns dar als das, was man ein Kollektivheer oder ein Massenheer oder auch ein Truppenheer nennen könnte und unter-

scheidet sich dadurch ebenfalls scharf von allen mittelalterlichen Heeren.

Die Besonderheit eines solchen Massenheeres liegt darin, daß es vor allem durch seine Größe, durch die zu einer taktischen Einheit zusammengefaßten vielköpfigen Kriegerhaufen wirkt. Wenn tausend Ritter im Kampfe standen, so bildeten sie keine einheitliche Masse, sondern tausend Einzelkrieger fochten nebeneinander: tausend moderne Kavalleristen sind zu einem Stoße gleichsam vereinigt, wenn sie eine Attacke reiten. In ihnen und durch sie wirkt die überindividuelle Einheit des Massenkörpers, der von einem gemeinsamen Geiste beseelt ist. Diese Gemeinsamkeit des Geistes wird durch das Kommando hergestellt, das von den Führern ausgeht. Die Funktionen der (geistigen) Leitung und der (körperlichen) Aktion sind also getrennt und werden von verschiedenen Personen ausgeübt, während sie früher in einer und derselben Person zusammengefügt waren. Es hat sich jener Differenzierungsprozeß vollzogen, der für die gesamte moderne Kulturentwicklung so außerordentlich charakteristisch ist.

Vor allem drängt sich die Analogie der Entwicklung in der Organisation des Wirtschaftslebens auf: vom Handwerk zum Kapitalismus.

Diese Differenzierung der leitenden und ausführenden Funktionen zieht dann eine ganze Menge von Erscheinungen nach sich, die das moderne Heerwesen kennzeichnen: vor allem das Exerzieren und die Disziplin, durch die auf mechanischem Wege die Verbindung zwischen leitenden und ausführenden Organen hergestellt werden muß. Im „Gleichtritt", den die Griechen und Römer geübt hatten, den die Schweizer und Schweden wieder übten, den Leopold von Dessau in der preußischen Armee zur Regel machte, begrüßt das moderne Heer gleichsam sein Symbol.

Ich glaube, daß man den Einfluß, den hier das moderne Heerwesen auf die gesamte Kultur und in Sonderheit auf das

Wirtschaftsleben ausgeübt hat, noch nicht hinreichend gewürdigt hat. In dem entscheidenden 17. Jahrhundert vollzieht sich die Zerbrechung und Zertrümmerung des natürlichen Menschen, der die Renaissancezeit noch beherrscht hat, und der unfähig gewesen wäre, das kapitalistische Wirtschaftssystem zur vollen Entwicklung zu bringen. Der Teilmensch, der Sachmensch, der Pflichtenmensch wird geschaffen. Man hat für die Geburt dieses neuen Menschen die Religion, in Sonderheit den Puritanismus verantwortlich gemacht. Hat man aber auch bedacht, in welch engem Zusammenhange Puritanismus und Militarismus miteinander stehen? Man muß sich doch erinnern, daß der „militärische Geist", „the military spirit", durch Cromwell in die modernen Heere eingeführt worden ist, daß Milton voller militärischer Ideen steckt.

Die Ideale beider sind dieselben: die Überwindung des kreatürlichen Menschen, seine Einordnung in ein überragendes Ganze. Deshalb sind auch die militärischen „Tugenden", wie sie im 17. und 18. Jahrhundert gelehrt wurden, größtenteils dieselben, die die Non-Conformisten, die Calvinisten, die Puritaner vertreten. Zucht ist das Leitmotiv.

In der Schrift von David Faßmann, „Der Ursprung, Ruhm, Exzellenz und Vortrefflichkeit des Krieges- und Soldatenstandes, sowie dessen 18 nöthige Qualitäten", Berlin, 1717, werden folgende 18 Qualitäten eines tüchtigen Kriegsmannes aufgezählt:

„Gottesfurcht, Klugheit, Herzhaftigkeit, Todesverachtung, Nüchternheit, Wachsamkeit, Geduld, Zufriedenheit, Treue, Gehorsam, Respekt, Aufmerksamkeit, Haß gegen schnöde Lüste, Ehrbegierde, kein Räsonierer sein, fehlerlose Dienstleistung, Wissenschaft, gutes Naturell."

Dieselben Tugenden kehren in einem amtlichen Erlasse Friedrich Wilhelms I. wieder, der offenbar von Faßmann inspiriert worden ist: puritanische, militärische und kapitalistische Tugenden sind, wie man sieht, größtenteils dieselben.

Mag man nun annehmen, daß die militärische Disziplin aus puritanischem Geiste geboren oder durch puritanische Ideen gefördert sei, oder daß sie ihre eigene Entstehungsursache in den neugeschaffenen Verhältnissen habe: daran ist nicht zu zweifeln, daß bei der Durchdringung des Lebens mit dem neuen Geiste die Armee die größere Arbeit geleistet hat. Dafür sorgte der Exerzierplatz, auf dem in mühseligem, hartem, jahrelangem Kampfe der alte, triebhafte Mensch zur Strecke gebracht wurde.

Das ist ja die entscheidende Wandlung, die das Heerwesen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert erfährt: daß in dieser Zeit der freie Söldner zum einexerzierten, dressierten Paradesoldaten wird, hinter dem der Korporalstock steht. Häufung der Exerzierpflichten, strenge Disziplin, Drill sind das Kennzeichen der neuen Zeit. Und diese Arbeit konnte für den Kapitalismus, der ganz dieselben Menschen brauchte, nicht verloren sein. Es ist gar nicht nötig, anzunehmen, daß dieselben Leute, die auf dem Exerzierplatz eingeübt waren, nun in der Fabrik die neue Kunst des Sichunterordnens verwertet hätten: schon das Beispiel, das die Armee gab, wirkte, und der Geist, der in ihr herrschte, pflanzte sich doch wohl auch in der übrigen Bevölkerung fort, wurde in den Familien gepflegt und überliefert, so daß er schließlich im Wirtschaftsleben wieder lebendig werden konnte. Daß nicht etwa das Wirtschaftsleben sich in der militärischen Disziplin widergespiegelt hat, wie ein altgläubiger Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung üblicherweise schlußfolgert, sobald er von solchen Parallelerscheinungen, wie ich sie hier eben aufgedeckt habe, erfährt, ergibt die zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Phänomene.

Auf alle Fälle scheint mir so viel sicher, daß hier ein für die Genesis der gesamten modernen Kultur und insonderheit der wirtschaftlichen Kultur sehr bedeutsames Problem

liegt, dessen eingehende Erörterung wohl die Mühe lohnen würde.

Das Vorbild dieser neuen Massenheere waren die Schweizer Volksheere des 14. Jahrhunderts gewesen; später hatten wohl humanistische Studien den Blick zurück auf die Massenheere der Griechen und Römer gelenkt: ich denke an die kriegsgeschichtlichen Schriften Macchiavellis oder an die Legionen des ersten Franz von Frankreich. Aber sicherlich hätte das moderne Fürstentum diese Form der Heeresbildung aus sich selber heraus erzeugt, auch ohne alle Vorbilder, just wie der moderne Kapitalismus mit zwingender Notwendigkeit die großbetrieblichen Formen der Arbeitsorganisation aus sich und seinem innersten Wesen heraus entwickeln mußte, weil diese äußeren Erscheinungsformen in ihnen selbst eingeschlossen lagen.

Das moderne Fürstentum mußte das differenzierte Massenheer aus sich heraus erzeugen, weil dieses allein den ihm innewohnenden Drang nach Ausdehnung, nach Machtentfaltung gerecht wurde. Die Waffentechnik mag dabei mitgesprochen haben. Aber eine primär wirkende Ursache ist sie bei der Herausbildung der modernen Heeresorganisation nicht gewesen (ebensowenig — der Vergleich drängt sich unwillkürlich immer wieder auf — wie bei der Herausbildung der großbetrieblichen Formen im Rahmen des kapitalistischen Wirtschaftssystems). Die taktische Einheit des Gevierthaufens, in dem das moderne Massenheer zuerst in die Erscheinung tritt, hat zur waffentechnischen Grundlage die Pike und hat erst stark umgeändert werden müssen, um das Schießen mit Feuerwaffen zu ermöglichen. Dann hat später natürlich die Feuerwaffentechnik mit ihrer monoton-mechanischen Wirkung die Organisation des Massenheeres gefestigt, hat dieser gleichsam den automatischen Zug eingeprägt und hat die ehedem rein aus freiem Entschlusse gebildete Formation zur Notwendigkeit gemacht

(wie die Dampftechnik die Manufaktur zur Fabrik übergeführt hat).

Ursprünglich aber ist die Form des Massenheeres frei vom modernen Fürsten geschaffen worden, um seinem innersten Wesen Ausdruck zu verleihen: nur in ihm lag die Möglichkeit einer raschen und unausgesetzten Ausweitung eingeschlossen. In der Differenzierung zwischen leitender und ausführender Arbeit, in der dadurch bedingten mechanischen Übertragung der Fertigkeiten lag die Gewähr, in kurzer Zeit eine beliebige Masse ungeschulter Menschen zu tüchtigen Kriegern heranzubilden. In dem Maße natürlich, wie der taktische Erfolg immer mehr auf der Massenwirkung aufgebaut wurde, was in steigendem Umfange der Fall war mit dem Eindringen der Feuerwaffen, wuchs der Zwang zur Vergrößerung der Heere, von deren Umfang (bei sonst gleichen Umständen der Ausbildung, Ausrüstung usw.) die Größe der Macht des Staates nunmehr abhing.

So ergibt sich uns wie von selbst als eine letzte, für unsere Erkenntniszwecke die bedeutsamste Eigenart des modernen Heeres: die ihm innewohnende Tendenz zur Expansion, die kein Feudalheer und kein Bürgerheer gekannt hat und kennen konnte. Ja, das moderne Heer ist vielleicht die erste Stelle, wo sich der Gesellschaft das dynamische Streben nach Ausweitung und Anderssein bemächtigt, das das alte statisch-ruhige Verhalten der mittelalterlichen Welt ablöste und unsere gesamte Kultur ja so von Grund aus umgestürzt hat. Die damit verbundenen quantifizierenden Tendenzen, die dann ihre stärkste Entfaltung im Kapitalismus finden, treten ebenfalls hier zuerst in den modernen Heeren auf.

Das Unendlichkeitsstreben des modernen Fürsten findet ebenso seinen Ausdruck in der Vermehrung der Truppen wie das Unendlichkeitsstreben des kapitalistischen Unternehmers in der Vermehrung einer Geldsumme. Heeresvergrößerung

und Kapitalakkumulation sind durchaus verwandte Vorgänge: Häufung von Quantitäten: Ausweitung der Machtsphäre über das persönliche, individuelle Vermögen hinaus: Durchbrechung der leiblich-seelischen Schranken des Einzelwesens usw. usw.

Wobei man nicht notwendig zwischen diesen beiden Entwicklungsreihen eine ursächliche Verknüpfung anzunehmen braucht. Es ist ebensogut möglich, daß sie beide selbständig nebeneinander hergehen oder vielleicht aus gemeinsamer Wurzel entsprossen sind.

3. Die Flotte

Gewiß weist die Organisation des Seekriegs viel gemeinsame Züge mit der des Landkriegs auf. Vor allem begegnen wir bei der Marine vielfach den gleichen Formen der Heeresaufbringung wie beim Landheer: es gibt ebenso das Aufgebot wie das Söldnertum wie das Condottieriwesen zu Wasser wie zu Lande.

Das ganze Mittelalter hindurch haben die Cinque Ports in England für die Aufbringung einer Flotte zu sorgen: Dover und Sandwich stellten dem Könige je 20 Schiffe für 20 Tage einmal im Jahre, jedes Schiff mit 21 Mann bemannt. Andere Städte waren zur Stellung von Matrosen und Lieferung von Lebensmitteln (Stores) verpflichtet. Domesday 1, 3. 336. Ein Flottenaufgebot von 44 Schiffen, die insgesamt 11 500 t Tragfähigkeit und eine 8810 Köpfe starke Besatzung haben sollen, erleben wir noch im Jahre 1635. Freilich gleich mit dem Hinzufügen: die Städte und Landschaften, die kein Schiff stellen, sollen ihre Verpflichtung in Geld ablösen. Rhymer, Foedera 19, 658 seg. 697. Daneben gab es in England frühzeitig eine Soldflotte. 1049 berichtet Sax. Chron. 441. 42: „König Eduard entließ 9 Schiffe aus dem Sold, und sie fuhren davon, Schiffe und alles; und 5 Schiffe blieben zurück, und der König versprach ihnen 12 Monate Löhnung". Vgl. Laird Clowes, The Royal Navy 1, 19. 50. 79.

Auch ein reines Unternehmertum hatte sich entwickelt: so wenn Ayton Doria von Genua sich (Anno 1337) verpflichtet, dem Könige von Frankreich gegen den König von England bis zu 20 Galeeren bemannt und bewaffnet zu stellen, gegen 900 Goldfl. für den Monat und das Schiff; dazu 20 Galeeren aus Morghe (Monaco). Der Vertrag ist abgedruckt bei A. Jale, Arch. nav. 2 (1840), 333 seg.

Die spanische Flotte war noch zur Zeit Karls V. eine reine Soldflotte. Karl hielt überhaupt kein staatliches Kriegsschiff: sogar die Galeeren, die er auf seine Kosten herstellen ließ, übergab er Unternehmern zur Bewaffnung und Ausrüstung. Die Soldbeträge waren nach alten Ordonnanzen festgesetzt, zuletzt wurden sie durch die Ordonnanz vom 5. Nov. 1554 geregelt. Als „Unternehmer", das heißt als die Geldgeber funktionierten bei den Ausrüstungen und Indienststellungen der Schiffe Adlige, Ritter, Grundbesitzer und sogar Kirchenfürsten. Karl V. benutzte aber nicht nur die spanischen Soldschiffe, sondern ebenso italienische unter der Führung der Doria, Centuriones und Gobos. Auf solchen Schiffen sah es, was die Disziplin und den ganzen Zuschnitt des Lebens anlangt, nicht anders aus wie in einem Landsknechtlager: sogar Weiber zogen mit. Auf einer Expedition nach Tunis sollen nicht weniger als 4000(?) „enamoradas" an Bord gewesen sein[47].

Aber was das Seekriegswesen vom Landkrieg unterscheidet, ist doch vielleicht noch mehr und bedeutsamer. Vor allem: es hat nie einen Ritter zur See gegeben. Jene aus dem Mutterboden der eigenen Scholle erwachsenen Einzelkrieger, die das Heerwesen des Mittelalters so charakteristisch gestalten, fehlten aus rein äußerlichen Gründen im Seekriege. Die Taktik mußte hier grundsätzlich von Anfang an auf Massenwirkung ausgehen. Wenn auch beim Entern des feindlichen Schiffes der Einzelkampf gepflegt wurde: die kriegerischen Erfolge hingen doch im wesentlichen ab von der guten Manövrierung des Schiffes, die immer das Werk von vielen ist, unter denen einer befiehlt, während die anderen seine Weisungen ausführen. Welch ein Unterschied (genau in denselben Jahrhunderten) zwischen einer Ritterschlacht und dem Kampf etwa venetianischer und genueser Galeeren, wo Hunderte von Sklaven auf den Ruderbänken sitzen!

Die zweite Eigenart des Seekrieges liegt in der Tatsache begründet, daß die Kriegführung immer an einen außerordentlich starken Aufwand sachlicher Natur gebunden ist, der die persönliche Leistung oft weit an Bedeutung übertrifft. Zu der vollständigen Ausrüstung des Kriegers tritt noch das Schiff, das herzustellen und zu bewegen unverhältnismäßig viel größere Mittel erfordert als die Bereitstellung von Waffen

für den Einzelkrieger und selbst als die Herbeischaffung eines Streitrosses.

Und was das Sonderbare ist: diese allerwichtigsten Zubehöre bei der Kriegsführung hält der gewöhnliche Kaufmann jederzeit bereit in Gestalt seiner Handelsschiffe.

Aus dieser seltsamen Tatsächlichkeit hat sich frühzeitig ein dem Seekriegswesen eigentümliches System der Heeresorganisation herausentwickelt: die Nutzbarmachung der Handelsflotte für Kriegszwecke. Dieses System finden wir bei allen seefahrenden Nationen Europas während des ganzen Mittelalters in Anwendung.

In den Ann. Jan. 281, 45 lesen wir unter dem Jahre 1274: „Capitanei quidem Janue .. armari fecerunt omnes quas potuerunt habere galeas et que potuerunt in Janue reperiri que quidem fuerunt numero . . ." (Zahl fehlt). Vgl. E. Heyck, Genua und seine Marine (1886), 116.

In der englischen Kriegsflotte überwiegen (wie ich ziffernmäßig noch zeigen werde) noch im 16. und 17. Jahrhundert die Kauffahrteischiffe, die sich in dieser späteren Zeit um so besser für die kriegerischen Zwecke eigneten, als sie, dem Charakter des damaligen Handels entsprechend, selbst im wesentlichen Werkzeuge des Kampfes waren: die Ausrüstung mit Geschützen stand bei ihnen oft kaum hinter der der Kriegsschiffe zurück.

Auf der anderen Seite hat die überwiegende Bedeutung des Sachaufwandes beim Seekriege früher zu so etwas geführt, was man eine stehende Flotte nennen könnte. Hat ein Fürst einmal die Mittel, sich Schiffe zu bauen, so bleiben ihm diese auf längere Zeit zur Verfügung; sie heischen nicht wie der Krieger unausgesetzt neue Aufwendungen. Natürlich bedarf es nun erst noch der Matrosen und der Seesoldaten, um Krieg zu führen. Aber in den Schiffen besitzt der Fürst doch einen wesentlichen Teil der Heeresmacht, die also „stehend" ist, solange die Schiffe brauchbar sind. Es scheint fast, als ob Könige und Städte schon frühzeitig einen Bestand an eigenen Schiffen gehabt haben. Was wir von der Flotte des angelsächsischen Königs Edgar (959—975) lesen[48], klingt schon ganz wie ein Bericht

über die Jahresmanöver einer stehenden Flotte. Und vom Staate Genua wissen wir genau[49], daß er jedenfalls im 13. Jahrhundert selbst Kriegsschiffe besaß, und zwar nicht nur gekaufte, sondern in seinem Auftrage für ihn gebaute. Auch in Venedig reicht die Kunde von eigenen Schiffen und sogar eigenen Werften der Republik weit bis ins Mittelalter zurück.

Auch die Verstaatlichung der Kriegsmarine reicht viel weiter zurück als die Verstaatlichung der Landheere. Es scheint hier (ich sehe den Zusammenhang nicht deutlich) die strafrichterliche Gewalt des Königs die Brücke gebildet zu haben zwischen den selbständigen Schiffsmannschaften und der Oberhoheit des Königs.

In England untersteht schon unter Eduard III. die gesamte Flotte dem Befehle des Königs: die Kapitäne der Schiffe (wenn sie keine besondere Ermächtigung dazu besaßen) hatten nicht das Recht, die Seeleute abzustrafen. So bestimmt es das Black Book of Admiralty, dessen Entstehungszeit wahrscheinlich vor das Jahr 1351 fällt[50]. Die Grundlage der zur Erhaltung und Verwendung der stehenden Seekriegsmacht bestimmten Gewalten bildet sich während des Mittelalters in England an dem Amte des Lord High Admiral aus. Dieses Amt begegnet uns zuerst im 14. Jahrhundert; von 1405 an ist eine ununterbrochene Reihe von High Admirals bekannt. Es waren die Großbeamten für die laufende Verwaltung (Government) der Marine. Manche[51] datieren die „stehende Flotte“ in England vom Jahre 1512 an, dem Jahre, in dem Heinrich VIII. das Marineamt einrichtete, und von dem an er eine größere Anzahl starker Schiffe dauernd zu seiner Verfügung hielt (was doch aber dieser König nicht als erster tat). Sicher ist, daß seitdem die Zahl der Königsschiffe rasch wächst (ohne daß die Verwendung der Privatschiffe aufhörte), und daß die Verwaltung stärker zentralisiert wird.

Ähnlich wie in England ist die Entwicklung in Frankreich. Aufgebot, Chartersystem, Königsschiffe nebeneinander-

Frühzeitig eine staatliche Oberleitung: 1327 wird ein Großadmiral über die Flotte gesetzt, der den Titel Amiral de France führt und dem Admiralitätsgericht vorsitzt. Vermehrung der Königschiffe, namentlich seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts: gemeinhin wird Richelieu wie der Kolonien so auch als Begründer der französischen Kriegsmarine angesehen, die dann aber erst unter Colbert, ebenso wie die englische unter Cromwell, ihre entschiedene Konsolidation erfährt.

II. Die Ausweitung des Heereskörpers

Ich sagte, daß die dem modernen Heere innewohnende Vergrößerungstendenz seine für uns in diesem Zusammenhange wichtigste Eigenart darstelle, weil sie wichtigste ökonomische Wirkungen nach sich zieht, insbesondere unter sonst gleichen Umständen die wachsende Größe einer bedürfenden Gruppe früher zum Massenbedarf führt.

Um eine deutlichere Vorstellung von diesem Phänomen der Expansion der modernen Heere zu geben, will ich die Ziffern der Heeresstärken für die Hauptstaaten hier mitteilen.

1. Das Landheer

Eines der wichtigsten Ergebnisse, zu dem Hans Delbrück im dritten Band seiner Geschichte der Kriegskunst gelangt, ist der Nachweis, daß das Mittelalter durchgehend kleinere Heere gehabt hat, als man bisher annahm. Damit ist für die Kriegführung dasselbe nachgewiesen, was ich für den Handel gezeigt habe, was viele andere schon früher für die allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse, namentlich die Einwohnerzahl der Städte, dargetan hatten: die äußere Kleinheit der mittelalterlichen Welt (die ihre innere Größe um so imposanter erscheinen läßt). In der Schlacht vor Hastings hatte man früher Hunderttausende, ja Millionen

(eine Schätzung kommt bis auf 1 200 000) miteinander streiten lassen; sehr wahrscheinlich zählte in Wirklichkeit das normannische Heer weniger als 7000 Krieger, sicher nicht viel mehr; das Heer Haralds war noch schwächer: 4000 bis 7000.

Selbst die Kreuzzugsheere, die wohl die größten des Mittelalters waren, sind verhältnismäßig klein: die höchste Zahl der Reiter, die in einer Schlacht in Palästina gekämpft haben, dürfen wir auf 1200, die der Fußgänger auf 9000 ansetzen. Das Gesamtheer bei Asdod wird mit 8000 Kriegern wahrscheinlich noch zu hoch bemessen. Die Heere, die Friedrich Barbarossa vor Mailand versammelte, gehörten ebenfalls zu den größten des Mittelalters; aber auch hier sind die Zehntausende und Hunderttausende der Chronisten fabelhaft: es hat sich um einige tausend Ritter gehandelt. In der Schlacht bei Cortenuova (1237), einer der allergrößten ihrer Zeit, haben doch höchstens 10 000 Kombattanten auf jeder Seite gestanden.

Wir können die mittelalterlichen Aufgebote ziemlich genau ziffernmäßig bestimmen, wenn wir von der Zahl der Ritter, die es überhaupt in einem Lande gab, ausgehen: in England lebten, nach den Berechnungen von Morris, im 13. Jahrhundert nicht mehr als 2750 Ritter; auf jeden Ritter kamen etwa zwei Knappen, also gab es in ganz England 8000 Reiter; das Maximum des Fußheeres, das im Jahre 1277 aber nur auf ganz kurze Zeit versammelt werden konnte, müssen wir mit 15 640 Mann ansetzen.

Die größte Armee, die das Mittelalter wohl gesehen hat, war die, die Eduard III. 1347 bei Calais zusammenzog; sie bestand aus 32 000 Mann: eine wie Delbrück seiner Berechnung hinzufügt[52], „für das Mittelalter unerhörte Kriegsmacht". Und wir müssen bei all diesen Ziffern immer noch bedenken, daß diese großen Heere immer auf ganz kurze Zeit beieinander gehalten werden konnten.

Die rasche Steigerung der Heereskräfte, die nun dauernd gehalten wurden, seit dem Mittelalter, wird durch folgende Ziffern ausgedrückt:

1. Frankreich[53]: Karl VII. hielt 4500 Mann Kavallerie, und (aber nur auf dem Papier, meint unser Gewährsmann H. Baude) 8000 Mann Infanterie (Bogenschützen).

Ludwig XI. hinterließ bei seinem Tode 4500 gens d'armes, „un bon nombre de Suysses, grant nombre de francs archers et d'autres gens de guerre, qu'on estimoit 60000 combattant à sa solde, qui estoient payés, tout prêts à le servir contre ses ennemis" (Quicherat). Das war aber wohl der Kriegsstand?

Für das Jahr 1492 (also unter Karl VIII.) gibt der venetianische Gesandte Zach. Contarini die Präsenz wie folgt an: 3500 Lanzen Kavallerie (zu je drei Pferden); 7000 Bogenschützen; 10000 mortes-payes (Invaliden).

Das Heer, mit dem Karl VIII. in Italien einrückte, umfaßte nach dem Nouveau voyage littéraire de deux réligieux bénédictins) 42000 Mann zu Fuß, 6500 Lanzen (zu 3 Reitern).

Franz I. hielt 50000 Mann Infanterie, 15000 Reiter.

Zur Zeit Karls IX. beziffern sich die in den Religionskriegen sich gegenüberstehenden Heere zusammen auf 130000 Mann zu Fuß und 35000 Mann zu Pferde (nach Davity).

Heinrich IV. hielt 51000 Mann zu marschieren bereit.

Im Dreißigjährigen Krieg bringt Frankreich bereits über 100000 Mann auf die Beine: 1636 bis 1642 stehen 142000 Mann Infanterie und 22000 Kavallerie im Felde.

Die Heere Ludwigs XIV. sollen zeitweilig bis auf 400000 (?) angewachsen sein. Der Bestand der Regimenter war veränderlich; namentlich schwankt die Zahl der Infanterieregimenter: 1697 gibt es deren 151, 1712 nur 121.

Mitte des 18. Jahrhunderts setzte sich die französische Armee wie folgt zusammen:

Fußtruppen	121 Regimenter;
Kavallerie	1/6 der gesamten Heeresstärke;
Gendarmerie	8 Escadrons;
Leichte Kavallerie . .	60 Regimenter;
Gesamtstärke . . .	1787 Offfiziere,
	17056 Pferde;
Dragoner	634 Offiziere,
	6240 Dragoner;
Gesamte Reiterei . .	2629 Offiziere,
	26608 Mann,
	25108 Pferde.

Feldartillerie: 3 bis 4 Mann auf 1000 Mann des Heeres; wird nach 1764 um 42 % vermehrt, so daß 4 Geschütze auf 1000 Mann der Feldarmee kommen.

2. Brandenburg-Preußen. Noch imposanter ist der Aufstieg des preußischen Heeres, weil er in kürzerer Zeit und in viel größeren Sprüngen und in einem so sehr viel ärmeren und kleineren Lande sich vollzieht.

Als Gustav Adolf im Juni 1630 an der pommerschen Küste landete und der schwedische Krieg begann, bestand die gesamte Kriegsmacht Georg Wilhelms aus den 4 Krachtschen und 2 Burgsdorffschen Kompagnien, zusammen 1200 Mann einschließlich der ersten Blätter[54]. Bei seinem Tode war die Armee Georg Wilhelms auf 4650 Mann angewachsen (nach einer vertraulichen Aufstellung Schwartzenbergs)[55].

Beim Tode des Großen Kurfürsten war der Bestand folgender:

6	Bataillone Garde	3600 Mann,
30	„ Infanterie	18000 „
32	Schwadronen Reiter	3840 „
8	„ Dragoner	980 „
20	Garnison-Kompagnien	3000 „
	Gesamte Infanterie und Kavallerie	29420 Mann.
	Mit Artillerie, Geniekorps, Train usw.	etwa 32000 Mann.

Beim Tode Friedrichs I. gab es:

38 Bataillone Infanterie	27500	Mann,
32 Schwadronen Reiter	4160	„
24 Kompagnien Dragoner	1944	„
20 Kompagnien Garnisontruppen . .	3000	„
Zusammen Infanterie und Kavallerie	36604	Mann.

Insgesamt 38—40000 Mann.

Beim Tode Friedrich Wilhelms I. gibt ein Rapport des Generals von Massow die Gesamtstärke des Heeres auf 83468 Mann an, die sich verteilen auf 32 Regimenter Infanterie (66 Bataillone), 12 Regimenter Kürassiere, 6 Regimenter Dragoner, 2 Regimenter Husaren, 1 Bataillon Feldartillerie, 1 Bataillon Garnisonartillerie, 4 Garnisonbataillone, 4 Landregimenter.

Endlich beim Tode Friedrichs des Großen haben wir:

1 Regiment Garde zu Fuß,
1 Bataillon Grenadiergarde,
53 Regimenter Infanterie,
12 Regimenter Dragoner,
10 Husarenregimenter,
4 Feldartillerieregimenter,
12 Kompagnien Garnisonartillerie,
2 Garnisonartilleriekommandos,
4 Mineurkompagnien,
1 Pontonierkommando,
8 Garnisonregimenter,
4 Garnisonbataillone,
4 Landregimenter.

Überhaupt	120000	Mann	Infanterie,
	40000	„	Kavallerie,
	10000	„	Artillerie und Mineurs,
	30000	„	Garnisontruppen.
Insgesamt	200000	Mann.	

Von diesen Truppen waren, abgesehen von der Manöverzeit, in den letzten Regierungsjahren Friedrichs etwa 143000 Mann präsent, von denen noch viele (bis über 40000) als Freiwächter vom Dienste entbunden waren. Immerhin! Welche gewaltige Heeresmacht, wenn wir die Größe des Landes und die Zahl seiner Einwohner in Betracht ziehen. Stellen wir die runden Ziffern der Heeresstärke und die Einwohnerzahl für die einzelnen Jahre gegenüber, so ergibt sich folgendes Verhältnis:

	Größe der Armee	Zahl der Einwohner
1688	30000	1 Million,
1713	40000	1½ Millionen,
1740	80000	2,2 „
1786	200000	5,4 „

1740 und 1786 betrug die Friedenspräsenzstärke etwa 4 % der Bevölkerung: diesem Verhältnis entsprechend müßte heute die aktive Armee in Deutschland 2600000 Köpfe stark sein. Die Zahlen der alten Heere würden allein ohne weiteren Nachweis die Bedeutung dartun, die die Armee für die Gestaltung des Marktes haben mußte: 4 % der Bevölkerung, die aus dem alten Rahmen der eigenwirtschaftlich-handwerksmäßigen Bedarfsdeckung herausgetreten waren!

3. Die Stärke der stehenden Heere sämtlicher europäischer Staaten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gibt der kundige Mitarbeiter bei Krünitz (Bd. 50, S. 746), dessen die Bände 50 bis 53 füllenden Artikel über das Kriegswesen sich sämtlich durch große Sachkenntnis auszeichnen, auf Grund offenbar bester Quellen wie folgt an:

Österreich im Frieden	297000 Mann,
„ „ Kriege	363000 „
Rußland, reguläre Truppen . .	224500 „
Preußen	190000 „
Frankreich	182000 „

Großbritannien	21 000 Mann,
Spanien	85 000 „
Schweden	47 800 „
Dänemark und Norwegen	74 000 „
Polen	17 000 „
Portugal	36 000 „
Vereinigte Niederlande	36 000 „
Chursachsen	24 600 „
Chur-Braunschweig-Lüneburg	25 600 „
Chur-Pfalz-Bayern	12 200 „
Chur-Mainz	2 200 „
Chur-Trier	1 200 „
Chur-Cöln	1 100 „
Hessen-Cassel	15 000 „
Hessen-Darmstadt	4 000 „
Württemberg	6 000 „
Weimar	80 „
Gotha	1 760 „
Bayreuth-Anspach	3 Regim. Infanterie, Husarenkorps, Leibgarde,
Braunschweig	2 Infanterieregim., 1 Drägonerregiment, 1 Artillerie,
Mecklenburg-Strelitz	50 Mann,
Mecklenburg-Schwerin	1 500 „
Pfalz-Zweibrücken	Leibgarde, Leibhusaren,
Baden	3 000 Mann,
Oldenburg	— „
Zerbst	2 Regimenter, davon 1 in amerikanischem Solde!
Waldeck	3 Kompagnien,
Lippe-Schaumburg	1 000 Mann,

Schweiz	13000 Mann, „welche nach der Schirm-Ordnung stets auf den Beinen sein müssen“,
Sardinien	24000 Mann,
Beide Sizilien	25000 „
Kirchenstaat	5000 „
Toscana	3000 „
Venedig	6000 „

2. Die Flotten

a) Die italienischen Staaten.

Im 13. Jahrhundert war die größte Seemacht Europas die Republik Genua. Ihre Kriegsflotte war um diese Zeit selbst für heutige Begriffe nicht klein, für mittelalterliche Verhältnisse geradezu unwahrscheinlich groß. Die Ziffern sind aber kaum zu beanstanden; sie erwecken durch ihre Ungeradheit Vertrauen. Die Quelle sind die Annales Januenses. Auch der gewissenhafte Heyck nimmt an, daß sie der Wirklichkeit entsprechen.

Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts (1147—1148) werden 63 Galeeren und 163 andere Fahrzeuge gegen die spanischen Sarazenen ausgesandt. 1242 fochten 83 Galeeren, 13 Tariden und 4 große Lastschiffe gegen die sizilianisch-pisanische Flotte. 1263 kreuzen 60 genuesische Kriegsgaleeren in den griechischen Gewässern. 1283 sollen gar, die kleineren Geschwader eingerechnet, 199 Galeeren in Dienst gestellt sein. Bedenken wir, daß eine Galeere 140 Ruderer hatte, also auf 199 Galeeren wären 27 860 Ruderer (ohne die Krieger!) gewesen. Da werden wir annehmen müssen, daß die 199 Galeeren nacheinander bemannt und ausgesandt wurden. Wir sind aber auch über die Größe des Mannschaftsaufgebots unterrichtet: 1285 stellte die Republik 12085 Mann aus ihrem Bezirk an der Riviera in Dienst; davon waren

9191 Ruderer, 2615 Seesoldaten und 279 Schiffer (nauclerii). Sie verteilten sich auf 65 Galeeren und 1 Galion.

b) Spanien.

Die „Felicisima Armada", die 1588 von England besiegt wurde. bestand, als sie aus Lissabon aussegelte (ins Gefecht kamen dann 2 Schiffe weniger), aus 130 Segeln und 65 Galeeren. Diese Schiffe hatten einen Ladegehalt von 57 868 t und eine Besatzung von 30 656 Mann „ohne Freiwillige, Priester und andere Zivilpersonen" [56].

(Die in deutschen Bibliotheken erhältlichen Bücher gestatten es nicht, sich von der Entwicklung der spanischen Flotte ein ziffermäßig genaues Bild zu machen. Aus dem neunbändigen Werk Duros über die Armada española erfährt man nichts derart. Desselben Autors Disquisiciones nauticas, in dem er gerade diese Seite des Problems behandelt zu haben scheint, waren mir nicht zugänglich.)

c) Frankreich.

Frankreichs Kriegsflotte wird, wie ich schon sagte, zu ihrer imponierenden Größe vornehmlich durch Colbert hinaufgehoben.

Der Bestand an Schiffen, den Colbert bei seinem Eintritt in das Ministerium vorfand (1661), war folgender [57]:

3 Schiffe ersten Ranges,
8 Schiffe zweiten Ranges,
7 Schiffe dritten Ranges,
4 Flautschiffe (flûtes),
8 Brander (brûlats).

Insgesamt also 30 Kriegsschiffe.

Bei seinem Tode (1683) war die Gesamtzahl der bereits fertigen Kriegsschiffe auf 176 gestiegen, zu denen noch 68 im Bau befindliche kamen, so daß sich ein Gesamtbestand von 244 ergab. Davon waren:

ersten Ranges	12
zweiten „	20

dritten Ranges	39
vierten „	25
fünften „	21
sechsten „	25
Brander	7
Flautschiffe	20
Lange Barken (Barques longues)	17

d) Niederlande.

Auch die holländische Kriegsflotte entwickelt sich innerhalb weniger Jahrzehnte während des großen 17. Jahrhunderts aus kleinen Anfängen zur damals vielleicht ersten und stärksten Flotte Europas.

Noch in den Jahren 1615—1616 besteht[58] die niederländische Seemacht aus nur 43 meist winzigen Schiffen, von denen 4 je 90, 11 zwischen 50 und 80, 9 je 52 Mann Besatzung hatten, während 19 noch kleiner waren. Das ergibt 2000 bis höchstens 3000 Mann Besatzung. Im Jahre 1666 stellten die Vereinigten Niederlande den Engländern eine Flotte von 85 Schiffen mit einer Besatzung von 21909 Offizieren und Mannschaften gegenüber.

e) Schweden.

Schweden war im 16. und 17. Jahrhundert eine bedeutende Seemacht. Seine Kriegsflotte nimmt ihren Anfang unter Gustav Wasa im Jahre 1522. Im Jahre 1566 weist die Schiffsliste schon einen Bestand von 70 Schiffen auf. Einen neuen Aufschwung erlebt sie dann zu Beginn des 17. Jahrhunderts: 1625 werden 21 neue Schiffe gebaut, 30 Galeeren dienstbereit gemacht[59].

f) England.

Ich habe Großbritannien an die letzte Stelle gesetzt, weil ich etwas ausführlicher und nachdrücklicher von dem Wachstum dieser größten europäischen Seemacht sprechen will, deren rasches Aufsteigen seinesgleichen nur in der plötzlichen Ent-

faltung des preußischen Heerwesens hat. Die folgenden Angaben sind aus den verschiedensten Quellen, die ich einzeln angebe, zusammengetragen.

Wir sahen, daß Heinrich VIII., wenn auch nicht als der Begründer, so doch als der erste große Förderer der englischen Flotte angesehen werden kann. Gerade sein Vater hatte sich wenig um das Seekriegswesen gekümmert. Wo Kriegsschiffe nötig waren, hatte er sich mit gecharterten Kauffahrern begnügt. Heinrich VIII. begann sofort mit dem Bau einer neuen Königsflotte. Im Jahre 1514 hat er schon 24 Schiffe im Dienst mit 8460 t Tragfähigkeit, 26 Kapitänen, 3500 Soldaten, 24 Bootsleuten (masters) und 2880 Seeleuten[60]. Während seiner Regierung werden 85 Kriegsschiffe angeschafft: 46 gebaut, 26 gekauft und 13 gekapert[61]. Am Ende seiner Regierung waren 71 Fahrzeuge vorhanden, davon 30 Lastschiffe, mit zusammen 10550 t Raumgehalt[62]. Eduard VI. hat im fünften und sechsten Jahr 53 Schiffe mit 11065 t und 7995 Mann Besatzung[62].

Nun sinkt der Schiffsbestand etwas bis zum Regierungsantritt der Elisabeth: Mary hat 46 Schiffe; Elisabeth findet 32 Schiffe mit 7110 t und 5610 Mann vor[62]; 1573 soll nach einem, wie man glauben müßte, sachkundigen Berichterstatter die Zahl der Königsschiffe auf 13 gesunken sein[63].

Dann aber beginnt eine Periode fieberhafter Rüstungen, deren Frucht dann der Sieg des Jahres 1588 über die Felicisima Armada ist. Wir sind sehr genau auch über die Zusammensetzung der englischen Flotte in dieser denkwürdigen Schlacht unterrichtet. Wir sehen, daß damals noch immer erst der kleinere Teil der Schiffe und der Streiter der Staatsmarine angehörten, daß vielmehr die meisten Schiffe und Mannschaften Soldtruppen waren. Es ist von Interesse, die Liste der Schiffe, die die siegreiche Flotte zusammensetzten, hier mitzuteilen[64].

Schiffe der Königin . . .	34	mit	6289 Mann
Kauffahrer unter Sir Fr. Drake .	34	„	2394 „
Schiffe v. d. Stadt London bezahlt	30	„	2180 „
Kauffahrer unter dem Lord Groß-Admiral			
für 8 Wochen	8	„	530 „
für den ganzen Feldzug . .	10	„	221 „
Frachtschiffe	15	„	810 „
Küstenfahrzeuge unter dem Lord Groß-Admiral	20	„	993 „
desgl. unter Lord Henry Seymour	23	„	1090 „
Freiwilligenschiffe	23	„	1044 „
Insgesamt . .	197	mit	15551 Mann

Der entscheidende Sieg hat die Tatkraft der Sieger nicht gelähmt: die Flotte wird auf der gleichen Höhe erhalten. Ihr Bestand vergrößert sich sogar noch etwas bis zum Ende der Elisabethschen Epoche: im 44. Jahre dieser Königin sind diensttauglich 33 Schiffe, 5 Galeeren, 4 Barken mit 14060 t und 6846 Mann.

Langsames Ansteigen unter den älteren Stuarts:

Bestand 1618: 33 dienstfähige, 10 dienstunfähige Schiffe mit zusammen 15670 t.

Bestand 1624: 35 dienstfähige Schiffe mit 19339 t (ohne Galeeren und Schuten [hoys])[65].

Dann plötzliche und starke Vermehrung der gesamten Zurüstung unter der Republik: von 1649—1660 werden 207 neue Schiffe zu den vorhandenen hinzugefügt, von denen 121 im Jahre 1660 noch dienstfähig sind[66].

Im Jahre 1653 beispielsweise besteht (nach Charnock) die englische Seemacht aus 131 Schiffen mit etwa 23000 Mann Besatzung. Und die Flotte, die die Engländer den Holländern im Jahre 1666 entgegenstellten (deren Stärke wir oben kennen gelernt haben), war der großen Gegnerin ebenbürtig: es waren 80 Schiffe mit 21085 Offizieren und Mannschaften[67].

Im Jahre 1660 war der Tonnengehalt der Kriegsflotte auf 62 594 t gestiegen[68], hatte sich also in wenig mehr als einem Menschenalter reichlich verdreifacht.

Aber nun ging es unaufhaltsam aufwärts: 1688 beträgt der Tonnengehalt schon 101 032 t[69], Ende des Jahrhunderts (1695) 112 400 t. Für diese Zeit haben wir eine interessante Gegenüberstellung des Aussehens der englischen Marine im Anfang und am Ende des 17. Jahrhunderts. Danach betrug[70] die

	1607	1695
Zahl der Schiffe von 50 t aufwärts	40	über 200
Deren Tonnengehalt	rund 23 600	über 112 400
„ Bemannung	„ 7 800	„ 45 000

Und so weiter.

Der Tonnengehalt der Great Britain's Navy-Royal betrug[71]:

1715 . . . . . 167 596 t,
1727 . . . . . 170 862 „
1749 . . . . . 228 215 „

Gegen Ende unserer Epoche ist dann der Bestand der englischen Marine folgender (am 31. Mai 1786 nach den Admiralitätsregistern):

292 Kriegsschiffe, davon
114 Linienschiffe,
13 *50*-Kanonenschiffe (den Linienschiffen ähnlich),
113 Fregatten,
52 Kriegsschaluppen.

Die Linienschiffe haben zwischen 500 und 850 Mann Besatzung. Freilich: die meisten Schiffe sind außer Dienst gestellt. Völlig ausgerüstet sind (1787): 12 Linienschiffe, 5 *50*-Kanonenschiffe, 35 Fregatten und 62 (?!) Kriegsschaluppen. In beständigem Solde stehen 18 000 Seeleute, nämlich 14 140 Matrosen und 3860 Seesoldaten.

g) Übersicht über den Kriegsflottenbestand in den europäischen Staaten am Ende des 18. Jahrhunderts (nach Krünitz: siehe die Bemerkung auf S. 42):

Großbritannien	278 Kriegsschiffe (davon 114 Linienschiffe),
Frankreich	221 Kriegsschiffe,
Vereinigte Niederlande .	95 „
Dänemark und Norwegen	60 armierte Fahrzeuge,
Sardinien	32 Kriegsschiffe,
Venedig	30 „
Beide Sizilien	25 „
Schweden	25 Linienschiffe,
Portugal	24 Kriegsschiffe,
Kirchenstaat	20 „
Toscana	„einige Fregatten“.

Zweites Kapitel: Der Unterhalt der Heere

I. Die Heeresfinanzen

1. Der Militäraufwand

Wir suchen nach einem ökonomischen Ausdruck für die gewaltige Bewegung, die wir soeben vor unserem geistigen Auge sich haben vollenden sehen und finden ihn zunächst in den Kosten, die der Krieg, das heißt also, die der Unterhalt der Truppen dem Staate verursacht. Ich sage nichts Neues, wenn ich im folgenden die Summen aufzähle, die während des 16., namentlich aber während des 17. und 18. Jahrhunderts in den wichtigsten Militärstaaten für Heereszwecke ausgegeben worden sind. Des Zusammenhanges wegen muß ich aber die jedermann bekannten Ziffern hierhersetzen.

Kriegführen war zu allen Zeiten eine kostspielige Sache. Auch was wir aus dem Mittelalter von den Kosten erfahren, die die Ausrüstung und Unterhaltung der Heere machten, setzt uns durch die Höhe der Beträge in Erstaunen

Die Gesamtausgaben für den ersten Kreuzzug Ludwigs IX. belaufen sich auf 1537570 lib. tur. 10 s 10 d, die Ausgaben in den Jahren 1250—53 auf 1053476 lb. 17 s 3 d[72].

Die 40 Galeeren, die der König von Frankreich im Jahre 1337 von dem Ayton Doria aus Genua dingt, kosten ihm für 4 Monate 144000 Goldflorin, also über eine Million Mark h. W., so viel wie der Jahresumsatz des Handels der größten Hansastädte betrug[73].

Florenz gab für den Krieg gegen Mastius II. della Scala

600000 Goldgulden aus; der 6 Monate währende Krieg gegen den Grafen von Virtù kostete ihm 3½ Mill. fl.; 1377—1406 wurden für Kriegszwecke verausgabt 11½ Mill. fl.; der 1418 beendigte Krieg gegen den Herzog von Mailand hatte in weniger als 2 Jahren 3½ Mill. fl. verschlungen[74].

Der Militäretat der Stadt Nürnberg belief sich im Jahre 1388 für einen Zeitraum von 14 Monaten auf 78466 fl., ungefähr das Dreifache der Gesamtausgabe des Stadthaushalts in gewöhnlichen Zeiten[75].

Nun haben wir ja aber eben erfahren, daß die Heere des Mittelalters klein waren: wie mußten sich also die Ausgaben für Kriegszwecke steigern, als seit dem 16. Jahrhundert die Armeen rasch zu wachsen begannen, zumal ja neben dieser Ausweitung des Truppenkörpers doch auch eine Vervollkommnung der Ausrüstung (Feuerwaffen!) nebenherging.

1522 berechnet Dr. Chr. Scheurl die Kriegsausrüstung von durchschnittlicher Größe für 6 Monate ohne Proviant, Troß usw. auf 560000 fl. Ein spanisches Armeekorps, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Süditalien geschafft und dort etwa 2½ Jahr unterhalten werden mußte, kostete durchschnittlich 1¼ Mill. Dukaten. Der Aufwand der spanischen Krone für Bekämpfung des niederländischen Aufstandes betrug 2—3 Mill. Goldkronen im Jahre: weit mehr als die Jahreseinkünfte der niederländischen Regierung während der Blütezeit des dortigen Handels[76].

In eine neue Ära traten die Heeresfinanzen ein mit der Einbürgerung und dann, wie wir sahen, raschen Vergrößerung der stehenden Heere. Seitdem beginnen auch die regelmäßigen Verzeichnungen der Militärausgaben in den öffentlichen Haushalten, so daß wir von nun an ziemlich genau das Anwachsen des Aufwandes für Kriegs- und Heereszwecke in den wichtigen Staaten verfolgen können.

Wie selbst ein kleiner italienischer Fürst in diese Bewegung hineingezogen wurde, lehren uns die Finanzen des

Herzogtums Este, über die wir dank einer vortrefflichen Untersuchung[77] genau unterrichtet sind. Hier weist der Heeresetat für die nur ein halbes Jahrhundert auseinanderliegenden Jahre 1543 und 1592 folgende Steigerung auf:

1543

Monizioni del Castello	L	720
Monizioni delle Fabbriche (Festungen) .	L	17939
Officio del Soldo dentro e fuori . . .	L	22216.3.9
	L	40875.3.9

1592

Monizioni di Fabbriche	L	98924.7.4
Officio del Soldo	L	59672.14.1
	L	158597.1.5.

Und nun die großen Militärmächte, zu denen wir in Italien Piemont rechnen können. Piemonts Militäretat gestaltet sich in dem Zeitraum von 1580—1708/09 wie folgt[78]:

1580	334673	L di Piem.
1605	553271	L „ „
1660	1209482	L „ „
1680	1610958	L „ „
1690	2823516	L „ „
1696 (Kriegsjahr) . .	9397074	L „ „
1700	2750000	L „ „
1701	4738341	L „ „
1705	4917002	L „ „
1708/09	8000000	L „ „

Im spanischen Erbfolgekriege, in den diese Aufstellung nur zum Teil hineinreicht, entfaltete Piemont erst recht seine kriegerischen Kräfte, und dementsprechend kostete dem kleinen Lande — Piemont hatte damals 1200000 Einwohner — dieser Krieg ganz ungewöhnlich große Summen. Während der Jahre 1700—1713 betrugen die Ausgaben[79]:

für Heer und Artillerie . . .	77 101 990 L
„ Festungen	8 963 364 L
„ Intendanturzwecke (Lebensmittel, Getreideankauf) .	39 490 178 L
	125 555 532 L
= 59,12 % der Gesamtausgaben,	
dazu noch für Schuldzinzen .	39 408 940 L
	164 964 472 L

= 77,72 %.

Also 137 L auf den Kopf der Bevölkerung; das würde im heutigen Deutschland einer Summe von 9 Milliarden Mark entsprechen.

Spanien war wohl von seiner Höhe, die es unter Alba erklommen hatte, schon herabgestiegen (1610), als es folgenden Heeresetat hatte:

Sold der Truppen	653 963 duc.
Flotte	530 000 „
Garden und hommes d'armes .	200 000 „
Festungen	50 000 „
Arsenale	100 000 „
Artillerie	22 500 „
	1 556 463 duc.
Ausgaben für Flandern . .	1 800 000 „

Damals betrugen die Nettoeinnahmen des Königs von Spanien (5 Mill. duc. blieben bei den Vizekönigen, Steuereinnehmern usw. haften) nach einer Untersuchung, die Heinrich IV. anstellen ließ, und die sich fast genau mit der Schätzung des venetianischen Gesandten Tomaso Contarini (16 Mill. duc.) deckt: 15 658 000 duc. Davon entfiel jedoch der größte Teil auf die Schuldzinsen, so daß einer Aufstellung des Grafen Lerma nach nur 4 487 350 duc. verfügbar waren[80]. Unter Anrechnung der Schuldzinsen machten also die Ausgaben für Heereszwecke im damaligen Spanien annähernd 93 % der gesamten Staatseinnahmen aus.

Für Frankreich besitzen wir die erste zuverlässige Aufstellung der Heeresausgaben aus dem Jahre 1542, die aber offenbar nur das Ordinarium umfaßt. Ich teile die wenig beachteten Ziffern[81] hier im einzelnen mit.

2000 uomini d'arme	900 000	franchi,
Cresciuti 20 per 100 frc. le comp.	25 000	„
Quello che spende ordinar. per le cose della guerra benchè sia pace	200 000	„
Artiglieria ordinaria che si fa ogni anno etc.	54 000	„
Artiglieria estraordinaria	19 000	„
Marina di Marsiglia	140 000	„
Marina di Ponente	14 000	„
Guardie di Palazzi ec.	20 000	„
200 gentiluomini a 400 fr. l'un	80 000	„
La guardia de' Scozzesi	34 000	„
3 bande di arcieri francesi	93 000	„
La guardia de' Svizzeri	13 000	„
Fabbriche delle frontiere della Piccardia	90 000	„
Fabbriche delle front. di Sciampagna . .	15 000	„
2(?) pensioni a' Svizzeri	200 000	„
Salario del gran Contestabile	17 000	„
Pens. ordinaria agli Inglesi, della quale sono creditori di sei anni	200 000	„
	2 114 000	franchi.

Die gesamte Ausgabe in diesem Jahre, von der sicher ein beträchtlicher Teil auf die Verzinsung der Kriegsschuld noch entfiel, betrug 5 788 000 L.

Während des 17. Jahrhunderts steigt nun der Aufwand für Heereszwecke rasch, um in den Kriegsjahren Ludwigs XIV. zu gipfeln.

Unter Heinrich IV. werden 1601—09 durchschnittlich etwa 6 Mill. L., 1609 etwa 9 Mill. L. dafür ausgegeben[82]. Unter Ludwig XIII. verdoppelt sich diese Ziffer, unter Ludwig XIV. vervierfacht sie sich dann noch einmal. Ich stelle die Hauptposten des Militäretats für zwei ein halbes Jahrhundert auseinanderliegende Jahre zusammen[83]:

	1639	1680
	livres	livres
Schweitzer (Ligues Suisses)	400 000	652 567
Ausserordentl. Ausgaben für Kriegszwecke (Extraordinaire des Guerres)	12 000 000	62 070 550
Garnisonen	3 000 000	2 419 399
Artillerie	600 000	704 277
Marine	2 500 000	14 405 795
Befestigungen	600 000	12 678 609
Gratifikationen für die Truppen	—	1 323 804
Galeeren	—	3 614 753
	19 100 000	97 869 754
Bei einem Gesamtetat von	29 900 000	129 691 599
	= 60 %	= 74 %

In dem Etat, den Mr. Necker für das Jahr 1784 aufstellte[84], stehen die Militärausgaben mit 124 650 000 L.
die Ausgaben für die Marine mit 45 200 000 L.
169 850 000 L.

Dazu wären hinzuzurechnen
die Ausgaben für die Verzinsung der Kriegsschuld . . . . . 207 000 000 L.
desgleichen Rückzahlungen . . 27 500 000 L.
Also insgesamt wurden 404 350 000 L.
für Heereszwecke ausgegeben bei einer Gesamtausgabe von 610 Mill. L, das sind rund zwei Drittel.

Brandenburg-Preußen[85].

Unter dem Großen Kurfürsten betragen die Kriegsgefälle 2 500 000 Tlr., das sind zwei Drittel der gesamten Staatseinnahmen. Von ihnen wurden allerdings noch einige andere als militärische Ausgaben (für Diplomatie, Schloßbau usw.) bestritten, andrerseits standen für Heereszwecke noch die Subsidien und die Schulden zur Verfügung.

Unter Friedrich III. (I.) belaufen sich

die Gesamteinnahmen auf . . . 4 Mill. Tlr.
die Ausgaben für Heereszwecke auf 2.2 Mill. Tlr.

Unter Friedrich Wilhelm I. setzt die große Aufwärtsbewegung ein:

Reineinnahmen im
Jahre 1739/40 . 6917192 Tlr. 10 Gr. 4 Pfg.

davon für Militärzwecke . . .	5039663 Tlr. 22 Gr. 5 Pfg.	5954079 Tlr. 22 Gr. 5 Pfg.
in den Kriegsschatz	914416 Tlr. — Gr. — Pfg.	

Also 86 % machen die Militärausgaben aus.

Friedrich M. gibt aus in den letzten drei Jahren durchschnittlich

für Militärzwecke . . . . . 12419457 Tlr.
für Hof- und sonstige Zivilzwecke . 3946676 Tlr.

Die Militärausgaben belaufen sich auf 75,7 % der Gesamtausgabe.

Unter Friedrich Wilhelm II. (1797/98):

Gesamteinnahmen . 20499382 Tlr. 22 Gr. 7 Pfg.
Militäraufwand . . 14606325 Tlr. 17 Gr. 3 Pfg.
= 71 %.

Unter Friedrich Wilhelm III. (1805/06):

Gesamteinnahmen . . . 26956858 Tlr.

Militärausgaben	17185112 Tlr.	20181408 Tlr. = 75 %.
Verzinsung der Staatsschuld	1896296 Tlr.	
Staatsschatz	1100000 Tlr.	

Endlich müssen wir noch erfahren, was diejenige Macht für Heereszwecke während der früheren Jahrhunderte ausgab, die sich den Krieg zweifellos am meisten kosten ließ: England.

Für die Zeit der Lancasters rechnet ein guter Kenner an Ausgaben für die Flotte etwa 50000 £[86] heraus.

Einige Jahre im 17. Jahrhundert weisen an Aufwendungen für die Flotte folgende Beträge auf[87]:

Jahr	Zahl der		Ausgaben für					
	Kriegsschiffe	Handelsschiffe	Kriegsschiffe		Handelsschiffe		Zusammen	
			£	s. d.	£	s. d.	£	s. d.
1643 S.	36	32	133 760	3 9	74 881	11 6	332 869	15 3
1647 S.	43	16	124 395	12 0	44 743	8 0	244 655	0 0

Jahre	Gesamte Einnahme	Ausgaben für die Flotte
1652/53	2 600 000 £	1 400 000 £
1654	—	1 048 731 £ 13 s. 8 d.[88]
1656—57	1 050 000 £	809 000 £
1657/58	951 000 „	624 000 „
1658/59	1 517 000 „	848 000 „

Die Friedensetats betragen in £[89]:

Zeit unter	für die Flotte	für das Landheer	für die Artillerie	Gesamtausgabe
Karl II.	300 000	212 000	40 000	1 171 315
Wilhelm III. . . .	877 455	300 000	50 000	1 907 455
Anna.	765 700	425 905	58 000	
Georg I.	740 000	900 000	73 000	
Georg II.	900 000	900 000	80 000	
Georg III. (1770) .	1 573 422	1 513 412	227 907	

Die Gesamtausgaben für Krieg und Frieden betrugen (nach Sinclair) in £:

unter der Regierung	für die Flotte	für das Landheer	für die Artillerie
Wilhelms III.	19 822 141	22 017 706	3 008 535
Annas	23 484 574	32 975 331	2 100 676
Georgs I.	12 923 851	13 842 467	1 064 449
Georgs II.	71 424 171	74 911 521	6 706 674
Georgs III. (bis 1788) . .	116 725 948	96 565 762	17 079 011
Insgesamt in dem Jahrhundert von 1688—1788	244 380 685	240 312 967	29 959 345

Endlich teile ich noch, da es manchen Leser interessieren dürfte, einen spezifizierten Militäretat für das Jahr 1781 mit, in dem die Gesamtausgaben sich auf 24,4 Mill. £, die Ausgaben für Heereszwecke auf 17½ Mill. £ belaufen. Zu diesen sind aber noch 5½ Mill. £ hinzuzurechnen, die zur Rückzahlung von Schatzscheinen und zur Deckung des Defizits der indirekten Steuern dienten. Mit diesen 5½ Mill. stehen also 23 Mill. einer Gesamtausgabe von 24½ Mill. gegenüber, das sind fast 94 %.

Der Militäretat Englands für 1781 schaut so aus[90]:

	£	s.	d.
Für 90000 Seeleute einschließlich 20317 Seesoldaten und Artilleristen (ordinance)	4 446 000	0	0
Das Ordinarium der Flotte	386 261	5	8
Bau und Ausbesserung von Kriegsschiffen	670 016	0	0
Ablösung der Flottenanleihen	3 200 000	0	0
Geschützamt (office of ordinance) zu Lande	582 924	11	9
Desgl. zur See	234 000	0	0
Außerordentliche Ausgaben für Artillerie 1781	252 104	3	4
Desgl. für 1780	447 182	4	6
Für 39666 Landtruppen	1 049 774	8	11
Für den Oberstkommandierenden und seinen Stab	42 927	16	0
Festungsgarnisonen und Truppen außerhalb des Landes	1 488 927	0	0
Subsidien und Unterhaltung deutscher Truppen	715 117	15	7½
Miliz in Nordengland (North Britain)	672 457	15	0
Bekleidung der Miliz	99 679	13	4
Zusatz Miliz-Kompagnien	6 010	3	9
80 unabhängige Kompagnien Fußvolk (independent Comp. of foot)	117 608	6	8
Nachzahlung Sold aus 1780	8 452	4	8
Desgl. für 2 Bataillone des Lord John Murray	1 107	16	4
Außerordentliche, unvorhergesehene Ausgaben für Heereszwecke	3 351 589	13	4½
Für Invaliden und direkte Ausgaben . . . . rund	190 000	0	0

Eine ungeheure Anspannung aller Kräfte bis zum Äußersten bedeutete dann noch einmal der Kampf mit Napoleon. In den 14 Jahren von 1801—1814 gab England aus:

für die Flotte	237 441 798 £
für das Landheer . . .	337 993 912 £
für Geschütze	58 198 904 £
Zusammen	633 634 614 £

Also 13—14 Milliarden Mk. oder durchschnittlich im Jahre 45 259 615 £, das sind 900 Mill. Mk. Man muß sich immer gegenwärtig halten, daß Großbritannien damals (im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts) ein Land mit 10—12 Mill. Einwohnern war, daß also auf den Kopf der Bevölkerung 80—90 Mk. Kriegsaufwand im Jahre entfiel; das entspricht einem Heeresetat von etwa 6 Milliarden Mk. im heutigen Deutschland, das jetzt etwas über eine Milliarde Mark (wenn man die Zinsen und Tilgung der Reichsschuld ganz hineinrechnet) für Heereszwecke ausgibt.

2. Die Aufbringung der Mittel

Welche Bedeutung dieser Militäraufwand für die Herausbildung des Kapitalismus hat, insoweit er gemacht wird, insoweit die Summen ausgegeben werden, werden wir im Verlauf dieses Buches noch oft zu untersuchen haben. Hier soll nur die Frage aufgeworfen werden: ob denn nicht auch die Aufbringung der Mittel für die Durchführung der Heereszwecke bedeutsamen Einfluß auf die Gestaltung des modernen Wirtschaftslebens ausgeübt hat. Wohlverstanden: der Mittel, soweit sie in den oben angeführten Ziffern ihren Ausdruck finden, will sagen: soweit sie durch die Kassen des Staates laufen.

Die Arten, wie die Mittel für die Deckung des Militärbedarfs aufgebracht werden, sind keine andern als die, wie sich öffentliche Körper überhaupt Einnahmen verschaffen: Domanialeinkünfte und Steuern im weitesten Sinne einerseits, Anleihen anderseits sind die Quellen, aus denen diese Einnahmen fließen. Nur eine besondere Einnahmeart muß hier noch hinzugefügt werden, die in früheren Jahrhunderten bei

der Beschaffung der Kriegsmittel eine große Rolle gespielt hat: die Subsidienzahlung. Das war die Form, in der die reichen Länder, namentlich Holland und England, zum großen Teil ihre Kriege geführt haben: sie unterstützten die geldarmen Fürsten, namentlich Deutschlands, die ihre Schlachten schlagen mußten. Es handelte sich oft um recht ansehnliche Beträge, die für die Finanzen kleiner Staaten sehr ins Gewicht fielen. So empfing der Große Kurfürst in den Jahren 1674—88 2 863 281 Tlr. 19 Gr. Subsidiengelder; Friedrich III. (I.) 14 Mill. Tlr.; Friedrich M. erhielt während der Jahre 1758 bis 1761 jährlich 670 000 £, also 13½ Mill. Mk. von England[91]. In den zwei Jahrzehnten, die von den Kriegen mit Frankreich ausgefüllt waren, von 1793—1814 zahlte England an fremde Potentaten nicht weniger als 46 289 459 £, also fast eine Milliarde Mark Subsidiengelder aus[92].

Die Bedeutung, die die Aufbringung der Kriegsmittel für den Kapitalismus hatte, erblicke ich nun vornehmlich in folgendem:

1. wurde die Kapitalbildung durch sie gefördert. Das klingt paradox angesichts der Tatsachen, die wir oben uns vergegenwärtigt haben: daß nämlich der Steuerdruck und die starke Inanspruchnahme des Kredits die Kapitalakkumulation gehindert haben. Und doch ist es wahr, daß die Beschaffung der Kriegsmittel, während sie auf der einen Seite zweifellos die Vermögensbildung verlangsamte, auf der andern Seite sie beschleunigt hat und zwar gerade dort beschleunigt hat, wo das Vermögen am ehesten Kapitalcharakter anzunehmen die Tendenz hat: durch die Steuererhebung ebenso wie durch die Gewährung oder Vermittlung oder Übertragung des öffentlichen Kredits sind viele Leute reich geworden, die ihren Reichtum dann entweder zur Befruchtung der Industrie und des Handels verwandten oder aber durch Steigerung ihrer Luxusausgaben (wie ich das im ersten Band

dieser Studien nachzuweisen versucht habe) einen Anreiz für die Entfaltung des Kapitalismus schufen.

Mit anderen Worten: ein sehr beträchtlicher Teil des bürgerlichen Reichtums, der in dieser oder jener Form den Kapitalismus schuf, entsteht im 16., 17. und 18. Jahrhundert durch Steuerpacht (namentlich in Frankreich) und Zins- und Agiogewinne an öffentlichen Anleihen (namentlich in Holland und England).

Es würde mich von dem Zentrum dieser Untersuchungen zu sehr abführen, wollte ich im einzelnen verfolgen, wie sich die Vermögensbildung auf diesen Wegen vollzogen hat. Ich gedenke dieses Problem in einem der folgenden Bände dieser Studien, der die Entstehung der Bourgeoisie zum Gegenstand hat, im Zusammenhange abzuhandeln und begnüge mich deshalb hier damit, ein paar Ziffern anzuführen, die die Richtigkeit der eben aufgestellten Behauptung zu erweisen vermögen.

Sprichwörtlich war der Reichtum, war das rasche Reichwerden bei den französischen Traitants, bei den fermiers généraux.

Diderot fragte einen jungen Ehrgeizigen: „Savez-vous lire? — Oui. — Un peu calculer? — Oui. — Et vous voulez être riche à quelque prix que ce soit? — A peu près. — Eh bien mon ami, faites-vous secrétaire d'un fermier général et continuez dans cette voie“ [93].

Zeitgenössische Urteile bestätigen zur Genüge, daß diese Weisung Diderots richtig war. In einer Eingabe der Assemblée des Notables vom Jahre 1626 heißt es: „on les voit devenir riches“ — nämlich die „officiers de finances“ usw. — „et opulents en peu d'années“ [94].

Ein Pamphletist schreibt [95]: „Il ne suffit pas aux trésoriers de gagner cent mille écus en un an. Ils veulent faire leurs commis et partisans aussi riches qu'eux.“ „Cela fit beaucoup de personnes extrêmement riches“, urteilt der besonnene und immer gut unterrichtete Gourville.

Wir besitzen aber auch genug Einzelangaben, um die Richtigkeit solcher allgemeinen Aussprüche nachprüfen zu können. Es genügt hier, an die Lebensgeschichte von Männern wie Bullion, Emeri, Fouquet oder auch von großen Machthabern wie Mazarin zu erinnern, die wir zu gewaltigen Reichtümern auf dem bezeichneten Wege aufsteigen sehen: Bullion hatte 1622 60000 écus Rente: 1632 wurde er Surintendant: 1640 (bei seinem Tode) hinterließ er eine Rente von 700000 livres[96]. Mazarin hinterließ ein Vermögen von 60 Mill. livres usw.

Einen ganz vorzüglichen Gesamtüberblick über den Reichtum der französischen Finanzmänner gewährt die Liste der zu Strafen wegen unsauberer Machenschaften eingeschätzten „Gens d'affaire" im Jahre 1716. Die Liste[97] weist 726 Namen auf, die zusammen auf 147355433 livres Buße eingeschätzt wurden. Die einzelnen Summen schwanken zwischen 2000 livres und 6600000 livres, zu welchem Höchstbetrage der bekannte Antoine Crozat herangezogen werden sollte (in Wirklichkeit ist nur ein kleiner Teil der Schatzung — man nimmt an, etwa 20 Millionen — in die Kassen des Königs geflossen!). Eine Verteilung auf einzelne Steuerstufen ergibt folgendes Bild: Es wurden eingeschätzt auf:

unter 50000 liv.	298,
50001—100000 liv.	105,
100001—200000 liv.	127,
200001—300000 „	68,
300001—400000 „	42,
400001—500000 „	26,
500001—1000000 liv.	40,
1000001—2000000 liv.	13,
über 2 Millionen	6.

Was an Anleihen für Kriegszwecke zu verdienen ist, zeigen gleichsam repräsentativ die beiden reichsten Häuser der frühkapitalistischen Epoche: die Fugger und die Rothschild.

Man hat ausgerechnet, daß in den Jahren zwischen 1792 und 1816 in England 52 Mill. £ Agiogewinne an Kriegsanleihen gemacht worden sind[98].

Die Fugger und die Rothschild, die beide ihren Reichtum dem Kriege verdanken, stellen die beiden Formen dar, in denen dieser Reichtum gebildet werden konnte; man könnte sie als die deutsche und die jüdische einander gegenüberstellen: die direkte Darlehnsgewährung und die börsenmäßige Anleiheemission: Auge in Auge, persönlicher Kredit dort — hinter dem Rücken des „Publikums", unpersönlicher Kredit hier.

Damit berühre ich aber schon den Punkt, wo zum anderen die Aufbringung der Kriegsmittel von ganz großer Bedeutung für die Herausbildung des Kapitalismus geworden ist, sofern nämlich

2. sie die Kommerzialisierung des Wirtschaftslebens befördert hat. Die ersten Weltbörsen im 16. Jahrhundert sind unmittelbar aus dem Handel mit öffentlichen Schuldtiteln entstanden, wie uns das Ehrenberg so anschaulich geschildert hat. Durch die Entwicklung des öffentlichen Anleihewesens ist dann die Effektenbörse zu ihrer vollen Entfaltung gelangt. Der Effektenhandel und die Effektenspekulation haben sich allerdings zuerst entfaltet an den Aktien der großen Überseehandelsgesellschaften. Aber immer war der öffentliche Schuldtitel daneben von Bedeutung gewesen. Unter den 44 Effekten, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts an der Amsterdamer Börse notiert wurden, waren 25 Sorten inländischer Anleihen und 6 deutsche Anleihesorten. Bis zum Ende des Jahrhunderts stieg die Zahl der inländischen Obligationen auf 80, die der deutschen auf 30. Dann aber beginnt erst recht der Tanz. Emission folgt auf ‚Emission seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts (natürlich: siehe die Ziffern, die ich über die Zunahme der Staatsschulden oben mitgeteilt habe). Wenn bis 1770 an der Amsterdamer Börse seit ihrem Bestehen für 250 Mill. fl. Anleihen aufgenommen

wurden, so emittierten die Rothschilds allein in den 14 Jahren von 1818—1832 für 440 Mill. Mark öffentliche Schuldanweisungen.

Der Krieg hat die Börse geschaffen: zunächst, was wir hier feststellen, die Effektenbörse (später werden wir ihn auch an der Herausbildung der Produktenbörse stark beteiligt finden). Aber auch (seltsames Zusammentreffen!) die Juden haben die Börse geschaffen. Germanisches Kriegertum und jüdischer Geschäftssinn sind hier gemeinsam am Werke gewesen. Weil aber dieses Problem der Entstehung der Börse in das Kapitel „Juden" ebenso wie in das Kapitel „Krieg" hineinfällt, so kann ich mich hier mit diesen wenigen Bemerkungen begnügen und verweise den Leser für alle weitere Belehrung auf mein Buch „Die Juden und das Wirtschaftsleben", wo ich den Prozeß der Kommerzialisierung und Verbörsianisierung des Wirtschaftslebens genau verfolgt habe.

3. will ich noch auf eine Wirkung hinweisen, die insbesondere die Subsidienzahlungen (an deren Durchführung natürlich die Geldleute unmittelbar recht beträchtlich verdient haben werden) auf das Wirtschaftsleben vielleicht ausgeübt haben, eine Wirkung, die, soviel ich sehe, bisher nur von einem Forscher beachtet worden ist[99]. (Dieser allerdings hat sie dann zum Mittelpunkte seiner Untersuchungen gemacht.) Es ist nämlich zu erwägen, bis zu welchem Umfange durch die großen Barzahlungen an das Ausland, wie sie in den Subsidienzahlungen erfolgten, der Wechselkurs Englands beeinflußt worden ist. Es liegt nahe, anzunehmen, der Wechselkurs sei dauernd durch sie zuungunsten Englands bestimmt worden. Ein ungünstiger Wechselkurs wirkt aber bekanntlich als Prämie für die Ausfuhr. Englands Ausfuhr also wäre durch die fortgesetzten Bargeldauszahlungen stark gefördert worden, und an ihr habe sich der industrielle Kapitalismus in die Höhe gerankt. Tatsächlich übertrifft der Wert der englischen Ausfuhr den der Einfuhr in den Jahren

von 1698—1822 um 33183171 £. Wie weit an dieser Steigerung der ungünstige Wechselkurs, wie weit an diesem die Zahlung der Subsidiengelder schuld ist, verdiente wohl einmal gründlich untersucht zu werden.

4. Daß das Hereinströmen großer Geldbeträge in ein Land, namentlich in der Form der Kriegsentschädigungen, belebend auf den Gang der kapitalistischen Entwicklung einwirken kann, ist eine zu bekannte Tatsache, als daß sie einer besonderen Begründung bedürfte. „Milliardensegen" — „Gründerzeit" sind in allen Jahrhunderten zusammengehörige Erscheinungen gewesen.

II. Die Grundsätze der Heeresausrüstung

Die Unterhaltung eines Heeres, wenn eine höhere Instanz für sie sorgt, vollzieht sich immer in zwei Akten: Mittel werden aufgebracht, und diese Mittel werden verwandt. Der Staat (die Stadt oder in wessen Dienst sonst das Heer steht) dient als das Zwischenglied, das zwei Enden, das bedürfende Heer und den wirklichen Erhalter des Heeres, miteinander verknüpft. Wie die Mittel, über die der Staat verfügt, mit denen er das Heer unterhält, nun angewandt werden, entscheidet über die Art und die Größe der Wirkungen, die die Unterhaltung einer Streitmacht in Krieg oder Frieden auf das Wirtschaftsleben eines Landes ausübt. Damit wir aber die tatsächliche, das heißt historische Gestaltung der Mittelverwendung in den europäischen Staaten des 16.—18. Jahrhunderts klar und deutlich zu erkennen vermögen, müssen wir uns vorher die verschiedenen Möglichkeiten einer solchen Mittelverwendung vergegenwärtigen. Die Mittelverwendung ist gleichbedeutend mit der Ausrüstung der Heere: indem der Staat seine disponiblen Mittel ihrer Zweckbestimmung gemäß verwendet, rüstet er das Heer aus. Worüber wir uns also Klarheit verschaffen müssen, ist die Art und Weise, wie die

Heeresausrüstung erfolgen kann, nachdem wir vorher festgestellt haben, was unter Heeresausrüstung zu verstehen sei.

Die Organisation der Heeresausrüstung bildet einen Teil der Heeresverwaltung. Sie stellt sich zur Aufgabe, das Heer mit allen für seine Existenz und sein richtiges Funktionieren notwendigen Sachgütern zu versorgen. Diese Sachgüter sind: 1. die Waffen; 2. die Beförderungsmittel, also namentlich Pferde und Wagen; 3. die Unterhaltsmittel, also die Nahrung, die Kleidung und die Wohnung. Je nachdem es sich um die Beschaffung dieser oder jener Kategorie von Sachgütern handelt, erwächst das Problem der

Bewaffnung,
Berittenmachung (Beförderung),
Beköstigung,
Bekleidung,
Behausung

des Heeres.

Diese Probleme können nun nach sehr verschiedenen Grundsätzen gelöst werden. Die Organisation der Heeresausrüstung gestaltet sich zunächst verschieden je nach der Instanz, der die Ausrüstung obliegt. Danach nämlich wird die Ausrüstung auf dem Prinzip der Dezentralisation oder der Zentralisation beruhen. Im Falle der Dezentralisation bringt jeder Krieger selber mit, was er an Sachgütern braucht: seine Waffen, sein Pferd, seinen Unterhalt. Zentralisiert hingegen ist die Ausrüstung, wenn die jeweilige Zentrale, der „oberste Kriegsherr" sagen wir heute, die Ausrüstung übernimmt: wenn also der Staat die Waffen und die Beförderungsmittel liefert, wenn der Staat für den Unterhalt aller Krieger sorgt. Dies kann er grundsätzlich wiederum auf zwei verschiedene Weisen tun: er kann entweder durch seine eigenen Organe, seine „Beamten", diese Fürsorge treffen. Wir sprechen dann: der Staat (die Stadt usw.) übernimmt die Ausrüstung des Heeres „in eigener Regie". Oder der Staat kann Mittels-

personen mit der Ausrüstung beauftragen, die diese dann erwerbsmäßig, also gegen ein Entgelt, bewerkstelligen. Wir sprechen dann von einem „Lieferungswesen", das der Staat organisiert, um das Heer auszurüsten.

Zwischen der reinen Dezentralisation und der reinen Zentralisation gibt es Zwischenstufen verschiedenster Art. So ist es beispielsweise möglich, daß zwar der einzelne Krieger für seinen Unterhalt zu sorgen hat, daß der Staat aber Vorkehrungen trifft, die dem Krieger ein sicheres und preiswertes Angebot gewährleisten. Oder aber weder der Staat noch der einzelne Krieger übernehmen die Ausrüstung; diese obliegt vielmehr irgendwelcher Zwischeninstanz, wie dem Obersten oder dem Hauptmann (sogenannte Kompagniewirtschaft).

Die Organisation der Heeresausrüstung gestaltet sich nun aber so sehr mannigfaltig deshalb, weil jedes der genannten Organisationsprinzipien wiederum sehr verschiedene Möglichkeiten offen läßt, sich in den Besitz der zur Ausrüstung erforderlichen Gebrauchsgegenstände zu setzen. Diese können nämlich entweder von demjenigen, der für die Ausrüstung zu sorgen hat, selber hergestellt werden. Der Staat beispielsweise kann die Waffen, die Uniformen, das Brot, die Pferde in seinen eigenen Wirtschaften erzeugen und kann dann die gebrauchsfertigen Gegenstände den einzelnen Kriegern darbieten. Oder der zur Ausrüstung Verpflichtete: Staat, Kompagniechef, Einzelkrieger, verschafft sich auf irgendeine Weise die von anderen bereits fertiggestellten Gebrauchsgüter.

„Verschaffen" aber kann man sich Gegenstände auf grundsätzlich sehr verschiedene Weise: man kann sie dem andern, ohne ihm ein Entgelt dafür zu bieten, wegnehmen: das „System" der Ausrüstung, das auf diesem Wege zustande kommt, ist das der Plünderung, des Raubes. Oder man kann dem andern einen Gegenwert für den von ihm uns überlassenen Gegenstand darreichen; man kann ihm, da der Gegenwert meist in Geld bestehen wird, den Gegenstand

abkaufen. Diese entgeltliche Beschaffung kann nun wiederum auf zwei verschiedene Arten erfolgen: zwangsweise, so daß der Besitzer des bedurften Gutes keine Wahl hat, ob er es abtreten will oder nicht, oft auch ohne daß er den Preis selbst bestimmen kann: dieses System nennt man Requirierung (requisition, purveyance); oder freiwillig auf dem Wege des „freihändigen" Kaufs, bei dem dem Verkäufer der Entscheid über den Verkauf selbst und über die Höhe des Verkaufspreises zusteht.

Schema der Organisation der Heeresausrüstung.

I. Die Gegenstände der Ausrüstung:
   1. Waffen: Bewaffnung;
   2. Pferde, Wagen usw.: Beförderung (Berittenmachung);
   3. Unterhaltsmittel:
      a) Nahrung: Beköstigung,
      b) Kleidung: Bekleidung,
      c) Wohnung: Behausung.

II. Die Organisation selbst unterscheidet sich:
   1. nach der Instanz, der die Organisation obliegt:
      a) Dezentralisation;
      b) Zentralisation:
         α) eigene Regie,
         β) Lieferung;
      c) Übergangsformen;
   2. nach den Formen der Güterbeschaffung:
      a) Eigenproduktion;
      b) Aneignung genußreifer fertiger Erzeugnisse:
         α) unentgeltlich: Plünderung, Raub,
         β) entgeltlich:
            αα) durch Zwangskauf: Requirierung,
            ββ) durch freihändigen Kauf.

Die verschiedenen Systeme der Heeresausrüstung, wie sie sich je nach dem einen oder anderen Unterscheidungsmerkmal

(Instanz oder Form der Beschaffung) ergeben, können sich nun wieder in der verschiedensten Weise kreuzen: eine auf Dezentralisation beruhende Ausrüstung kann ebensogut wie eine auf dem Prinzip der Zentralisation aufgebaute durch Eigenproduktion der Güter, wie durch Plünderung, wie durch Requirierung, wie durch freihändigen Kauf bewerkstelligt werden.

Ganz bunt gestaltet sich aber das Bild der Heeresausrüstung dadurch, daß deren verschiedene Systeme nun in die verschiedenen Heeresverfassungen eingeordnet sein können. Dadurch ergibt sich eine ungezählte Anzahl von verschiedenen Kombinationen. Es läßt sich auch nicht einmal sagen, daß bestimmte Ausrüstungsmethoden mit Notwendigkeit an bestimmte Formen der Heeresverfassung gebunden seien, wenn auch natürlich bei einem Staatsheere leichter eine Zentralisation der Ausrüstung zustande kommen wird wie bei einem Privatheere; wenn auch ein Söldnerheer eher zur Erwerbung genußreifer Güter neigen wird als zur Eigenproduktion. Notwendig gebunden ist aber kein einziges Ausrüstungsprinzip an eine bestimmte Heeresform (wie denn auch in der Geschichte sich alle möglichen Kombinationen tatsächlich herausgebildet haben).

Eher erzwingt schon eine bestimmte Technik der Kriegsführung eine bestimmte Methode der Ausrüstung.

So ergibt sich aus der Verwendung von Artillerie leicht eine gewisse Zentralisation in der Waffenbeschaffung: eine Kanone kann der einzelne Krieger nicht mitzubringen verpflichtet werden, wie er verpflichtet sein kann, mit seiner Hellebarde oder seiner Muskete anzutreten.

Ebenso erzeugt die Eigenart der Schiffahrt aus sich heraus leicht die Nötigung zu einem Mindestmaß von Zentralisation der Beköstigung: wenn ein Schiff einen Monat lang auf See bleibt, so müssen die Nahrungsmittel für die hundert oder tausend Mann Besatzung jedenfalls im Schiffe sich be-

finden in dem Augenblick der Ausfahrt aus dem Hafen. Grundsätzlich ist auch hier das System der Dezentralisation anwendbar (und ist auch in der Geschichte zur Anwendung gelangt: auf genuesischen Schiffen im 12. Jahrhundert): das heißt, auch hier kann jeder Matrose und jeder Krieger zur Selbstbeköstigung verpflichtet sein: aber natürlich drängt sich in solchem Falle die Zentralisation als System der Ausrüstung (wenigstens eines Schiffes) mehr auf als bei einer Landtruppe, die sich jeden Tag ihren Unterhalt neu beschaffen kann.

Wenn wir nun im weiteren Verlauf dieser Darstellung verfolgen wollen, wie sich in den letzten Jahrhunderten die Organisation der Heeresausrüstung entwickelt hat, und welche Bedeutung für den modernen Kapitalismus dieser Entwicklung innewohnt, so müssen wir unser Hauptaugenmerk auf die Zusammenhänge richten, die zwischen der Organisation der Ausrüstung und der Gestaltung des Marktes, das heißt also des Güterbedarfs, obwaltet. Insbesondere müssen wir nachzuspüren versuchen, inwieweit und wodurch der Militärbedarf das erzeugt hat, was wir einen Massenbedarf nennen. Denn darin, daß durch ihn der erste große Massenbedarf entstanden ist, erblicke ich einen der allerwichtigsten Einflüsse des Militarismus auf den Kapitalismus. Fragen wir vorher aber, was denn ein „Massenbedarf" sei, so erhalten wir folgende Antwort.

Ein Massenbedarf ist entweder ein Bedarf an großen (zusammengesetzten, komplexen) Gütern oder ein Bedarf an vielen gleichartigen Gütern. Beide Arten des Massenbedarfs entstehen durch Zusammenballung. Diese Zusammenballung vollzieht sich entweder in einem technischen Prozesse: wenn große Kanonen, große Schiffe, große Kasernen bedurft werden; oder durch bloß organisatorische Nebeneinanderreihung einzelner Konsumakte: wenn die Waffen für tausend Krieger in einem beschafft werden statt von jedem einzeln.

Danach ergibt sich, welche verschiedenen Faktoren auf die Entstehung eines Massenbedarfs, das heißt also auf

die Zusammenballung einzelner Konsumakte, Einfluß ausüben können. Es sind:

1. die Technik, die jeweils zur Herstellung eines bestimmten Nutzeffektes die Zusammenfügung einer bestimmten Menge von Stoff zu einem Gebrauchsgegenstande und die Anwendung einer bestimmten Menge lebendiger Arbeit bei der Zurichtung dieses Stoffes erheischt, somit also einen Mindestbedarf an (Produktiv-)Gütern und Arbeitskräften zur Herstellung des Gegenstandes, an den die Ausführbarkeit des technischen Prozesses gebunden ist, erzeugt. Eine Kugel von bestimmtem Gewicht mittels der Explosivkraft des Pulvers auf eine bestimmte Entfernung schleudern kann man nur, wenn man eine bestimmte Mindestmenge Eisen oder Bronze zu einem Rohre zusammenfügt, was selbst einen bestimmten Aufwand an lebendiger Arbeit erheischt und einen bestimmten Bedarf an Rohmaterialien erzeugt;

2. die Organisationsprinzipien. Ein Massenbedarf wird offenbar um so leichter entstehen, je stärker die Zentralisation in dem Ausrüstungswesen fortgeschritten ist.

Ein Massenbedarf entsteht aber auch um so eher — unter sonst gleichen Umständen —, je größer die auszurüstenden Heere und Flotten sind, und je länger die Ausrüstungspflicht währt; ferner: je häufiger und je länger die Kriege sind, je weiter sich die Heereszüge und Flottenreisen von dem Versorgungszentrum aus erstrecken; endlich: je höher das Uniformierungsprinzip bei der Bedarfsdeckung entwickelt ist.

Wenn ich nun im folgenden daran gehe, das in den vorhergehenden Zeilen gestellte Problem seiner Lösung näherzuführen, so glaube ich, daß ich besser zum Ziel gelange, wenn ich den Stoff nicht einheitlich für das ganze Heerwesen anordne nach dem System der Wirkungen, dem wir nachspüren wollen, sondern wenn ich diese Wirkungen je gesondert betrachte innerhalb der einzelnen Gebiete der Heeresausrüstung, und zwar, wie die folgenden Kapitelüberschriften ausweisen:

insbesondere auf dem Gebiet der Bewaffnung, der Beköstigung, der Bekleidung und der Beförderung mittels Schiffen. Was mich zu dieser Anordnung bestimmt, ist die Erwägung, daß die Wirkungen, die die Armeen je innerhalb dieser einzelnen Gebiete der Ausrüstung auf das Wirtschaftsleben ausüben, zu verschiedener Natur sind, als daß man sie nicht in ihrer Zusammengehörigkeit betrachten müßte. Dem Übelstande, daß bei dieser Anordnung gelegentliche Wiederholungen unvermeidlich sind (wenn auf verschiedenen Gebieten der Heeresversorgung gleiche Wirkungen zutage treten), habe ich dadurch abzuhelfen versucht, daß ich die an verschiedenen Stellen gleich erscheinenden Zusammenhänge an einer Stelle ausführlicher erörtert und an den anderen Stellen nur andeutungsweise, unter Verweisung auf die Hauptstelle, behandelt habe.

Anmerkung: Ich habe in meiner Darstellung die Berittenmachung (das Remontewesen) nur im Vorbeigehen (bei der Besprechung des Militärlieferungshandels) erwähnt, die Behausung (Kasernierung) der Truppen ganz unberücksichtigt gelassen, weil das Material, das ich darüber gesammelt habe, mir keine besondere Ausbeute an eigenartigen Gesichtspunkten gewährte, die es gerechtfertigt hätten, diese beiden Gebiete der Heeresausrüstung in besonderen Kapiteln abzuhandeln.

Drittes Kapitel: Die Bewaffnung der Heere

I. Das Eindringen der Feuerwaffen

Bei der Bewaffnung der Heere und ihrer Neuordnung zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert spielt die Technik wenn auch nicht die ausschlaggebende so doch eine entscheidende Rolle. Das technische Phänomen, das den umgestaltenden Einfluß ausübt, ist, wie man weiß, die Nutzbarmachung der im Schießpulver gebundenen Energien zum Schleudern von Geschossen. Die Apparate, die diese Erfindung nutzbar machen, sind einerseits die Kanonen, anderseits die Handfeuerwaffen, beide unterschieden danach, ob der Apparat leicht genug ist, von jedem Krieger selbst getragen zu werden, oder ob zu seiner Fortbewegung größere Kräfte, als sie in einem Menschen gebunden sind, erheischt werden.

Ich setze die technische Entwicklung dieser neuen Wurfmaschinen, die den seltsamen Namen Feuerwaffen erhalten haben, als bekannt voraus und mache im folgenden einige Angaben, die ihre Anwendung betreffen. Die Anwendung der Feuerwaffen hat einen sehr verschiedenen Sinn, je nachdem es sich um Geschütze oder um Handfeuerwaffen handelt: jene traten neu zu der vorhandenen Bewaffnung hinzu und verdrängten höchstens die alten Belagerungsmaschinen (wie Sturmböcke, Steinschleudermaschinen usw.), die aber innerhalb des gesamten Kriegswesens nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt hatten. Die Handfeuerwaffen hingegen traten an die Stelle der bis dahin üblichen Trutzwaffen. Ihr Vordringen

bedeutete also einen Kampf zwischen alter und neuer Bewaffnung, was in der folgenden Darstellung gebührenden Ausdruck finden wird.

1. Die Geschütze

Es genügt, wenn wir die Zeit ungefähr abgrenzen, in der die Geschütze zuerst zur Anwendung gelangt sind: ihre fernere Geschichte, soweit sie nicht technischer Natur ist und also hier nicht hingehört, erschöpft sich in der quantitativen Zunahme dieser neuen Waffe nach Menge und Größe, worüber in dem Abschnitt, der die Ausdehnung des Bedarfs handelt, zu reden sein wird.

Das Jahr, in dem zuerst ein „Feuergeschütz" im Kriege benutzt worden ist, läßt sich annähernd genau bestimmen: es liegt im zweiten oder dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. Vielleicht ist es das Todesjahr Dantes: 1321. Die Stadt Mons hat 1319 schon einen „Maître de l'artillerie" [100]. Aber das Wort Artillerie hatte damals noch einen anderen Sinn, als es später bekam. Wir können deshalb aus dieser Bezeichnung eines Waffenbeamten noch nicht mit voller Sicherheit auf das Vorhandensein von Feuergeschützen schließen. Diese werden mit Bestimmtheit erst in der Chronik von Metz aus dem Jahre 1324 erwähnt [101]. Aus dem Jahre 1326 stammt dann ein Schriftstück, in dem schon von metallenen Kanonen und schmiedeeisernen Kugeln die Rede ist [102] (während die erste gegossene Eisenkugel nach Biringuccio im Kriege Karls VIII. gegen Ferdinand (1495) zur Verwendung gelangt sein soll).

Bald darauf erfahren wir von der Verwendung von Feuergeschützen in einer Schlacht: 1327 bedient sich Eduard III. der Crakys in Schottland. Eduard soll die neue Waffe von Flamländern, die damals an der Spitze der Militärtechnik standen, erhalten haben. Von einer Verwendung der neuen Waffe in Flandern und Brabant selbst erfahren wir aus so früher Zeit nichts. Dagegen weisen nach 1360 alle Stadthausrechnungen

dieser Länder Kanonen auf[103]. 1331 soll Alicantes beschossen sein mit „pelotas de hierro, que se lanzaron con fuego“[104].

Von Schiffsgeschützen erfahren wir zuerst im Jahre 1338: in diesem Jahre finden wir drei eiserne Kanonen und eine Handkanone mit Kammern unter den Ausrüstungsgegenständen des „Christophe of the Tower“, einem Königsschiff; die „Mary of the Tower“ hat eine eiserne mit zwei Kammern und eine bronzene mit einer Kammer; „Bernard of the Tower“ endlich hat zwei eiserne Kanonen[105]. Aber erst seit 1373 werden Kanonen, Pulver, Geschosse häufiger unter dem Bestande der englischen Schiffe erwähnt.

In Deutschland war der erste, der ein Pulvergeschütz gebraucht hat, Herzog Albrecht II. von Braunschweig-Grubenhagen bei der Verteidigung seines Schlosses Salzderhelden im Jahre 1365[106].

Im folgenden Jahrhundert hat schon alle Welt Kanonen: außer den Fürsten die Seigneurs, die Städte, die Korporationen. Zur vollen Entfaltung sehen wir die Artillerie am Ende des 15. Jahrhunderts in den Armeen Karls VIII. gelangt, der bereits vier Geschütze auf tausend Mann rechnete. Die wachsende Anzahl der zur Verwendung gelangenden Kanonen läßt der folgende Abschnitt erkennen.

2. Die Handfeuerwaffen

Die erste Verwendung der Handfeuerwaffen verliert sich auch ins 14. Jahrhundert. Aber während des ganzen 15. Jahrhunderts treten sie doch neben den alten Trutzwaffen in den Hintergrund. Wenn es im Reichsabschied von 1431 heißt[107]: daß jeglicher soll „halb mit büchsen und halb mit armbrüsten, pfeilen, blei, pulver und was dazu gehöret“ versehen sein, so dürfen wir annehmen, daß dies Verhältnis der Waffengattungen von 1 : 1 nicht mehr wie ein frommer Wunsch war. Selbst im Jahre 1467, wo ein Reichsabschied den Kampf wider die Türken organisiert und dieselbe Bewaffnung für das Fußvolk:

die Hälfte Handbüchsen, die Hälfte Armbrüste, vorschreibt, wird sicher die Wirklichkeit der Vorschrift noch nicht entsprochen, wird der Anteil der Feuerwaffen viel geringer gewesen sein. Wir sind zu diesem Schlusse gezwungen, wenn wir die Berichte des 15. Jahrhunderts lesen, die von der tatsächlichen Ausrüstung der Heere mit Feuerwaffen erzählen: unter den 80000 (?) Mann, die 1427 das hussitische Böhmen überzogen, befanden sich etwa 200 Handbüchsen[108]; unter 1000 Mann zu Fuß, beim Zuge der Brandenburger gegen Stettin im Jahre 1429 waren 50 mit Handbüchsen bewaffnet[108]; in dem Züricher Aufgebot des Jahres 1440, das aus 2770 Mann bestand, hatten 61 Feuergewehre. Es hieß also gewiß schon das Äußerste fordern, wenn in dem Aufgebot des Kurfürsten Friedrich von Sachsen im Jahre 1448 verlangt wird[109]: die Städte sollen kommen: ein Viertel mit Armbrüsten, ein Viertel mit Spießen, ein Viertel mit eisernen Kornheuern und ein Viertel mit guten Handbüchsen. Dieses Verhältnis der Feuer- zu den anderen Waffen 1 : 3 kehrt im 15. Jahrhundert noch häufiger in den Aufgeboten deutscher Fürsten wieder: z. B. in dem Albrecht Achills vom Jahre 1477 (gegen Sagan): „ein viertel, die sollen buchsen-schützen sein“[110].

Den wirklichen Anteil der Handfeuerwaffen an der Gesamtbewaffnung (der Fußtruppen) setzt einer der besten Kenner der Geschichte der Handfeuerwaffen für das Ende des 15. Jahrhunderts: in Spanien mit einem Drittel, in Deutschland mit einem Sechstel, in Frankreich mit einem Zehntel an[111].

Erst das 16. Jahrhundert bringt den Feuerwaffen die Parität mit den anderen Waffen (also nun vor allem den Piken), das Verhältnis 1 : 1. Die Spanier sind es, die diesen Fortschritt bewirken: das im 16. Jahrhundert auf dem Gebiete des Militärwesens führende Volk. Eine Epoche in der Geschichte der Handfeuerwaffen hatte das Gefecht der spanischen Arkebuseros bei Pavia im Jahre 1525 gebildet. Das Genie Albas hob dann die spanischen Truppen zum höchsten Gipfel

der Leistungsfähigkeit empor. Er ist der erste, der die Hälfte seiner Truppen mit Feuerwaffen versieht, indem er 1. jeder einzelnen Compañia 20 Musketiere beigibt und 2. zu jedem tercio zwei überhaupt nur aus Schützen bestehende Kompagnien hinzufügt[112].

Die übrigen Länder werden hinter diesem Verhältnis etwas zurückgeblieben sein: die Reichsfußknechtbestallung von 1570[113] will in den §§ 220—222 zwar die gesamte Armee mit Feuerwaffen ausgerüstet sehen, wird aber, wie wir annehmen dürfen, wiederum den Mund etwas vollgenommen haben. Frönsperger (1573)[114] rechnet auf eine Gesamtzahl von 4000 Mann: 2500 Spieße und 1500 Feuergewehre; das wäre ein Verhältnis wie 5 : 3.

Was im 16. Jahrhundert Alba, bedeutet im 17. Jahrhundert Gustav Adolf für die Geschichte der Handfeuerwaffen[115]. Er beschränkte die Zahl der Pikeniere auf ein Drittel des Fußvolks und ersetzte die abgehenden nur durch Musketiere, so daß es 1621 schon ganze Musketierregimenter gab wie das Regiment des Generals Banner bei Breitenfeld und etwas später das des jungen Grafen Thun. Aber das ganze 17. Jahrhundert hindurch muß doch die Handfeuerwaffe noch um ihren Sieg kämpfen. Noch ein so erfahrener Kriegsführer wie Montecuculi nennt die Pike die Königin der Waffen und erachtet bei einem Regiment von 1500 Köpfen folgende Waffenverteilung für richtig: 60 Offiziere, 480 Pikeniere, 80 Schildträger, 880 Musketiere[116].

Am Ende des 17. Jahrhunderts entscheidet eine Erfindung den vollständigen Sieg des Feuergewehres: das Bajonett, das zwischen 1680 und 1700 eingeführt wird. Es enthält die Lösung des Zwiespalts zwischen Stoß- und Schußwaffe, indem es sie beide in einer Waffe vereinigt. Gleichzeitig wird die schwerfällige Muskete durch die leichtere Flinte ersetzt. In Brandenburg-Preußen verschwinden die Pikeniere unter dem Großen Kurfürsten ganz[117]; in Frankreich hat bis zum

Ende des 17. Jahrhunderts die Hälfte der Infanterie, bis zum Ende der Regierung Ludwigs XIV. die ganze Infanterie als Trutzwaffe die Flinte mit dem Bajonett[118].

Die Papierpatrone wird in der brandenburgischen Armee 1670, in der französischen 1690 eingeführt[119].

Damit ist bei den beiden großen Militärmächten der Sieg der Handfeuerwaffen besiegelt.

II. Die Neuordnung des Bewaffnungswesens

Die „Bewaffnung" als ein organisatorischer Vorgang, das heißt die Art und Weise, wie der Krieger zu seiner Waffe kommt, kann sehr verschieden gestaltet sein, wie wir in dem „theoretischen" Überblick über die Möglichkeiten der Ausrüstung schon erfahren haben. Ich verzeichne hier kurz die für uns entscheidenden Veränderungen, die das Bewaffnungswesen während der frühkapitalistischen Epoche erfahren hat.

Der Krieger des Mittelalters, mochte er Ritter oder Landstürmer oder Söldner sein, brachte der Regel nach seine Waffe und Wehr selbst mit.

Das mußte sich ändern, und zwar zunächst aus rein produktionstechnischen, äußeren Gründen, als man aus Kanonen mit Pulver zu schießen gelernt hatte. Diese Waffen konnte der Einzelkrieger beim besten Willen nicht selbst mitbringen. Wir sehen deshalb frühzeitig Städte und Staaten sich um die Beschaffung der groben Geschütze kümmern. Den äußeren Ausdruck findet diese Fürsorge in der Anlage von Zeughäusern oder Arsenalen, in denen die Kanonen, die man jeweils einer Truppe zur Verfügung stellte, aufbewahrt wurden. Anfangs sind es städtische, später staatliche Arsenale. So hat im 15. Jahrhundert die Stadt Paris ein prächtig ausgestattetes Zeughaus[120]; ebenso die Städte Mons, Brügge[121].

Im 16. Jahrhundert bemühten sich die Fürsten, zahlreiche Arsenale zu errichten. Allen voran waren die beiden großen

Militärmächte der Zukunft, Frankreich und Brandenburg-Preußen: bis 1540 errichtet Franz I. 11 Arsenale und Magazine; schon 1535 bewundert der venetianische Gesandte Giustiniani die französischen Kanonen, die er höher schätzt als die Italiens. Am Ende des Jahrhunderts besitzt Frankreich 13 Arsenale [122].

Neander von Petershaiden erzählt uns in seinem „Instruktionsbuch", daß die Kurfürsten von Brandenburg im Laufe des 16. Jahrhunderts Zeughäuser in allen Schlössern und Festungen der Mark und Preußens angelegt und die nötigen Waffen dazu aufbewahrt hätten [123]. Dasselbe hören wir von Heinrich VIII. von England, wo im Tower, in Westminster und Greenwich die großen Zeughäuser waren [124].

Berühmt war das Arsenal der Republik Venedig, das uns ein deutscher Reisender, Andreas Ryff, im Jahre 1599 wie folgt beschreibt: „In dreyen gewaltigen langen Sälen, do ein jeder Sal 3 geng hat, haben sy harniss, Schitzenhauben, lange Spiess, halbardten, Partesanen, Sytenwehr (alle bloss onne scheiden), muschgeten, hocken und in Summa alle ervorderte nothdurft, Axen, Beyel, schöufflen, Bickel Houwen, Hartz-Pfanen, uff 70 thousent man zuo fuoss" [125].

Welche Ausdehnung die Zeughäuser bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in allen europäischen Staaten gewonnen hatten, lehrt uns ein Blick in „Das neueröffnete Arsenal" [126], das uns im vierten Abschnitt ein Verzeichnis gibt „von den Stellen, wo Geschütz und Ammunition verfertigt, aufbehalten und gebraucht wird". Auch die Übersicht, die ich weiter unten über die Mengen der wirklich vorhandenen und bedurften Geschütze gebe, wird noch einigen Aufschluß über die Zeughäuser Europas um jene Zeit bringen.

Nun ist aber hier anzumerken, daß in den Arsenalen und Zeughäusern keineswegs nur das „grobe Geschütz" aufbewahrt wurde, daß in ihnen vielmehr auch Schutz- und Trutzwaffen anderer Art lagen. Damit ist die Tatsache er-

wiesen, daß das gesamte Bewaffnungswesen in der Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert von einer Tendenz zur Verstaatlichung ergriffen wird, da natürlich die in den Zeughäusern stapelnden Waffen dazu dienten, den Kriegern unentgeltlich oder gegen Entgelt, das bleibt sich gleich, geliefert zu werden.

Die nachweislich erste Versorgung der Krieger mit Waffen durch den Staat fand bei dem nach der alten Heeresfolge übriggebliebenen Aufgebote der Bevölkerung statt, wenn ein Krieg ausgebrochen war. Der schon erwähnte Neander von Petershaiden bemerkt ausdrücklich, daß die Waffen in den Zeughäusern aufbewahrt wurden, um dieses Aufgebot auszurüsten. Ähnliche Ausrüstungen der „Defensioners" werden uns aus den kursächsischen Landen berichtet: 1618 wird ein Regiment Arkebusier Reiter in Sachsen angeworben, das die Waffen aus dem Zeughause in Dresden erhält[127].

Dann dehnt sich das System der staatlichen Waffenlieferung allmählich auf alle Truppen aus. Im 17. Jahrhundert, in dem so vieles Neue zur Welt gebracht wird, vollzieht sich die Wandlung. Wir können in jener Zeit noch deutlich die verschiedenen Übergangszustände beobachten, die sich aus der Umwandlung der privaten in eine staatliche Versorgung mit Waffen ergeben können:

1. Der Krieger bringt einen Teil der Waffen mit, die andern liefert ihm der Staat.

Das bestimmt z. B. der Dänische Artikelbrief in Art. 51: es soll „ein jeglicher Soldat zu Fuß auf dem Musterplatze einen guten Degen, ein Kürassier gleichermaßen einen guten Degen und ein Paar gute Pistolen und ein Arquebusier seinen Degen und eine gute Pistole mit sich bringen"; dagegen: „mit den übrigen Waffen und Wehren wollen wir sie versorgen und soll einem Soldaten zu Fuß für seine Obergewehre in 6 Monat 1 Monatsold abgekürzt werden, die Kürassiere sollen ihre Kürasse vor 15 Rttlr., die Arquebusier ihre Brust- und Rückstücke ... vor 11 Rttlr. annehmen"[128].

Dieser Abzug vom Sold wurde die übliche Form des Entgeltes.

2. Der Oberst beschafft die Waffen einheitlich und zieht den Knechten den Betrag monatsweise ab.

In diesem Sinne schließen die Kurfürsten von Brandenburg in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihre Bestallungsverträge mit den Obersten ab. So verpflichtet sich der Oberst Hildebrand von Kracht in einem Bestallungsvertrag vom 1. Mai 1620, 1000 „teutsche Knechte" zu liefern: davon 600 Musketiere „mit ihren Mosqueten von einer gebührlichen Länge auch genugsamer Schwere und Kugel", 400 Pikeniere „mit Brust-, Hinterstück und eisernen Sturmhauben"[129].

3. Die Waffen werden entweder in natura geliefert, oder die Soldaten bekommen ein besonderes Waffengeld.

Das ist wohl der Sinn des Reskripts Kurfürsts Friedrich Wilhelm vom 24. 4. 1681, in dem es heißt: „Wir wollen auch ferner die gnädigste Verfügung thun, daß allen Regimentern gute zweilöthige Musqueten und denen, die es von nöthen haben, neue Kurtzgewehre, Pique und Schweinsfedern, entweder aus Unsern Zeughäusern in natura gegeben oder ihnen die Nothturft an Gelde dazu gereichet werden soll[130]."

Daneben kommt aber das ganze 17. Jahrhundert hindurch auch schon die vollständige Lieferung der Waffen durch den Staat vor.

Am 4. Mai 1626 wirbt Hans Wolf von der Heyden 5 Kompagnien „Harquebusier-Reuter" an: Rüstungen und Bandelierröhren bekamen die Reiter gegen Abzug eines Monatssoldes geliefert[131]. Im Bestallungsbrief für den Obersten Ehrentreich von Burgsdorf vom 6. Oktober 1644 heißt es[132]: „Das Gewehr anlangendt, werden Wir dasselbige der Notturft nach an und beyschaffen und dafür einen Monat Soldt abziehen. Die Cornet und Trompeten, Fahnen werden Wir auch selber undt an die Handt schaffen undt auch also fort bey der Musterung den Mustermonat an 20929 Thlr. geben und auszahlen lassen."

Der Große Kurfürst an den Fürsten von Anhalt (Archiv Zerbst) 10./20. September 1674[133]:

„Soviel nun anfänglich die Mundierung der wieder genesenen 124 Reuter betrifft, darauf haben Ew. Lbd. an Unsern Rath und Geh. Cämmerer Heidekampfen beigehend eine Assignation auf 1800 RTlr. zu empfangen, wie Wir dann demselben auch die Nothdurft an Pistolen, Degen und Carabinern aus unserm Zeughause zu Spandow reichen lassen wollen." (Anzumerken ist: daß die Reiterei aus dem Zeughaus mit Waffen versehen wurde, war die Ausnahme.)

Aber die Neuordnung des Bewaffnungswesens wird uns doch erst dann in seiner ganzen charakteristischen Bedeutung verständlich, wenn wir in Erfahrung bringen, daß im Zusammenhange mit der Verstaatlichung sich gleichzeitig eine Vereinheitlichung in der Gestaltung der Waffen, eine Uniformierung also des gesamten Waffenwesens vollzog. Wir wollen uns mit allem Bedacht bewußt werden, daß hiermit eine Ideenrichtung und ein Gebaren in die Welt kamen, deren kulturgestaltende Macht gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, die heute noch immer weiter und immer rascher um sich greifen und (jetzt befördert von den Interessen des Kapitalismus) unser gesamtes Dasein zu bestimmen und zu ordnen sich nun erst recht anschicken: daß in jenen Gedanken die Idee der Vereinheitlichung unserer Gebrauchsgüter zuerst auftaucht.

In keiner früheren Zeit des europäischen Mittelalters, ehe nicht die militärische Notdurft dazu antrieb, war ein Mensch auf den Gedanken verfallen: es sei ein wesentlicher Wert mit der Tatsache verbunden, daß zwei Dinge sich völlig gleich seien. Wie es in der Schöpfung nicht zwei völlig gleiche Gegenstände gibt, so hatte auch der nach schaffende Mensch wie von selbst niemals etwas ebenso wieder gemacht wie vorher: jedes Bauwerk, jedes Kleidungsstück, jedes Möbel, jede Waffe der früheren Zeit beweist es uns. Wir kennen diese Launenhaftigkeit aller mittelalterlichen Produktion, die ja bloß ein äußerer Ausdruck der natürlichen Undiszipliniertheit des Menschen ist: auch keine Rechnung stimmt ja in einem mittelalterlichen Buche. Es ist hier gewiß nicht zu verfolgen, wie die innere Disziplinierung der mittelalterlichen Menschen zuerst in der Askese, im Kloster, vorgenommen wird, wie die erste Zeiteinteilung wahrscheinlich durch den Zwang zum regelmäßigen Gebet geschaffen wird. Die andere Form der Askese aber ist, darauf habe ich schon aufmerksam gemacht, die Erziehung zur militärischen Disziplin; und einen äußeren Ausdruck findet

diese Disziplinierung, die ja nichts anderes als Rationalisierung und Mechanisierung ist, in der Vereinheitlichung der vom Krieger bedurften Sachgüter, vor allem seiner Waffen. Einen äußeren Ausdruck und dann doch auch wieder eine wesentliche Förderung: innerliche und äußerliche Uniformierung bedingen sich eben wechselseitig.

Bis ins 16. Jahrhundert hinein waren Waffen und Wehr jedes einzelnen Kriegers von denen des andern verschieden gewesen: beim Ritter natürlich, aber auch beim Fußvolk, selbst noch bei den neuen Gewalthaufen der Schweizer, die noch allerhand Kurzwehren, Streitäxte, Morgensterne und vor allem Hellebarden führten, selbst noch als die Feuerwaffen aufkommen: „Kaliber, Form und Name sind in das Belieben derer gestellt, die sie kaufen oder machen lassen" („Calibres, façons et noms étant selon la volonté de ceulx qui les acheptent ou les font faire") heißt es in der Treille 1567[184].

Das erste Beispiel einer gleichförmigen Bewaffnung größerer Scharen bieten wohl die langen Spieße der Landsknechte im 16. Jahrhundert[185], deren Einheitlichkeit unmittelbar aus der Grundidee des auf Massenwirkung hinzielenden modernen Truppenkörpers folgte. Entindividualisierung hier wie dort.

Dann aber bietet natürlich die Feuerwaffe einen neuen, gleichsam produktionstechnischen Anlaß zur Uniformierung. Ende des 16. Jahrhunderts bieten die Augsburger Büchsenmacher dem Herzog Wilhelm von Bayern 900 Handrohre an, „so alle auf eine Kugel gerichtet"[136], was also noch ungewöhnlich war.

Nun hält der Begriff des Kalibers seinen Einzug in die Welt der Waffen: 1540 erfindet Hartmann in Nürnberg den Kalibermaßstab. Schon unter Franz I. und Heinrich II. von Frankreich wird die Zahl der Kaliber bei Kanonen auf sechs eingeschränkt: les 6 calibres de France, die bis zum Ende der Regierungszeit Ludwigs XIII. in Geltung bleiben.

1663 wird die Zahl der Kaliber merkwürdigerweise (man wollte die Fortschritte der Technik berücksichtigen) auf 17 erhöht. Die Ordonnanz vom 7. Oktober 1732 reduziert die Zahl wieder auf 5: 24, 16, 12, 8, 4 *℔*, entsprechend den fünf gleichen Arten von Lafetten[187].

Die Kugeln werden ganz genau abgewogen. 1733 wird die Uniformierung auf alle Schußwaffen ausgedehnt: Einheitlichkeit wird das Gesetz für die Flinten, die Musketen und die Pistolen.

In Preußen wird ein Normalkaliber für Kanonen (3, 6, 12, 24 *℔*) durch General von Linger im 18. Jahrhundert eingeführt[138].

III. Der Bedarf an Waffen

Der Bedarf an Waffen, das folgt unmittelbar aus dem, was wir jetzt in Erfahrung gebracht haben, weitet sich aus. Extensiv gleichsam drängt auf seine Vermehrung hin die Vergrößerung der Heere und Flotten, intensiv wirkt in gleicher Richtung die immer bessere Ausrüstung der Truppen: tritt ja doch, wie wir sehen, der Bedarf an Artilleriematerial ganz neu zu dem schon vorhandenen Waffenbedarf hinzu.

Gleichzeitig vereinheitlicht sich der Bedarf durch zunehmende Uniformierung und ballt sich zu immer größeren Massen zusammen, infolge der fortschreitenden Verstaatlichung der Waffenlieferung.

Was wir so aus allgemeinen Betrachtungen einsehen können, bestätigen uns die ziffernmäßigen Ausweise über die tatsächliche Höhe des Bedarfs, deren wir freilich gern noch mehrere und genauere und umfassendere hätten. Aber auch was wir an statistischen Angaben über den Waffenbedarf während der Periode, die wir betrachten, besitzen, gibt uns manchen Fingerzeig und gestattet uns, ziemlich sichere Schlüsse auf den Gesamtumfang des Bedarfs an Waffen. Vor

allem können wir mit hinreichender Deutlichkeit verfolgen, wie rasch und wie nachhaltig sich dieser Bedarf während der verhältnismäßig kurzen Spanne weniger Jahrhunderte oder gar Jahrzehnte ausdehnt; denn die erste entscheidende Steigerung fällt wiederum in das 17. Jahrhundert.

Wie beträchtlich der Bedarf an Waffen wurde, können wir mit Händen greifen, wenn wir ganz kleine Fürstentümer oder Staatsherrschaften auf ihren Waffenbedarf hin ansehen und selbst in ganz beschränktem Rahmen großen Ziffern begegnen. Ich greife als Beispiel wiederum das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel heraus, weil wir über die geschichtliche Entwicklung seines Waffenwesens eine ganz besonders gewissenhafte und eingehende Darstellung besitzen. Da kostet (im 17. Jahrhundert) eine einzige Belagerung 40426 Tlr. nur an Munition[189], über deren Verwendung uns unterrichtet folgender „Summarischer Extrakt von dem Munitionsverbrauch in der Belagerung Hildesheims, aufgenommen und von der Kriegs-Commission, d. d. Hildesheim 7. September 1634, unterschrieben“:

Pulver	769 Ctr. 70 Pfd.		
Lunten	628 Ctr.		
24 Pfünd.-Kugeln . . .	3232 Stück		
18 „ „	74	„	
12 „ „	304	„	
8 „ „	100	„	
7 „ „	1224	„	
3 „ „	990	„	
2 „ „	300	„	} Cartätschen
1 „ „	798	„	
100 „ -Granaten (Bomben)	325	„	
50 „ „	403	„	
6 „ „	108	„	
3 „ „	988	„	

Was schon im 16. Jahrhundert als Artilleriebedarf eines

kleinen Heeres (von 10000 Fußgängern und 1500 Reitern) angesehen wurde, ergeben folgende Aufstellungen:

Ein Überschlag, was von Geschütz für ein Heer von 10000 Fußgängern und 1500 Reitern nötig ist, vom Jahre 1540 im Stadtarchiv zu Stuttgart, verlangt[140]:

4 Scharfmetzen, 4 Nachtigallen, 4 kurze und 2 lange Sängerinnen, 4 große Schlangen, 8 Falconen, 12 Falconetten, 2 Feuerbüchsen, 2 große und 2 kleine Mörser.

Das gesamte Metall: 1180 Ztr. kostet . . .	9440 G.,
Räder und Gestell	2000 „
Die Kugeln	2315 „
600 Ztr. Pulver	8400 „
Zusammen	22155 G.

„Notaverzeichnis, was in einem kleinen Feldzug an Geschütz gehört“:

3 Scharfmetzen	(70 Pfd.)	für jede	200	Kugeln	60	Ztr.	Pulver,
4 Quarten	(40 „)	„ „	250	„	50	„	„
4 Notschlangen	(20 „)	„ „	300	„	45	„	„
6 Feldschlangen	(11 „)	„ „	300	„	24	„	„
6 Halbschlangen	(8 „)	„ „	350	„	18	„	„
6 Falconet	(6 „)	„ „	400	„	12	„	„
60 Hacken, dazu			20 Ztr. Blei und		8	„	„

Alle Kugeln und Blei wiegen zusammen 1541 Ztr.,
Alles Pulver . . . . . 892 „
Zum Transport gehören 66 Wagen und 330 Pferde[141].

Danach läßt sich leicht bemessen, was von großen Heeren bedurft wurde. Um nur ein paar Ziffern zu nennen: Als die Artillerie Wallensteins in Schlesien zugrunde gegangen war (beim Antritt des zweiten Generalates), schlug er selbst die zur Wiederbeschaffung nötige Summe auf 300000 fl. an[142].

Sully gibt während seiner Regierung 12 Millionen Francs für Waffen und Munition aus[143]. Und die Arsenale enthalten bei seinem Tode noch: 400 Geschütze, 200000 Kugeln, 4 Millionen Pfund Pulver.

Ein ganz besonders gieriger Waffenkonsument wurde die Kriegsflotte.

Die Felicisima Armada führte mit sich:

2431 Kanonen, davon 1497 bronzene, 934 eiserne; 7000 Arkebusen, 1000 Musketen (außerdem noch 10000 Piken, 6000 Halbpiken, Schwerter, Äxte usw.). Für die Kanonen waren 123790 Schüsse (50 im Durchschnitt) vorgesehen[144].

Der Bestand der französischen Schiffskanonen versiebenfachte sich unter der Regierung Colberts: er stieg von 1045 im Jahre 1661 auf 7625 im Jahre 1683, und zwar kam die Vermehrung im wesentlichen den eisernen Kanonen zugute, deren es 1661 erst 475, 1683 dagegen 5619 gab[145].

Dasselbe mächtige Emporwachsen zeigt uns die englische Schiffsartillerie. Der Bestand auf den Schiffen war[146]

1548: 2087 Kanonen
1653: 3840 „
1666: 4460 „
1700: 8396 „

An Munition führte ein Schiff wie der Henry Grace à Dieu (also schon ein Schiff des 16. Jahrhunderts) mit sich 4800 Pfund Serpentin- und 14400 Pfund gekörntes Pulver[147].

Die Armierung des Sovereign of the Seas, des Prachtschiffes Karls I., die aus 102 bronzenen Kanonen bestand, kostete £ 24753—8 sh—8 d[148].

Abermals lernen wir einen ganz neuen Zug in der Bedarfsgestaltung kennen, der allem Mittelalter fremd war, und der offenbar aus dem Interessenzentrum der Kriegsführung in die Güterwelt hineingetragen wurde: das Bedürfnis einer raschen Befriedigung des Bedarfs. Nicht nötig zu sagen, daß mit diesem Streben nach Beschleunigung des Produktionsprozesses die Menschheit wieder einen Schritt aus ihrer natürlichen Daseinsweise, aus ihrem organischen Wachsen heraus auf die Bahn der künstlichen und mechanischen Lebensgestaltung tat. Solange Produktion von Gütern eine vitale Betätigung lebendiger Menschen war, folgte sie ebenso den Gesetzen dieser blutdurchströmten Personenheiten, wie der Wachstumsprozeß

eines Baumes oder der Zeugungsakt eines Tieres von den inneren Notwendigkeiten dieser Lebewesen Richtung, Ziel und Maß empfangen. Diese natürlichen Selbstverständlichkeiten des urwüchsigen Lebens wurden in demselben Augenblicke zertrümmert, als von außen her in den organischen Ablauf des Produktionsprozesses hineingegriffen und dessen Dauer von äußeren Zweckmäßigkeiten beeinflußt wurde. Es mußte eine gewaltige Macht sein, die dieses natürliche Sicheinanderfügen von Produktionsvorgang und Bedarfsgestaltung zerstören konnte, und die dem organischen Bedarf einen mechanisch bestimmten überordnen und von diesem aus die gesamte Produktion ebenfalls aus ihren Bahnen zu schleudern und in der Richtung künstlicher Beschleunigung hineinzuzwängen vermochte. Diese Gewalt war das Kriegsinteresse, das sich hier in der Nachfrage nach Waffen äußerte.

Man ermesse, was es für einen mittelalterlichen Menschen der als Produzent ein Handwerker war, bedeutete, wenn z. B. im März und April des Jahres 1652 die englische Regierung sofort 335 Kanonen verlangte; im Dezember desselben Jahres gar ankündigte, daß sofort 1500 eiserne Geschütze im Gewicht von 2230 t zu 26 £ die Tonne bedurft würden und außerdem noch ebensoviel Wagen, 117000 Schuß Kugeln, 5000 Handgranaten, 12000 barrels gekörntes Pulver zu 4 £ 10 sh. Sofort! Und die Agenten liefen durch das Land und klopften an alle Türen der Kanonenmacher und konnten die plötzliche und riesige Nachfrage doch nicht befriedigen[149].

Damit sind unsere Gedanken aber schon zur Betrachtung eines anderen Problems fortgeschritten, das uns ja am nächsten angeht: zu der Frage, wie die Neugestaltung des Waffenbedarfs auf das Wirtschaftsleben einwirkte, inwieweit sie insbesondere einen Antrieb zur Entfaltung kapitalistischer Organisationen bieten mußte.

IV. Die Deckung des wachsenden Waffenbedarfs

Die Notwendigkeit, den wachsenden Bedarf an Waffen vollständig und rechtzeitig zu decken, gewinnt für die Gestaltung des Wirtschaftslebens eine doppelte Art Bedeutung: zunächst durch die bloße Tatsache, daß die Nachfrage sich zusammenballt, der Absatz also sich ausweitet und dadurch die Möglichkeit einer kapitalistischen Organisation des Handels oder der Produktion geschaffen wird. Diese Wirkung übt der wachsende Bedarf in allen Fällen aus, wo er groß genug wird, mag es sich um die Fortsetzung oder Umbildung schon bestehender Wirtschaftsformen oder um Neuschaffung handeln. In diesem auf dem Gebiete der Waffenerzeugung besonders häufigen Falle tritt dann als eigene Wirkung noch der Einfluß hinzu, den die Neugründungen auf die grundsätzliche Behandlung der wirtschaftlichen Vorgänge ausübten: daß sie diese in besonders starkem Maße rationalisierten. Wir sahen schon, wie aus dem Zentrum der militärischen Interessen sich ein starkes rationales Bedürfnis selbsttätig entwickelt, das dann sich auf die Methode überträgt, mittels deren der Sachbedarf des Heeres, hier also zunächst der Waffenbedarf, befriedigt wird. Wir werden dann sehen, wie die Betriebe, in denen Waffen hergestellt werden, die ersten sind, die ein modernes Gepräge tragen, wie eine Reihe höchstpotenzierter ökonomischer Grundsätze zuerst bei dem Handel und der Produktion dieser Güterkategorien auftaucht, wodurch ihre Beschaffung auch dann für die Entwicklung des Kapitalismus bedeutsam wird, wenn ihre Form etwa anfänglich nicht die der kapitalistischen Unternehmung, sondern des Staatsbetriebes ist.

Die Erzeugung der Waffen selbst bleibt zunächst in den Bahnen, in denen sie das ganze Mittelalter hindurch sich bewegt hatte. Zumal, wo es sich um Waffen handelte, die

gleich geblieben waren: das waren also vor allem die blanken Waffen und auch ein Teil der Schutzwaffen. (Die stählerne Rüstung schrumpfte zwar stark zusammen, erhielt sich aber noch jahrhundertelang in Gestalt von Arm- und Beinschienen und namentlich als Küraß.) Für die Herstellung dieser Waffengattungen hatte sich im Laufe der Jahrhunderte ein blühendes Handwerk entwickelt: die Harnischmacher, Schwertfeger, Klingenschmiede usw., die je an bestimmten Orten zu besonderen Leistungen sich differenziert hatten: die Namen Toledo, Brescia, Nürnberg, Solingen, Lüttich klingen uns sofort im Ohre, wenn wir jener Waffenhandwerker des Mittelalters gedenken. Als die Feuerwaffen aufkamen, wurden sie vielfach an diesen selben berühmten Mittelpunkten der Waffenindustrie in derselben handwerksmäßigen Weise hergestellt. Die Zunft, die sich dieser Produktion bemächtigte, waren die Büchsenmeister. Selbst die Kanonen scheinen in den Anfängen von kleinen Handwerksmeistern einzeln gefertigt zu sein, die man in Frankreich Canoniers, ouvrier en canons, bei uns wohl auch Büchsenmeister oder Feuerwerker nannte. Denn anderes als schlichte Handwerker sind offenbar die in den flandrischen Staatsrechnungen genannten Lieferanten von Kanonen im 14. Jahrhundert nicht.

1379 werden Guill. Parools für 2 Kanonen 72 livres bezahlt;
1402 an Pierre Chauvin, „ouvrier en canons", für 13 Kanonen usw. Aus den Comptes et recettes générales de Flandre. Arch. de Lille. Rapp. de M. Gachard. Bei M. Guillaume, Org. mil. (1847). 75.

„Payé à Jacot Adam, canonier demeurant à Damme,
pour un gros canon etc. . . . . 672 liv."
„Payé à Jacques Katelare, canonier demeurant à Bruges,
pour 5 canon en fer . . . . . 444 liv. 10 s."
usw.

Compte de J. Abonnel, fol. 55, 183 etc. A. 1431 l. c. 100.

Ob es sich in diesen Fällen um schmiedeeiserne Kanonen gehandelt hat, die in den ersten Anfängen des Geschützwesens vorkommen (noch im 16. Jahrhundert finden sich in dem Inventar eines spanischen Schiffes neben nur 10 Geschützen

aus Gußeisen 31 aus Schmiedeeisen)[150], ist nicht zu ermitteln. Es ist wahrscheinlich. Obwohl auch das Gießerhandwerk (Glockengießerei!) seit langen Zeiten bestand, der Guß einer Kanone sehr wohl also auch im Rahmen des Handwerks erfolgen konnte.

Aber Menge und Art der verlangten Waffen mußten doch im Laufe der Zeit das alte Waffenhandwerk zersprengen. (Daß es nicht die geographische Ausweitung des Absatzes war, die dem Handwerk gefährlich wurde, zeigt das Beispiel der Waffenindustrie besonders deutlich. Wie in so vielen Fällen fällt auch hier die Entwicklung zu kapitalistischen Formen der Produktion mit einer Tendenz zu deren Lokalisierung und Nationalisierung zusammen. Das Absatzgebiet des mittelalterlichen Waffen*handwerks* ist jedenfalls nicht beschränkter gewesen als das der kapitalistischen Waffenindustrie.) Quantum und Quale des neuen Bedarfs führte den Niedergang des Handwerks herbei. Freilich, in gewissen Grenzen erhielt sich die handwerksmäßige Waffenerzeugung noch jahrhundertelang, wie sie sich wohl bis in unsere Zeit hinein erhalten hat. Die Klingenschmiede von Toledo und Brescia bewahren ihren Ruf als individualisierende Handwerker, und noch im 17. Jahrhundert gibt es eine große Menge persönlich zeichnender Büchsenschmiede in allen Ländern Europas, vornehmlich in Frankreich[151].

Aber das blieben die Ausnahmen. Die große Masse der Waffenproduktion ging dem Handwerk verloren, das weder so große Mengen, so rasch und so einheitlich wie verlangt wurde, liefern konnte, noch den Anforderungen der fortschreitenden Technik, wenigstens was die Feuerwaffen angeht, gerecht zu werden vermochte. Ganz besonders galt das von dem Gewehr. Die alte Knallbüchse ohne Schäftung konnte allenfalls jeder Handwerker allein ohne wesentliche Hilfe machen. Ganz andere Ansprüche aber stellten die neuen Büchsen mit ihren langen, ausgebohrten und polierten Rohren,

mit Rad- oder Schnapphahnschloß, mit Ladestock und Holzschäftung. Die sachgemäße Anfertigung eines solchen Gewehres setzte eine weitgehende Spezialisation der Arbeitsverrichtungen und einen ausgedehnten Apparat von Arbeitsmaschinen und Werkzeugen voraus. Zunächst wurde dem Büchsenschmied die Herstellung der sogenannten Platinen, der Bleche, aus denen man die Rohre schmiedete, abgenommen und den Reck- oder Zainhämmern, die man wohl auch Platinenhammer nannte, wenn sie sich hauptsächlich mit der Anfertigung von Platinen befaßten, zugewiesen[152]. Eine Zeitlang schmiedete dann der Büchsenmacher die ganze Büchse zu Ende, bis auch in diesem Teile des Arbeitsprozesses die Spezialisation um sich griff, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bis zu einer Zerlegung der Gesamtarbeitsverrichtungen in etwa 12 Teilverrichtungen fortgeschritten war. Schon im 16. Jahrhundert hören wir, daß leichtere Arbeiten bei der Gewehrfabrikation von Frauen besorgt wurden. Damit war also das Gewerbe auch aus technischen Gründen für den Kapitalismus reif.

Die Betriebsformen, deren sich der Kapitalismus bei der Aufsaugung (oder aber Ausweitung) des Waffenhandwerks bediente, waren das Verlagssystem und der Großbetrieb.

Wir dürfen annehmen, daß die Kaufleute, die den alten handwerksmäßigen Waffenschmieden ihre Erzeugnisse abgenommen hatten, um sie auf den Märkten und Messen feilzuhalten, die Organisatoren der kapitalistischen Waffenindustrie namentlich dort wurden, wo sie uns als Hausindustrie entgegentritt. Das interessanteste und bedeutendste Beispiel dieser Entwicklung des alten Waffenhandwerks zum Verlagssystem bietet die Waffenindustrie von Suhl[153], die frühzeitig berühmt wurde und vor der Zerstörung Suhls durch Tilly wohl die bedeutendste in Europa war: die größte Blüte Suhls fällt in die Zeit zwischen 1500 und 1634. Wir haben eine poetische Schilderung der Suhler Industrie vom Jahre 1600 aus

der Feder Joh. Wendels, Rektors zu Suhl, der uns erzählt, daß damals die Suhler Gewehrhändler die Erzeugnisse des Ortes nach Spanien und Frankreich, nach der Schweiz und Venedig vertrieben; daß sie ins polnische Zeughaus nach Krakau, nach Wilna, nach Livland, Preußen und Danzig, besonders aber in die kaiserlichen Lande zum Krieg gegen die Türken Waffen geliefert hätten. Im Jahre 1634 wird Suhl „das Zeughaus Deutschlands" genannt.

Leider besitzen wir aus jener Blütezeit der Suhler Waffenindustrie keinerlei Statistik, aus der die produzierten Mengen zu ersehen wären. Aber es sind doch genug Zeugnisse vorhanden, die uns die Größe jener ersten deutschen Waffenindustrie bestätigen, und die uns auch Einblick gewähren in die innigen Zusammenhänge, die zwischen den Heeresverwaltungen und den Suhler Verlegern bestanden. Die Ziffern, über die die Bestellungen lauten, zeigen uns, wie weit schon im 16. Jahrhundert die Zusammenballung des Waffenbedarfs fortgeschritten war. Ich teile hier einige solcher Lieferungen nach Menge und Besteller mit:

1586 bestellt Bern in Suhla (Suhl) 2000 Handbüchsen mit Luntenschloß und 500 Musketen mit Radschloß;

1590 nach dem Brande dieses Jahres schickte Rudolf II. Bevollmächtigte aus Prag nach S., welche „viele Tausende" Musketen bestellten, sehr auf Beschleunigung der Lieferung drangen und als besonderen Vorteil die Befreiung von allen Donauzöllen von Regensburg nach Wien versprachen;

1596 liefert Simon Stöhr, der einer der größten Verleger war und dem wir in jenen Jahren immer wieder begegnen, der pfälzischen Regierung zu Neuburg binnen 14 (!) Tagen 160 Musketen mit Pfannenzündern und aufgehenden Pfannen samt dazu gehörigen Modellen, Wischern, Gabeln, großen und kleinen Pulverflaschen sowie 160 Schilt- und Halbhaken, auch Halbhaken mit schwarzen krummen Schäften nebst Zubehör;

1600 liefert derselbe Simon Stöhr 6000 Rohre mit dem königlichen Wappen nach Dänemark;

1621 im Februar meldet der Zeugmeister Buchner in Dresden, daß von den in Suhl bestellten 4000 Musketen 2000 angekommen seien.

Andere ähnliche Einkäufe der sächsischen Armee kommen auch in den folgenden Jahren vor.

Daß auch nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Kriege Suhl große Mengen Waffen liefern konnte, ersehen wir aus den Aufträgen, die im Anfang des 18. Jahrhunderts die preußische Heeresverwaltung erteilt. In der General-Kriegskassenrechnung vom 1. Juni 1713 bis letzten März 1715 heißt es auf S. 296:

Nr. 35: Aprilis 1715 dem Daniel Löscher zum Voraus und auf die Hand auf die in Sula verdungenen 3000 Stück Eisern Cürasse zufolge Ordre vom 9. April 1715 . . 1000 Thlr.

In der des folgenden Jahres auf S. 310:

Nr. 52: July 1715 denen Livranten Löscher und Hoffmann zu ihrer gäntzlichen Befriedigung vor die zu Sula angefertigten 3000 Stück eysern Cürasse, welche sich in allem auf 7739 Thlr. 3 Gr. 6 Pf. betragen . . . . 5739 Thlr. 3 Gr. 6 Pf.

Ein anderes Zentrum der Waffenindustrie in Deutschland, wo das Gewerbe offenbar ähnlich organisiert war wie in Suhl, ist auch im 17. und 18. Jahrhundert noch Nürnberg.

Wir erfahren vor allem von Beziehungen zwischen der preußischen Heeresverwaltung und Nürnberger Verlegern[154]:

General-Kriegskassenrechnung vom 1. Juni 1713 bis letzten Mai 1715, S. 295—296:

Nr. 31: Marty 1715. In Abschlag derer in Nürnberg verdungenen 9000 Stück eiserne Cürasse dem p. Buirette von Ohlefeld zufolge Ordre vom 21. Marty 1715 . . 3000 Thlr.

Nr. 32: Aprilis 1715, ferner an denselben zu obigem Behuf der 9000 Stück Cürasse zufolge Ordre vom 5. Aprilis 1715 . . . . . 1000 Thlr.

Nr. 33: Noch an denselben zu fernerem Behufe der in Nürnberg bestellten Cürasse zufolge Ordre vom 22. April 1715 . . . . . 4000 Thlr.

Nr. 34: Laut General Cassa Estats May 1715 an den p. Buirette von Ohlefeld abermals zum Behufe der in N. bestellten Cürasse zufolge Ordre vom 21. May 1713 . 8000 Thlr.

Der Große Kurfürst an den Fürsten von Anhalt (Archiv Zerbst)[155]:

„Nachdem wir einen Kauffhendler von Zell Hanss Wolff Schneydern gndst. Befehl ertheilet 3000 Musqueten, wie auch 1000 Dragoner-Musqueten, 500 Feuer Rohre und 500 Musqueten mit Feuer- und Lunten Schlossern, ingleichen einige Pistohlen und Carabiner dorthin zu liefern ...“ 10./20. Sept. 1674.

Daneben entstehen namentlich für die Erzeugung der Gewehre Fabriken, und zwar häufig als Staatsbetrieb. Die wichtigsten staatlichen Waffenfabriken in Deutschland lagen in Spandau, Potsdam, Neustadt-Eberswalde.

Im 16. Jahrhundert war Deutschland neben Italien das führende Land in der Waffenindustrie. Wir sehen deshalb die übrigen Länder ihren Bedarf größtenteils in Deutschland und Italien decken.

So England, dessen Nachfrage nach Waffen vor allem seit Heinrich VIII. immer reger wird[156].

1509 verkauffen Luigi de Fava und Leonardo Frescobaldi „große Vorräte" von Kriegswaffen an die englische Krone;
1510 läßt sich Heinrich durch Pier di ca Pesaro eine Ausfuhrerlaubnis für 40 000 Bogen aus Venedig erwirken;
1511 werden an Luigi und Alessandro de Fava für 500 Arkebusen 200 £ gezahlt;
— in demselben Jahre entsendet Heinrich VIII. Richard Jerningham und zwei andere Edelleute nach Deutschland und Italien, um Waffen und Kriegsgeräte zu kaufen;
1513 berichtet Jerningham, daß er einen sehr vorteilhaften Handel in deutschen Rüstungen (Almain rivets) für 5000 Fußsoldaten in Mailand abgeschlossen habe;
— um dieselbe Zeit hat Heinrich durch Wolsey mit einem Florentiner Kaufmann Guy de Portenary für 2000 Almain rivets abgeschlossen;
1544 fragt Heinrich beim Dogen von Venedig an wegen Ankaufs von 1500 Arkebusen und 1050 Rüstungen für Mann und Roß zu Brescia.

Heinrichs lebhaftes Bemühen war aber darauf gerichtet, England in dem Bezug von Waffen vom Auslande unabhängig zu machen und Waffenfabriken im eigenen Lande zu gründen. Zu diesem Behufe rief er — dem Brauche der Zeit folgend — deutsche, französische, brabantische und italienische Waffenschmiede ins Land[157], die offenbar gleich auf großbetrieblicher Basis eine englische Waffen-, insonderheit Gewehrindustrie aufbauten. Jedenfalls erfahren wir aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, daß mittlerweile die englischen Gewehrfabriken die bestorganisierten Europas geworden waren.

Von dem Stande der Gewehrfabrikation um jene Zeit ent-

wirft uns ein sehr guter Kenner gewerblicher Verhältnisse folgendes Bild[158]:

„Wenn jemals nöthig ist, Fabriken in großen zusammenhängenden Anstalten anzulegen: so ist es am meisten bey denen Gewehrfabriken nothwendig. Die Gewehre bestehen entweder aus vielerley Stücken, oder es müssen vielerley Arbeiten daran geschehen. Eine lange Erfahrung hat gezeiget, daß die Arbeiten, sonderlich im Feuer, viel schleuniger und geschickter von statten gehen, wenn einige Arbeiter nichts als diese, und andere nur jene besondere Arbeit verrichten, und einander gleichsam in die Hände arbeiten, wie solches sonderlich in Engelland bey denen Gewehr-Fabriken gebräuchlich ist, daher auch die engländischen Waaren vor andern einen großen Vorzug haben. Ueberdieß kann die Arbeit in denen Gewehrfabriken durch Maschinen und andere Anstalten, die große Kosten erfordern, und also nicht eines einzelnen Meisters Sache sind, sehr erleichtert werden. Der Staat kann auch von der Güte und Gleichheit des Gewehres vor sein Kriegsheer um desto mehr versichert seyn, wenn alles unter einerley Aufsicht gearbeitet wird. Auch dieses hat man eingesehen, und die Gewehrfabriken allenthalben in großen Anstalten angelegt."

Aus der nun folgenden Beschreibung ersehen wir deutlich, daß die Gewehrindustrie damals bereits das Stadium der Manufaktur überwunden hatte und fabrikmäßig organisiert war. Hätte Adam Smith an dieser führenden Industrie, statt an der unglücklichen Stecknadelmanufaktur, seine Vorstellungen von der Organisation der Arbeit gewonnen, so hätte er schon damals die Gründe für die Steigerung der Arbeitsleistungen im gesellschaftlichen Großbetriebe richtig erkannt, und die Lehre von der Produktivität der Arbeit wäre nicht für die nächsten hundert Jahre auf ein totes Geleise gefahren worden.

Auch in den übrigen Militärstaaten Europas entwickelte

sich die Waffenindustrie zu einer der ersten Industrien des Landes.

In Frankreich gründete Colbert selbst mehrere staatliche Gewehrfabriken, und auch Private betrieben dies Gewerbe auf breiter kapitalistischer Basis: M. de Seignelay (1683—1690) verlieh den Adelstitel einem Fabrikanten in Angoumois dafür, daß er mindestens 1000 Flinten monatlich lieferte[159]. Im 18. Jahrhundert gibt es zahlreiche Gewehrfabriken in Frankreich. Die berühmteste war die im „Hôtel de la maison du Roi". Sedan, St. Etienne, Verdun und andere Orte waren Sitze einer blühenden Waffenindustrie.

In Schweden gelangte die Waffenindustrie im 17. Jahrhundert, dank vor allem dem Bemühen Gustav Adolfs, zur Blüte. 1618 legt der König „Gewehrfaktoreien" an[160], um das auf den Bauernhöfen betriebene Schmiedegewerbe auszunutzen: jeder dieser Bauern war verpflichtet, wöchentlich eine große Muskete fertigzustellen; er erhielt dazu das Material von der Krone, war abgabenfrei und wurde teils in Geld, teils in Naturalien bezahlt. Aus diesen „Faktoreien" entwickeln sich die Gewehrfabriken, so 1626 die von Norrtelje. 1640 werden in einer Stockholmer Fabrik 10000 Musketen mit Lunten, 141 mit Schnapphahn und 12000 Gabeln gefertigt.

Den Typus der Suhler „Waffenfabrik" vertritt die seit dem 17. Jahrhundert zu hoher Bedeutung gelangende Waffenindustrie von Lüttich und Umgebung, die das Rückgrat der belgischen Industrie seit jener Zeit gebildet hat[161].

In Rußland dagegen tritt die Waffenfabrikation sofort auf höchstbetrieblicher Basis in die Erscheinung (vorbildliche Fabrik- bzw. Manufakturorganisation!): in der Sestrorĕcker Gewehrfabrik waren 683 Arbeiter zur Zeit Peters des Großen beschäftigt; der Staatsgewehrfabrik in Tula wurden 508 Bauernfamilien zugeteilt[162].

Andere berühmte Gewehrfabriken staatlichen Charakters gab es in Klingenthal im Elsaß, Kopenhagen, Elkistuna.

Spanien war ja im 16. Jahrhundert vielleicht der erste Militärstaat Europas. Sein Bedarf an Waffen war bedeutend. Er wurde teils durch Fabriken, teils durch Hausindustrien, teils im Inlande, teils im Auslande gedeckt. Die Abschlüsse erfolgten mit Kaufleuten oder Unternehmern in ganz großem Stil. Für die Lieferung von Arquebusen (arca buces) liegen aus dem Jahre 1538 Verträge vor mit Juan de Becinay über 10000 Stück; mit Juan Ibáñez aus Piacenza; mit Antón de Urquiroz aus Orio; mit Juan de Orbea und mit Juan de Hermúa aus Eibar, über 15000[163].

Spaniens eigene Gewehrfabriken lagen in Cordova, Barcelona und Helgoybar.

Sehr früh hat eine fabrikmäßige Organisation die Geschützgießerei erfahren, zunächst als Bronzegießerei, dann immer mehr als Eisengießerei (wie die Statistik, die ich im vorigen Abschnitte mitgeteilt habe, ausweist). Die höchste Stufe der Entwicklung erreichte sie in England, Frankreich und Spanien.

In England war im 16. und 17. Jahrhundert der Hauptsitz der Geschützgießerei (wie auch der Eisenhüttenindustrie) Sussex. Hier saßen, wie uns Cambden berichtet[164], zahlreiche „metallici, qui magnam vim tormentorum majorum et alia inde conficiunt". 1603 singt Walther Raleigh der englischen Geschützgießerei ein Loblied[165]. Welche Ausdehnung und Bedeutung sie hatte (eine Produktionsstatistik fehlt natürlich für jene Zeit; wir müssen also auf die Größe der Leistungen aus Symptomen schließen), zeigt folgender Vorgang[166]: 1629 beauftragt der König Sir Sackville Crowe, sich 610 eiserne Kanonen in der Königlichen Gießerei, focali nostro, in unserm Walde von Dean in Glocestershire zu verschaffen. Der König beauftragt dann weiter Philipp Burlamach, an eminent merchant, diese Kanonen an die Generalstaaten zu verkaufen, um damit seine für 300000 £ im Jahre 1625 verpfändeten Kronjuwelen wieder einzutauschen: „Thus England was still

eminent for its manufacture of iron artillerie beyond any country in Europe.“ Schon zur Zeit der Elisabeth konnte England Kanonen ins Ausland ausführen und tat dies (trotz des Verbotes der Ausfuhr!)[167]. Humes Urteil scheint also (wenigstens nach seiner positiven Seite hin) berechtigt, wenn er sagt[168], daß zur Zeit des ersten Jakob Schiffsbau und Geschützgießerei die einzigen Industrien gewesen seien, in denen sich England ausgezeichnet habe. Er ist sogar der Meinung, die Engländer hätten damals allein das Geheimnis besessen, eiserne Kanonen zu gießen. Das ist ein Irrtum: eiserne Geschütze wurden im 16. Jahrhundert auch anderswo gegossen. Ich erinnere z. B. an die Geschützgießereien, die im Oberharz zu Gittelde, auf der Sophienhütte bei Goslar usw. die braunschweigischen Herzöge in jener Zeit begründeten oder zur Entwicklung brachten[169]. Richtig ist, daß sich die Geschützgießerei in England zu besonders hoher Blüte entwickelte: das Eisenwerk Carron, das Eisenwerk Calcutt bei Bursley in Shropshire, das Eisenwerk Clyde bei Glasgow waren im 18. Jahrhundert als Stätten des Geschützgusses berühmt. Als die vollkommenste Stückgießerei galt aber damals die von Woolwich. Die englische Kanonenindustrie machte Schule im Auslande: der Engländer John Wilkinson legte im Auftrag der französischen Regierung eine Geschützgießerei und Bohranstalt zu Nantes an. Die großartige Kanonengießerei zu Petrowsadowsk in Rußland war von dem englischen Ingenieur Gascoigne eingerichtet worden; nach dem Muster von Woolwich baute der hannöversche Ingenieur Oberstleutnant Müller die Stückgießereien in Hannover und Stockholm[170].

In Frankreich begegnen wir schon im Anfang des 17. Jahrhunderts einer blühenden Kanonenindustrie auf kapitalistischer Basis. Es gibt Geschützgießereien in Bordeaux, in Sedan Châteaulin. Aus einer Bordeauxer Gießerei werden 200 Geschütze an die Marine geliefert; 1627 bieten Claude Marigo de la Villeneuve de Quimperlé und Michel Donnevin

ebenfalls 200 Kanonen aus der Gießerei von Quimperlé an[171]. Richelieu gründet dann noch eine staatliche Geschützgießerei in Le Havre[171].

Eine wesentliche Förderung erfährt aber die französische Kanonenindustrie wiederum durch Colbert. In Colberts Werk spielt der Gedanke, Frankreich in der Ausrüstung, sonderlich in der Bewaffnung seiner Heere, unabhängig vom Auslande zu machen, eine große Rolle. Daher wir ihn schon am Werke sahen, Gewehrfabriken zu gründen, wie er hier neue Geschützgießereien gründet (und wie wir ihn später noch zahlreiche Hilfsindustrien werden begründen sehen). 1661 kauft man in Schweden 200 000 L. Kupfer, um daraus Kanonen zu gießen[172]; 1663 kündigt Colbert dem König die Notwendigkeit an, Gießereien selbst zu bauen; 1666 beginnen seine Pläne sich zu verwirklichen: die Gießereien zu Saintes, zu Rochefort werden begründet. Die wichtigsten sind die zu Nevers, zu Commercy und in der Dauphiné geworden[173].

In Spanien wurde die Geschützgießerei von Karl V. zu rascher Blüte gebracht: es gab Gießereien in Medina del Campo, Malaga, Burgos, Pamplona, Fuenterrabía, Barcelona, Coruña. Karl ließ Deutsche aus Innsbruck kommen, um die Gießerei in Spanien einzuführen. Trotz der raschen Ausdehnung der einheimischen Produktion genügte sie jedoch dem Bedarf noch nicht, der vielmehr auch noch aus Flandern gedeckt werden mußte[174].

Eine berühmte Geschützgießerei hatte im 17. Jahrhundert Venedig, „da auf einmahl etliche Canonen können gar behende gegossen werden“[175].

* * *

Neben der Erzeugung der Waffen selbst galt es die nötige Munition zu beschaffen. Wir sehen daher in den verschiedenen Ländern im Anschluß meist an die Geschützgießereien zunächst Kugelgießereien entstehen: dann

aber vor allem Pulverfabriken, die in den meisten Ländern, in Deutschland, in Frankreich (seit 1572), zu den staatlichen Monopolindustrien gerechnet werden.

In England gibt die Pulvererzeugung Anlaß zur Entstehung einer großen Privatindustrie. 1562 errichten drei Personen Pulvermühlen und erbieten sich, der Regierung im großen 200 t pro Jahr zu liefern[176]. Daneben bestanden wohl auch staatliche Pulverfabriken. Daß es sich um beträchtliche Mengen handelte, ersehen wir auch aus den Abschlüssen über Lieferung von Salpeter, dem Rohstoff für die Pulvererzeugung. Aus den Jahren 1509—1512 besitzen wir zwei Kontrakte mit Giov. Cavalcanti und anderen italienischen Kaufleuten, wonach sie für £ 3622 (das Pfund zu 6 d) Salpeter zu liefern haben[177]. Ein anderer Kontrakt aus dem Jahre 1547 lautet[178] über £ 10445 16 s 8½ d. Unter der Elisabeth macht sich England dann auch im Bezug des Salpeters vom Auslande unabhängig und entwickelt eine eigene Schwefel- und Salpeterindustrie[179].

Pulver, Salpeter und Schwefel bleiben immer Gegenstand eines sehr bedeutsamen Handels, der Umsätze aufzuweisen hatte wie wenige Zweige des Warenhandels in frühkapitalistischer Zeit. Wir besitzen genaue Angaben über seine Ausdehnung in Piemont im Anfang des 18. Jahrhunderts[180]. Damals liefert z. B. die impresa Gaij einmal 14000 rubbi (à 9,2 kg) Pulver zu 8 Livres den rubbio. Ein andermal (1706) bezieht der Bankier Gamba aus Holland für die piemontesische Regierung 8691 rubbi Salnitro (Salpeter) zu 16 l. und 25274 rubbi Pulver zu 24 l.

* * *

Aber die vielleicht großartigste Wirkung, die der wachsende Bedarf an Waffen auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ausgeübt hat, wodurch er von so bestimmendem Einfluß auf den Verlauf der kapitalistischen Entwicklung geworden ist, scheint mir die Anregung zu sein, die er für einige der

tragenden Industrien und den Handel mit ihren Produkten bedeutet hat: Kupfer-, Zinn- und namentlich Eisenindustrie, das heißt jene Zweige der gewerblichen Tätigkeit, die das Rohmaterial für die Waffen lieferten. Ich denke, man wird sagen dürfen, daß diese Industrien ihre entscheidende Wendung zum Kapitalismus nahmen unter der unmittelbaren Einwirkung der Veränderungen, die die Heeresorganisation und namentlich die Bewaffnung in unserem Zeitraum erleben. Einen ziffernmäßigen, geschlossenen Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung zu erbringen, reichen natürlich die bisher wenigstens noch sehr dürftigen Materialien nicht aus. Die Forschung der nächsten Jahrzehnte wird vielleicht die fehlenden Glieder in der Kette meiner Beweisführung ergänzen. Einstweilen müssen wir versuchen, mit dem geringen Zahlenmaterial, das wir besitzen, nach Möglichkeit die Schlüsse zu rechtfertigen, die aus allgemeinen Erwägungen und im Hinblick auf bestimmte, erweislich richtige Tatsachen gezogen werden.

Diejenigen Metalle, die zuerst in größeren Mengen verlangt wurden, als sich der Waffenbedarf steigerte, waren Kupfer und Zinn. Denn aus ihnen bestand die Bronze, und aus Bronze wurden, wie wir sahen, in der ersten Zeit die Geschütze gegossen. Das Mischungsverhältnis, in dem die beiden Metalle Verwendung fanden, war ungefähr 1 : 9 (die französische Artillerie hatte vor der Revolution 11 Teile Zinn auf 100 Teile Kupfer, aber auch die heute als beste Mischung erkannte [8 : 92] war schon im 15. Jahrhundert gebräuchlich). Also handelte es sich vor allem um die Beschaffung von Kupfer, das denn auch im 15. und 16. Jahrhundert außerordentlich „gefragt" wurde und infolgedessen ganz erheblich im Preise stieg.

Nach Rogers[181] betrug der Durchschnittspreis für Bronze- oder Kupfergefäße (für Rohkupfer besitzen wir keine fortlaufenden Preisnotierungen) pro doz. lbs. von:

1401—1540 . . . . . 3 9¼,
1541—1550 . . . . . 5 6,

1551—1560	5	7,
1561—1570	7	7½,
1571—1582	8	1½.

Der Verkaufspreis des Kupfers, das die Fugger in Schwatz gewannen, war[182]:

1527	der	Zentner	5	fl.	45	Kr.	bis	6 fl. 15	Kr.,
1528	„	„	5	„	45	„	„	6 „ 20	„
1531	„	„	5	„	30	„	„	6 „ 15	„
1537	„	„	6	„	50	„	„	7 „ 45	„
1556	„	„	10	„	—	„	„	11 „ 45	„
1557	„	„	11	„	—	„	„	12 „ —	„

Ich nehme an, die Preissteigerung sei eine Folge vermehrter Nachfrage (denn die Silberentwertung machte sich in diesem Jahrhundert gewiß noch nicht in dem Verhältnis geltend, wie in 40 Jahren die Kupferpreise steigen). Dann konnte aber diese Vermehrung der Nachfrage nur von zwei Seiten her kommen: vom Schiffsbau und von der Geschützgießerei, da wir nicht annehmen dürfen, daß plötzlich so viel mehr Glocken oder kupferne Gefäße nachgefragt seien. Um was für beträchtliche Mengen es sich bei der Geschützerzeugung handelte, zeigen die Angaben über Zahl und Gewicht der Kanonen. Wir haben auch unmittelbare Ausweise über eingekaufte Kupfermengen: 1495 kauft die venetianische Regierung 80000 Pfund Kupfer von deutschen Kaufleuten ein: zwecks Anfertigung von Kanonen[183]. Von den großen Mengen Kupfer, die die französische Regierung im 17. Jahrhundert aus Schweden bezog, war schon die Rede. Colbert ließ allerwärts Kupfer aufkaufen und ausfindig machen, heißt es in einer amtlichen Denkschrift: „il a pris soin . . . de faire acheter et rechercher des cuivres de toutes parts pour la fonde des pièces de canons“[184].

Diese starke Nachfrage nach dem hochwertigen Metall machte dieses zunächst zu einem der beliebtesten Großhandelsartikel. Der Kupferhandel ist neben dem Salpeterhandel einer der wenigen Handelszweige, die schon im 15. Jahrhundert einen ganz großen Umsatz aufweisen. Er war in wenigen

Händen konzentriert, und die sehr reichen Firmen, die ihn beherrschten, benutzten ihre Macht, um das Kupfer gelegentlich „einzusperren". Vielleicht ist das Kupfer derjenige Handelsartikel, an dem zuerst eine „Preiskonvention" großen Stils versucht worden ist. Ich denke an die Abmachungen, die im Jahre 1498 die vier oberdeutschen Firmen Fugger, Herwart, Gossembrot und Paumgartner trafen, um den Kupfermarkt in Venedig, wo offenbar sein Mittelpunkt war, zu beherrschen[185].

Zu welcher imposanten Höhe der Kupferhandel im 16. Jahrhundert hinaufklomm, zeigen die Mengen Kupfer, die sich bei den Inventuren der Fugger auf deren Lagern vorfinden. Sie zeigen auch, daß die Größe dieses Hauses — soweit daran der Warenhandel beteiligt war — fast ausschließlich durch den ausgedehnten Kupferhandel bedingt wurde. Endlich bestätigen uns die Ziffern, daß sich der Umsatz in Kupfer während des 15. Jahrhunderts tatsächlich ganz beträchtlich ausdehnte (wenn wir nicht annehmen wollen, daß die wachsenden Mengen, die die Fugger auf ihren Lagern haben, ausschließlich durch Aufsaugung kleinerer Händler gebildet worden seien: auch dann hätte der Kupferhandel in einem etwas anderen Sinne eine große Bedeutung für die kapitalistische Entwicklung). Bei der Bilanzaufnahme[186] des Jahres 1527 beträgt das Warenkonto des Fuggerschen Hauses 380000 fl.: „der größte Teil" der Waren bestand in Kupfer, von dem in Antwerpen allein für mehr als 200000 fl. lagerte. Im Jahre 1536 ist an Kupfer, Silber und Messing für 289000 fl. vorhanden. Im Jahre 1546 beziffert sich das Warenaktivum auf 1250000 fl.; davon sind in Kupfer über 1 Mill. fl. vorhanden, von dem die Hälfte wieder in Antwerpen lagerte. 1 Million Gulden stellen etwa 8 Millionen Mark Metallwert dar. Es wird sich kaum ein zweiter Posten von gleicher Höhe in der gesamten Handelsgeschichte des 16. Jahrhunderts nachweisen lassen.

Nächste Wirkung: die steigende Nachfrage nach Kupfer

steigert das Interesse am Kupferbergbau. Dieser wird von den Kaufleuten und anderen reichen Leuten ins Auge gefaßt als ein sehr geeignetes Objekt zur Kapitalanlage. Die Folge ist, daß in immer weiterem Umfange der Kupferbergbau in die Bahnen der kapitalistischen Entwicklung hineingezogen wird. Alle reichen oberdeutschen Häuser: die Paumgartner, die Welser, die Höchstetter, die Gossembrot, die Herwart, die Rem, die Haug und natürlich vor allem die Fugger haben ihr Geld im deutschen, tiroler oder ungarischen (Silber- und) Kupferbergbau stecken; während wir im ungarischen Kupferbergbau auch Krakauer Geldgeber als Unternehmer beteiligt finden [187]. Der Kupferhandel wird in immer häufigeren Fällen zum Verlag: den Übergang bildet in der Regel die Verpfändung des Bergwerks abseiten des Regalherren.

Im 17. Jahrhundert sind es auch westdeutsche Firmen, die mit ihrem Gelde den Kupferbergbau befruchten: so ist Johann von Brodeck aus Frankfurt a. M. mit 163000 fl. an den Kupferhütten in Ilmenau sowie an dem Mansfelder Kupferbergbau beteiligt [188].

Daß aber der Kupferbergbau (den ich hier immer in dem weiteren Sinne von Bergbau und Hüttenwesen fasse) im 16. Jahrhundert allenthalben in Europa seine entscheidende Wendung in der Richtung kapitalistischer (und großbetrieblicher) Entwicklung vollzieht, lehren uns alle Berichte.

Am deutlichsten können wir den Aufschwung am ungarischen Kupferbergbau während des 16. Jahrhunderts verfolgen. Dieser war Ende des 15. Jahrhunderts ins Stocken geraten, weil die handwerksmäßig arbeitenden Gewerken (wie das so oft in jener Zeit der Fall war) der Grubenwasser nicht Herr werden konnten. Da bildete sich eine Gewerkschaft aus reichen Krakauer Bürgern mit Hans Thurzo an der Spitze zum Zwecke der Ableitung der Gewässer. Diese Gewerkschaft schloß mit den „Richtern, Rathmannen und Gemeinde“ der sieben ungarischen Bergstädte am 24. April 1475 einen Vertrag, wonach sie sich verpflichtete, das Wasser aus den Sohlen zu entfernen, und als Entgelt erhielt: für jedes mit Erfolg arbeitende Gapel oder Kehrrad einen Wochenlohn von 1 ungarischen Goldgulden und — ein Sechstel des geförderten Erzes.

Bald betrieben diese reichen „Verleger", denen sich dann bekanntlich die Fugger zugesellten, den Bergbau selbst, legten Hütten- und Hammerwerke an und erzielten eine große Ausbeute:

1495—1504 wurden gewonnen:

190 000 Ztr. Kupfer,
1 338 „ Messing,
54 774 Mark Silber,

was eine Dividende von 119 500 fl. je auf Thurzos und Fuggers Anteil ergab. Die Fugger wurden schließlich die alleinigen Inhaber und erzielten in den Jahren 1525—1539 einen Reingewinn aus dem ungarischen Bergbau von 1 297 192 rheinischen Gulden (also einen Metallwert von etwa 9 Mill. Mark heut. Währung)[189].

Das Streben der großen Militärmächte, sich in der Beschaffung ihres gesamten Kriegsmaterials vom Auslande unabhängig zu machen, führt denn auch hier zur Entstehung nationaler Industrien. In England ist es wieder der Soldatenkönig Heinrich VIII., der die Entwicklung des Kupferbergbaus betreibt. Er ruft, um seine Pläne rascher zu verwirklichen, deutsche Kapitalisten ins Land. 1564 bildete sich unter der Führung der Firma David Haug, Hans Langnauer und Mitverwandte und unter wesentlicher Beteiligung der höchsten englischen Staatsmänner und Beamten eine große Gewerkschaft zur Auffindung und zum Betriebe von Bergwerken in England. Zunächst wurden Kupferbergwerke zu Keswick und Bleibergwerke zu Kolbeck (die dem Schiffsbau dienen sollten!) in Betrieb genommen[190].

In Frankreich legt Colbert zahlreiche Kupferhütten und Schmelzen an[191].

Eine ähnliche Wirkung wie auf Kupferhandel und Kupferproduktion scheint die steigende Nachfrage nach bronzenen Geschützen auf die Zinnindustrie und den Zinnhandel ausgeübt zu haben. Wenigstens beobachten wir in dem wichtigen Zinnbergbau Englands eine wesentliche Ausweitung der Produktion im 16. Jahrhundert: die Menge des erzeugten Zinnes, die vom 13. bis zum 15. Jahrhundert zwischen 800 und 1000 Zinntonnen (zu 1200 engl. Pfund) geschwankt hatte,

steigt im 16. Jahrhundert bis auf 1600 und 1700 Tonnen. In diese Zeit fällt wohl auch der Übergang zur kapitalistischen Organisation der Bergwerke[192].

Daß aber endlich der Militarismus auch bei der Geburt der kapitalistischen Eisenindustrie Pate gestanden hat, läßt sich auf verschiedene Weisen wahrscheinlich machen.

Zunächst durch einfache rechnerische Gegenüberstellung des Eisenbedarfs für Waffen und Munition und der Menge des überhaupt erzeugten Eisens. Ich habe oben einige Ziffern mitgeteilt, aus denen der Bestand an Schiffskanonen in Frankreich und England am Ende des 17. Jahrhunderts ersichtlich wird. Frankreich hat 1683 auf seinen Kriegsschiffen 5619 eiserne Kanonen, England um dieselbe Zeit ungefähr 8396 Kanonen insgesamt; also (nach dem Verhältnis der französischen Geschütze berechnet) vielleicht 6—7000 eiserne. Die Gesamtzahl der eisernen Geschütze in beiden Ländern (also die Feld- und Festungsgeschütze einbegriffen) wird nicht zu hoch mit je 8000 angenommen sein. Das Gewicht eines Geschützes dürfen wir mit durchschnittlich $1^1/_2$ t ansetzen. Das ergeben Gewichtsangaben bei Bestellungen ebenso wie Schätzungen von Zeitgenossen, wie etwa die des Bischofs Wilkins vom Jahre 1648, die Beck in seiner Geschichte des Eisens (II, 1273) mitteilt. Also würde das Gesamtgewicht der Kanonen Englands und Frankreichs um jene Zeit etwa je 12000 t betragen haben. Dazu kommen die Kugeln. Rechnen wir 50 Schuß auf jede Kanone (so viel hatte die Armada an Bord), so gäbe das für jedes Land einen Bestand von 400000 Kugeln, jede Kugel nur mit 5 kg angenommen, ergäbe das abermals 2000 t Gewicht. Die Artillerie jedes Landes wöge also etwa 14000 t. Wieviel Eisen wurde nun in jener Zeit überhaupt erzeugt? Soviel ich weiß, besitzen wir für das 17. Jahrhundert keine Gesamtziffer der Eisenproduktion (denn die Dudleyschen Schätzungen für England sind meines Erachtens tendenziös und phantastisch,

seinem propagandistischem Zwecke entsprechend), es sei denn die von Beck für 44 schwedische Hochöfen im Jahre 1687 angegebene Menge von 37000 Ztr., also 1850 t. Einigermaßen zuverlässige Ziffern treffen wir erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Damals soll die Gesamtproduktion der englischen Eisenindustrie in 59 Hochöfen 17350 t betragen haben[193]. Allerdings hatte damals England eine Mehreinfuhr von Eisen in Höhe von etwa 20000 t. Immerhin: stellt man das Gewicht der Artillerie schon am Ende des 17. Jahrhunderts (das wir Mitte des 18. Jahrhunderts sicher um 50%, also auf 21000 t, gestiegen annehmen dürfen) den Gesamtproduktionsziffern für Eisen gegenüber, und mag man sich auch die Kanonen- und Kugelerzeugung über eine Anzahl von Jahren verteilt denken: daß die Armee ein überragend großer Konsument von Eisen war, lassen die Zahlen nicht mehr bezweifeln; ja wohl mehr: daß sie der bei weitem größte, daß sie (indem wir den Bedarf der Kriegsschiffe an Eisen als Heeresbedarf rechnen) der einzige wirkliche Massenkonsument von Eisen in jenen Tagen war, in denen sich das Schicksal der Eisenindustrie entschied, weil es die Zeit war, in der sie die ersten Schritte auf dem Wege zum Kapitalismus machte.

Daß diese Rechnungen den tatsächlichen Verhältnissen sehr nahekommen, macht eine Ziffer wahrscheinlich, die wir aus einer etwas späteren Zeit für den Umfang des Geschützbedarfs in England besitzen, aus der wir aber, denke ich, rückschließen dürfen, daß meine Annahmen für das 17. und frühe 18. Jahrhundert richtig sind. Um 1795 betrug der jährliche Bedarf an Artillerie-Eisenguß[194]:

für Großbritannien	11000 t
„ Indien	5600 t
„ fremde Länder	10000 t
Zusammen etwa:	26000 t.

Ich kann aber noch einen anderen Umstand anführen, der die Bedeutung der Geschütz- und Kanonengießerei für die Entwicklung der kapitalistischen Eisenindustrie in ein noch helleres Licht rückt. Wie man weiß, ist die Überleitung der Eisenindustrie aus der handwerksmäßigen in die kapitalistische Organisation auf das engste verknüpft mit der Erfindung und dem Vordringen des Hochofens. Man weiß ebenfalls, daß die grundsätzliche Neuerung, die dieser brachte, in der sogenannten indirekten Eisengewinnung bestand. Diese indirekte Eisengewinnung war eine unmittelbare Folge der stärkeren Erhitzung des Eisens (durch Gebläse, die man mechanisch antrieb) gewesen, wodurch das Eisen in einen flüssigen Zustand versetzt worden war. Mit dieser Erzielung flüssigen Eisens hing aber wiederum die Ermöglichung des Eisengusses zusammen, der zuerst fast nur für die Herstellung von Kanonen und Kugeln (erst später und dann auch lange Zeit hindurch nur nebenher für Öfen und erst seit den Erfahrungen, die man beim Bau des Versailler Wasserwerks gemacht hatte, für Röhren) Verwendung fand. Nun war also die Sachlage diese: Schmiedeeisen konnte man nach dem neuen Hochofenverfahren *oder* mittels des alten Luppenprozesses gewinnen, Gußeisen aber *nur* im Hochofen. Wer eine Ahnung vom Wesen des mittelalterlichen Menschen hat, wird nun ohne weiteres zugeben, daß wenn nicht mehr als die Möglichkeit bestanden hätte, das neue Verfahren (den Hochofenprozeß) anzuwenden, dessen Einbürgerung Jahrhunderte gedauert hätte, wenn sie überhaupt erfolgt wäre.

Wollte man aber Kanonen aus dem billigeren Eisen (statt aus der teureren Bronze) gießen, so *mußte* man sich des Hochofens bedienen. *Die zunehmende Nachfrage nach eisernen Kanonen wirkte also wie ein Zwang zur Einführung des Hochofenverfahrens in die Eisenindustrie.*

Endlich mag auch dieses Umstandes noch Erwähnung

geschehen: die Öfen für Geschützguß waren größer als die anderen[195]: der Heeresbedarf wirkte also auf Betriebskonzentration hin. Eine Zeitlang bediente man sich, namentlich in Schweden, der Doppelhochöfen, bis man den einzelnen Hochofen entsprechend größer baute.

Diesen inneren Zusammenhang zwischen dem Heeresbedarf an Waffen und der Entstehung der kapitalistischen Eisenindustrie können wir nun aber auch in den meisten Fällen empirisch in der Verkettung der geschichtlichen Ereignisse selbst nachweisen. Soweit ich die Anfänge der modernen (das heißt also auf dem Hochofenverfahren aufgebauten) Eisenindustrie zu überblicken vermag, bildet jedesmal das Bestreben, für den Kanonenguß das nötige Material zu beschaffen, den Anlaß zur Überführung der Eisengewinnung in kapitalistische Formen.

In Deutschland fallen die Anfänge des Eisengusses in das 16. Jahrhundert: damals baute man die ersten Hochöfen in Hessen[196] und im Saargebiete[197], während sie in Sachsen, in Brandenburg, am Harz zu Beginn des 17. Jahrhunderts, in Schlesien 1721 aufkommen. Und die ersten Konsumenten sind die Zeughäuser überall.

In Schweden, das im 16. und 17. Jahrhundert einer der größten Eisenproduzenten war und noch im 18. Jahrhundert England mit Eisen versorgte, stellte Gustav Wasa die Eisenindustrie auf eine ganz neue Basis, indem er Geschützgießereien einrichtete und Eisenwerke, wie das berümte Werk bei Tåberg, ausschließlich zur Lieferung des nötigen Gußmaterials anlegte. Im 17. Jahrhundert bringen dann eingewanderte Niederländer die schwedische Eisenindustrie auf eine noch höhere Stufe. Louis de Geer ließ in Finspång zwei gekuppelte Hochöfen bauen, nur für Geschützguß. „Durch die Anlage dieser Hütte, die ausschließlich dem Geschützguß dienen sollte, ... erwuchs Schweden ein neuer

Erwerbszweig. Die Güte des Produkts erwarb den eisernen Geschützen von Finspång den Weltmarkt und trug viel dazu bei, den Ruhm des schwedischen Eisens zu erhöhen“ [198].

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gilt die schwedische Eisenindustrie noch immer als die erste der Welt, die beträchtliche Mengen Roheisen und Eisenfabrikate ausführte [199]. Eiserne Geschütze bildeten einen wichtigen Ausfuhrartikel Schwedens. Die Hochöfen, die teilweise auf hoher Stufe kapitalistischer Entwicklung standen (sie waren hie und da mit englischem oder holländischem Kapital errichtet, wie uns Jars berichtet), waren ursprünglich nur auf Gießerei eingerichtet, und der Geschützguß stand jedem anderen Guß vor. Der Staat legte solchen Wert darauf, daß er den Hochofenbesitzern seit 1740 verbot, neben der Kanonengießerei Frischereibetrieb zu führen, damit ihr ganzes Interesse auf den Geschützguß gerichtet bliebe. Dadurch bildeten sich eine ganz feststehende Routine und ganz bestimmte Erzgattierungen aus, wodurch denn auch ein vorzügliches Produkt erzielt wurde [200].

In Frankreich entwickelt sich eine moderne Eisenindustrie nicht vor dem 17. Jahrhundert: die ersten Hochöfen werden (um 1600) eigens für Geschütz- und Munitionsguß gebaut [201]. Dann gibt Colbert auch der Eisenindustrie den großen Anstoß, wesentlich aus militärischen Interessen heraus, wie wir schon wiederholt feststellen konnten: er gründet allein in der Dauphiné elf Eisenhütten und neun Stahlhämmer [202], „. . . il a fait l'établissement des forges et fourneaux pour fondre les canons de fer, ce qui ne s'était point encore vu dans le royaume“ [203].

Besonders deutlich tritt bei der Entstehung der Eisenindustrie in England und Schottland der Zusammenhang zwischen Militarismus und Kapitalismus zutage. Der Hauptsitz der englischen Eisenindustrie im 16. und 17. Jahrhundert ist Sussex, wo schon unter Elisabeth große Vermögen

erworben werden. Das Eisen von Sussex wurde aber zum guten Teil in Kanonen und Kugeln verwandelt und nahm in jener Zeit sogar noch in dieser Gestalt seinen Weg ins Ausland. Sir Thomas Leighton und Sir Henry Neville hatten für Geschützausfuhr Patente von der Königin. Vor 1592 sollen von 2000 t gegossenen Geschützen 1600 heimlich ins Ausland gegangen sein[204].

Im 17. Jahrhundert, als der Bedarf an Geschützen in England selbst ständig zunahm, wurde die Produktion von Sussex im Lande verbraucht (und mehr dazu, wie wir sahen). Aber die enge Beziehung zwischen Geschützgießerei und Blüte der Eisenindustrie blieb bestehen[205].

Das andere Land Großbritanniens, dessen Eisenindustrie sich erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts entwickelt und dann natürlich gleich auf breiterer kapitalistischer Basis, ist Schottland. Hier wird die erste Konzession zur Anlage eines Hochofenwerkes für Gußeisen (die Schmiedeeisenindustrie datiert in Schottland erst vom Jahre 1836) im Jahre 1686 erteilt. Sie wird mit folgenden Worten eingeleitet, die, wie mir scheint, eine glückliche Bestätigung der Richtigkeit meiner ganzen Beweisführung enthalten, weshalb ich sie in extenso hersetze[206]:

His Majesty and Estates of Parliament, taking into consideration the great advantage that the nation may have by the trade of Founding, lately brought into the Kingdom by John Meikle, for casting of balls, cannons and other such useful instruments, do, for encouragement to him, and others in the same trade, statute and ordain, that the same shall enjoy the benefit and priviledges of a Manufacture in all points as the other Manufactures newly erected are allowed to have by the laws and Acts of Parliament, and that for the space of nineteen years next following the date hereof. Also: „zum Gießen von Kugeln, Kanonen und

anderen solchen nützlichen Instrumenten" wird die schottische Eisenindustrie ins Leben gerufen, deren größtes Werk Jahrzehnte und fast ein Jahrhundert lang die Carron Ironworks gewesen sind, die sich in der ersten Zeit fast ausschließlich mit der Herstellung von Geschützen beschäftigt haben[207]. Der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts üblichste Geschütztyp der englischen Artillerie trug den Namen „Carronade" zu Ehren des Werkes, der ihn zuerst hergestellt hatte.

Erwähnt muß schließlich noch werden, daß in Deutschland jedenfalls die oberschlesische Montanindustrie den militärischen Interessen hauptsächlich ihre Entstehung verdankt. Als Friedrich M. im Jahre 1754 und 1755 die Hochofen- und Frischfeueranlagen Malapane und Kreuzburger Hütte erbauen ließ, leitete ihn vor allem der Wunsch, dadurch Artilleriematerial für die schlesischen Festungen herstellen zu lassen. Und in dem Berichte, den die Bergbehörden 1781 dem Könige einreichten, in dem eine Neuordnung des oberschlesischen Berg- und Hüttenwesens angeregt wird, steht unter den Vorteilen, die Sr. Majestät aus einer Hebung der Montanindustrie erwachsen würden, an erster Stelle[208]:

„daß es alsdann an den für Höchstdero Armée erforderlichen Kriegsbedürfnissen an Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel und Salpeter nie im Lande fehlen kann."

Aber nicht nur die Roheisenbereitung empfing ihre stärkste Anregung zum Übergang in ein höheres Entwicklungsstadium durch die Bestellungen der Heeresverwaltungen: in gleich hohem Maße wurde auch die Eisenverarbeitung durch die Anforderungen der Geschützfabrikation wesentlich beeinflußt. Ja, man darf getrost wieder sagen, ohne sich der Übertreibung schuldig zu machen, daß die Fortschritte, die auf dem Gebiete der Eisenverarbeitung vom 16.—18. Jahrhundert gemacht wurden, und die vor allem dazu beitrugen, die kapitalistische Eisenindustrie zur Entfaltung zu bringen, dem Bedürfnis nach besseren Kanonenrohren entsprungen sind.

Ich denke zunächst an die Herstellung gußeiserner Erzeugnisse zweiter Schmelzung, die sich seit dem 17. Jahrhunderte einbürgerte, und deren grundsätzliche Bedeutung vor allem darin bestand, daß bei dem Umschmelzen von Guß- und Roheisen in den Flammöfen zuerst die Verwendung von Steinkohle als Brennmaterial glückte, lange ehe es gelang, Eisenerze mit ihrer Hilfe zu schmelzen. Allerdings taugte das Flammofenschmelzen nicht für alle Arten von Gußwaren, aber gute Kanonenrohre konnte man damit herstellen. Und das war die Hauptsache. Der Zusammenhang zwischen dem wichtigsten Fortschritt in der Eisenverarbeitung und dem Heeresbedarf liegt offensichtlich zutage. Der beste Kenner dieser Dinge urteilt denn auch wie folgt[209]: „Der Geschützguß hat mit am meisten zur Förderung der Technik der Eisengießerei beigetragen; er gab auch die Veranlassung zur Einführung des Flammofenschmelzens."

Ebenso bedeutsam für die Entwicklung der Eisenindustrie war die Verbesserung der eigentlichen Werkzeugmaschinen zur Bearbeitung des Eisens, namentlich der Bohr- und Drehbänke: Dampfmaschine und Zylindergebläse waren in ihrer Wirksamkeit abhängig von der Möglichkeit, große Zylinder auszubohren. In dieser Kunst waren gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Engländer allen übrigen Nationen voran, und diese Überlegenheit hatten sie sich bei der Kanonenherstellung erworben: „Die Metallbohr- und Drehbänke haben ihre Entwicklung zunächst der Geschützfabrikation zu verdanken. Das Ausbohren der Kanonen war das Problem, an dem sich die Bohrkunst hauptsächlich entwickelt hat" (Beck). Schon im 16. Jahrhundert hat Biringuccio in seiner Pirotecnica das Ausbohren der Kanonen mit Hilfe eines Wasserrades beschrieben. Die von ihm dargestellte Bohrmaschine, die schon horizontal bohrte, ist dann mehrfach verbessert worden und wurde im 18. Jahrhundert von dem Schweizer Maritz zu der Vollendung

gebracht, in der sie die Entwicklung des Maschinenwesens im 19. Jahrhundert ermöglichte. Maritz wurde 1740 zum Inspektor des Geschützwesens in Frankreich berufen: ausschließlich am Kanonenmaterial hat er sein technisches Können betätigt. Maritz wurde zum Reformator der französischen Artilleriewerkstätten, indem er das Gießen ohne Kern und das Bohren aus dem Vollen mit horizontalen Bänken einführte[210].

Viertes Kapitel: Die Beköstigung der Heere

I. Die Verpflegungssysteme

Wir werden gut tun, wieder Landheer und Marine gesondert zu betrachten, da die Verpflegung ihrer Truppen doch zu viel innere Verschiedenheiten aufweist, um sie in einem zu betrachten.

Das ganze Mittelalter hindurch bis tief in die neuere Zeit hinein war es bei den Landtruppen die Regel, daß jeder Krieger für seinen Unterhalt selbst sorgte oder daß die Nächststehenden ihn mit Unterhaltsmitteln in natura versahen, ganz gleich ob es Reiterheere oder Fußheere, ob Aufgebots- oder Söldnertruppen waren.

Um ein paar Beispiele aus der Zeit des späten Mittelalters (15. Jahrhundert) herauszugreifen: Die Verpflegung des Schweizer Aufgebotsheeres lag den Gemeinden ob, in denen sie aber dezentralisiert war. In Bern gab es 17 Stuben oder Gesellschaften, die ihren Mitgliedern die Verpflegung gaben[211]. Neben der mitgegebenen und gelieferten Verpflegung mußte der Unterhalt im Feldlager durch freien Einkauf gedeckt werden.

Die Ordonnanzkompagnien Karls des Kühnen (1471) mußten sich selbst beköstigen, auch auf dem Marsch[212].

Das galt selbstverständlich auch von allen auf Zeit angeworbenen Söldnertruppen.

Es ist der Zustand, der noch zur Zeit Wallensteins herrscht[213].

Die Obersten des Wallensteinschen Heeres empfingen Verpflegungsgelder, die sie den Soldaten auszahlten: diese sollten damit ihren Unterhalt bestreiten. Die Verpflegungsgelder selbst wurden von den umliegenden Landschaften mittels Kontribution eingezogen. Was dem Systeme Wallensteins seine besondere Note gab, war nur das brutale Zugreifen, war die rücksichtslose Gewalthaftigkeit. Konnte oder wollte der Quartiergeber nicht zahlen, so nahm man sich eben, was man brauchte; das Geldlöhnungs-Kaufsystem ging dann in ein Natural-Beutesystem über: „Im Fall die Bürgerschaft und Untertanen mit dem Gelde nicht aufkommen könnten, wird denselben anheim gestellt, die gemeinen Offiziere und Soldaten mit Viktualien zu unterhalten," heißt es in Wallensteins Verpflegungsordnung vom Jahre 1629, die mit der des Generals Tilly von 1623 in den entscheidenden Punkten übereinstimmt. Soweit nicht Wallenstein selbst Proviant von seinen Gütern (die vom Kriege verschont blieben!) herbeischaffen ließ, wovon noch die Rede sein wird, war auch dieses Verpflegungssystem noch durchaus privater Natur und grundsätzlich dezentralisiert.

Mit der fortschreitenden Verstaatlichung der Heere wird die Regelung des Verpflegungswesens nach und nach auch als eine Aufgabe des Staates anerkannt. Schon frühzeitig begegnen wir Organen der Staatsgewalt, die eigens dazu ernannt werden, um (ganz vag ausgedrückt) zunächst nur eine Aufsicht über das Verpflegungswesen der Truppen auszuüben.

Am frühesten natürlich wieder in Frankreich[214]. Hier besteht ein „Kriegskommissariat" seit dem 14. Jahrhundert. In der Deklaration vom 28. Januar 1356 werden 12 „Commissaires" eingesetzt, von deren Funktionen wir freilich nur eine recht dunkle Vorstellung haben. Mit der materiellen Seite des Verpflegungswesens werden später die „Commissaires ordonnateurs" noch besonders betraut. 1470 erfahren wir von „agents

chargés de veiller à l'approvisionement de l'armée": 1557 von „2 surintendants et commissaires généraux", unter denen 2 Commissaires in jeder Provinz stehen; ferner gibt es „commis aux vivres, charchés d'établir des magasins sur le passage des troupes et d'acheter les objets nécessaires à la subsistance des armées et à l'avitaillement des places fortes" (Ord. von 1557). Die vollständige Ordnung erfährt dann das französische Intendanturwesen unter Richelieu in den Jahren 1627 und 1631. Die „Commissaires de guerre" werden in der späteren Zeit ein teures Kaufamt, das nicht immer in der gewissenhaftesten Weise ausgeübt wurde.

Ähnliche Aufsichts-, Kontroll- und Verwaltungsbehörden, deren Funktionen freilich ganz verschieden waren, je nach dem (materialen) Verpflegungssystem, das jeweils herrschte, entstanden in allen Militärstaaten.

England schuf sein „Victualling Department" (1550); Preußen seinen Generalproviantmeister, der dem General-Kriegskommissarius unterstellt ist (1657) usw. Beim Ausbruch eines Krieges wurden vom Kriegsminister einige Kriegsräte aus den Kriegs- und Domänenkammern ernannt, um die Verpflegung der Truppen zu besorgen. Diese bildeten das „Feld-Kriegs-Kommissariat der königlich-preußischen Armee" [215].

Uns interessieren an dieser Stelle diese Schöpfungen eigener Organe für das Verpflegungswesen nur als Ausdruck der Tatsache, daß dieses nunmehr von der Staatsverwaltung auch materiell mehr oder weniger in den Kreis ihrer ordnenden Tätigkeit gezogen wird. Welcher Art diese ordnende Tätigkeit war, müssen wir nun erst in Erfahrung bringen.

Überall, soviel ich sehe, beginnt die Staatsgewalt die Regelung des Verpflegungswesens mit einer Art von indirekter Fürsorge: Die Beamten des Königs oder der andern Obrigkeit wachen darüber, daß die für den Unterhalt der Truppen notwendigen Lebensmittel in hinreichender Menge, guter Qualität und zu zivilen Preisen dem einkaufenden Soldaten

zur Verfügung stehen. Von einer solchen Fürsorge erfahren wir im 15. Jahrhundert bei dem Schweizer Aufgebot, von dem schon die Rede war[216]. Wir hören davon noch früher in Frankreich[217]. Sie begegnet uns bei den Heeren des Dreißigjährigen Krieges[218].

Aber frühzeitig wurde die Mitwirkung des Staates bei der Beköstigung der Truppen doch eine inhaltlich helfende. Der Fürst hatte, wie wir sahen, von alters her eine Leibwache: für deren leiblichen Unterhalt mußte er selbst sorgen. Er mußte ferner die Festungen verproviantieren. Er mußte die Truppen mit Lebensmitteln versehen, die er über See sandte. So sehen wir abermals schon im Mittelalter den König von Frankreich am Werke, durch die Bailles und Sénéchaux Lebensmittel aufkaufen zu lassen, die er für die eben genannten Zwecke verwandte: schon im 14. Jahrhundert werden die „Commissaires aux vivres" damit betraut, den Proviant zu vereinigen und nach Anordnung des Königs an die verschiedenen Stellen abzuführen. Die Magazine, in denen der Proviant für eintretenden Bedarf aufgestapelt wurde, erhielten den Namen „Garnisons"[219].

Daneben finden wir frühzeitig öffentliche Körperschaften vom Staate damit beauftragt, für den Unterhalt der Truppen zu sorgen: die Ordonnanzkompagnien Karls VII. wurden von den Provinzen in natura verpflegt: jede „Lanze", die aus vier Kombattanten zu Pferde und zwei Knappen oder Knechten bestand, erhielt: jeden Monat zwei Hammel, einen halben Ochsen oder eine halbe Kuh oder ein Äquivalent in Fleisch anderer Art; jedes Jahr vier Schweine; jeder Mann ferner im Jahre zwei Pipen Wein, 1½ Last Getreide und schließlich jeder homme d'armes für sich und sein Gefolge: monatlich 20 l. für Beleuchtung, Gemüse, Zutat (Gewürz) und anderen kleinen Bedarf. Für jedes Pferd wurden 12 Lasten (Charges) Hafer und vier Karren Stroh und Heu geliefert[220].

Bei der zunehmenden Erstarkung des Staatsgedankens

konnte es nicht ausbleiben, daß der Fürst auf die Idee verfiel, nachdem er sein Heer verstaatlicht hatte, nun auch das gesamte Verpflegungswesen zu verstaatlichen. Es scheint, als ob das System der Verpflegung der Truppen durch den Staat zu voller Entwicklung zuerst in Spanien während des 17. Jahrhunderts gelangt sei. Von hier fand es Verbreitung auch in anderen Staaten, wie in Brandenburg-Preußen. Hier sehen wir es bis zur Zeit des Großen Kurfürsten in der Form der „Speisung", d. h. der Verpflegung durch den Quartierwirt in Übung.

Einer der besten Kenner der „alten Armee" gibt folgendes Bild von der Art und Weise, wie die Truppen unter Georg Wilhelm unterhalten wurden[221]:

„An Löhnung (Lehnung) erhält der Musketier alle 10 Tage 1 Taler, wovon er leben muß. Sie wird oft zum Teil oder ganz in Lebensmitteln oder durch ‚Speisung', d. h. Verpflegung durch die Quartierwirte ersetzt. Der Ausdruck ist daher häufig mißverstanden worden. Die drei Löhnungen sind Abschlagszahlungen auf den monatlichen Sold (1631 auf die Kompagnie 1300 Tlr.), von dem außerdem Gewehr, Kleidung, event. auch Pferdehaltung, kurz die ganze Kompagniewirtschaft zu bestreiten ist. Der verbleibende Betrag wurde meist zunächst einbehalten (1631 also 600 Thlr.) und dient später zur Gegenrechnung für die vom Staate gelieferten Waffen, für überhobene Zehrung, Erpressungen usw. Der Ausdruck Traktament ist allgemein und bedeutet nach Umständen Sold oder Löhnung. Ganz zu trennen ist für Georg Wilhelms Zeiten der Servis (Holz, Licht usw.), den der Quartiergeber leistete oder in Geld ablöste."

Dieses System der vollen Verpflegung durch den Staat hielt sich jedoch nicht lange. Die Schwierigkeiten der Durchführung, die damit für die bequartierten Gegenden verknüpften Unzuträglichkeiten bestimmten schon den Großen Kurfürsten dazu, die Speisung der Armee wieder zu beseitigen, die Geldzahlung wieder an die Stelle zu setzen. Friedrich Wilhelm I. suchte noch mehr die fiskalische Naturalverwaltung zu beschränken: die Regimenter, Kompagnien und die einzelnen auf feste Geldeinnahmen zu setzen, mit denen sie auskommen mußten. So bildete sich im Laufe des 17. und 18. Jahr-

hunderts in den meisten Staaten eine Art von gemischtem System heraus, das ziemlich einheitlich auf folgenden Grundsätzen beruhte: der Staat verpflegt den Soldaten ganz auf dem Marsche und im Felde; in der Garnison überläßt er es im wesentlichen dem einzelnen, wie er sich für den Geldsold, den er empfängt, beköstigt. In den einzelnen Staaten wird dieser oder jener Bestandteil des Unterhalts dem Soldaten vom Staat oder vom Quartiergeber (in Gestalt des sogenannten Servis) in natura verabreicht.

In der Instruktion vom 29. Juni 1620, die für den *chursächsischen* Proviantmeister von Zscheppelitz erlassen wurde, heißt es im Eingang[222]: „Unser bestallter Obristen- (alias General-) Proviantmeister soll das Kriegsvolk im Felde zu jeden Zeiten mit allerlei Proviant versehen." Die Friedensverpflegung liegt dem Krieger ob. Dieser erhält nur als Servis vom Quartiergeber: Obdach, Salz, Pfeffer, Essig und Licht. Sächsische Verpflegungsordnung vom 1. März 1697[223].

In den *kaiserlichen Landen* hat der Soldat von 1679 an sein Essen beim Quartiergeber zu kaufen; der Quartiergeber liefert ihm in natura eine Portion Brot, wofür Abzug am Lohn gemacht wird.

In *Preußen* bekommt der Kompagniechef für Löhnung, Werbung, kleine Montierung usw. eine feste Geldsumme, die er beliebig verwenden kann; er muß nur durch Musterung richtige Verwendung nachweisen. 1713 wird der Monatssold der Gemeinen auf 2 Tlr. 6 Sgr. erhöht; davon verbleiben dem Soldaten nach dem Abzug für gemeinsame Kassen 1 Tlr. 16 Gr.: das ist der Betrag, den er für seinen Unterhalt ausgeben kann. Im Frieden erhält der Soldat außer auf Märschen keine Naturalverpflegung (auch kein Brot); diese tritt ein außerhalb der Garnisonen und im Kriege.

In *Frankreich* bestimmt die Ord. von 1641: der Staat sorgt für die Verpflegung des Kriegers auf dem Marsche und im Felde; dieser erhält alsdann 2 Pfd. Brot am Tag, 1 Pfd. Fleisch und 1 Pinte Wein. In der Garnison liefert der Staat nur das Brot, wofür er 1 Sous pro Tag vom Solde abzog.

Sobald der Staat irgendwelche Fürsorge für den Unterhalt des Soldaten übernahm, also namentlich sobald er ihm das Brot — sei es immer, wie in Frankreich, sei es zuzeiten, wie in den meisten deutschen Staaten — lieferte, mußte er für Bereithaltung von Vorräten, insonderheit also wieder für Aufstapelung von Getreide sorgen.

Das geschah dadurch, daß er möglichst über das ganze

Land verstreut Magazine anlegte: in Frankreich geschieht dies bereits unter Heinrich IV., dann unter Ludwig XIII. in weitem Umfange[224]; in Preußen namentlich unter Friedrich Wilhelm I. (1726 waren 21 Kriegsmagazine errichtet)[225]: von anderen deutschen Staaten waren Sachsen, Böhmen und Württemberg in gleicher Richtung schon seit dem 16. Jahrhundert vorgegangen[226].

* * *

Die Verhältnisse bei der Marine liegen insofern anders wie beim Landheer, als die Selbstverpflegung der Mannschaft bei irgendwie größeren Schiffstypen und längeren Reisen kaum durchführbar ist. Man vergegenwärtige sich, daß auf einem Kriegsschiffe ein paar hundert oder tausend Menschen wochen- oder monatelang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen sind. Sie müssen also jedenfalls mit großen Vorräten an Lebensmitteln versehen sein. Die Beschaffung dieser Vorräte dem einzelnen zu überlassen, sie einzeln im Schiffe aufzustapeln, zu bewachen und sie dann auch einzeln verzehren zu lassen, ist außerordentlich lästig. Vorgekommen scheint auch diese Art der Selbstbeköstigungen auf Schiffen zu sein, wohl unter kleinen Verhältnissen: in den Aufgeboten der Republik Genua im 13. Jahrhundert werden die Pflichtigen aufgefordert, für Waffen, Proviant und „alles Nötige" selbst zu sorgen[227]. Diese Art der Verpflegung wurde „ad apodisias" ‚auf eigene Kosten' genannt, und ihr stand gegenüber die Anwerbung „ad solidos": das Söldnerheer. Aber auch im Solde waren zu jener Zeit die Verpflegungskosten einbegriffen.

Die großen seefahrenden Staaten, also namentlich Spanien, Holland, Frankreich und England, scheinen das System der Selbstbeköstigung ihrer Schiffsmannschaften niemals gekannt zu haben. Was verschieden gestaltet ist, ist nur die Form, in der die kollektive Beschaffung der Lebensmittel für die Schiffsbesatzung erfolgt. Hier sind, soviel ich sehe, im Laufe

der Jahrhunderte zwei Systeme angewandt worden: eins, das man das französische nennen kann, bei dem den Schiffskapitänen die Verproviantierung ihrer Schiffe überlassen ist, und ein englisches, bei dem der Staat für die Verpflegung der Schiffsmannschaften Sorge trägt.

In Frankreich ist tatsächlich bis zur Zeit Colberts es den Schiffskapitänen überlassen, für Offiziere und Mannschaft ihrer Besatzung, selbst für die Landtruppen, die sie an Bord nahmen, den Unterhalt zu beschaffen. Erst unter Colbert wird ein munitionnaire général eingeführt, und die Verproviantierung erfolgt für mehrere Schiffe von Staats wegen[228].

In England hören wir schon im 13. Jahrhundert von Ausgaben für Heringe, Schinken usw., die als Proviant auf des Königs Schiffe geschickt wurden[229]. Manchmal wird der Proviant in natura von den Ständen geliefert[230]. Im 16. Jahrhundert ist die staatliche Fürsorge durchaus das herrschende System: vom Staate erhält die Mannschaft ihren Proviant geliefert.

II. Der Bedarf an Lebensmitteln

Wenn wir uns der Ausführungen in dem „theoretischen" Teile dieser Schrift erinnern, so wissen wir, daß Größe und Art des Bedarfs eines Heeres auch an Lebensmitteln bestimmt wird durch die Stärke der Armee und die Eigenart des Verpflegungssystems.

Die Menge der Truppen, die unter Waffen stehen, bestimmt immer die absolute Größe des Bedarfs; das heißt bestimmt die Anzahl von Mündern, die gespeist sein wollen, ohne daß ihre Träger bei der Erzeugung der Güter mithelfen. Denn das ist natürlich das ökonomisch Wichtige dabei, daß im Heere ebenso viele Nur-Konsumenten geschaffen werden, als Krieger (oder Kriegerfamilien) da sind. Diese Eigenschaft, Nur-Konsument zu sein, hat der Soldat immer, gleichgültig, ob er

seinen Unterhalt in natura bezieht oder ihn von einem Produzenten einkauft.

Das Verpflegungssystem entscheidet dann darüber, in welchem Umfange ein durch größere Heere hervorgerufener größerer Bedarf an Lebensmitteln ein Massenbedarf, das will sagen: ein zusammengeballter, einheitlich, im Ganzen auftretender Bedarf, wird. Nicht nötig, zu sagen, daß ein großer Bedarf um so eher ein Massenbedarf wird, je weiter die Zentralisation der Bedarfsdeckung fortgeschritten ist. Ferner: wenn die Zentralisation nur in Kriegszeiten eintritt, je länger die Kriege dauern. Endlich (bei Schiffen), je weiter sich die Ausreisen dehnen.

Die Notwendigkeit, größere Truppenmassen für eine längere Seereise zu verproviantieren, hat wohl zuerst einen Massenbedarf an Lebensmitteln erzeugt. Und hat ihn zu einer Zeit hervorgerufen, als die Welt noch in Träumen dahinlebte. Es muß mächtige Erschütterungen in den traumseligen Menschen jener Tage hervorgerufen haben, wenn eines Tages in Genua sich die Nachricht verbreitete: Philipp August von Frankreich will sein Kriegsheer mit Proviant und Pferdefutter für 8 Monate und mit Wein für 4 Monate versehen [231].

Oder wenn der Ausrufer durch die Dörfer Frankreichs ritt und verkündete, was die Bailliage an Lebensmitteln aufzubringen und nach Calais zu liefern habe für die Ausrüstung der dort sich einschiffenden Truppen.

Wir besitzen eine Übersicht über die einzelnen Leistungen, die den Baillis im Jahre 1304 aufgegeben wurden. Die Ziffern sind natürlich ebensowenig voll zu nehmen wie die einer mittelalterlichen Gestellungsliste. Sie drücken wohl immer nur das erhoffte Maximalquantum aus. Immerhin geben sie doch eine annähernde Größenvorstellung von den Mengen, die in so früher Zeit für die Verpflegung eines Heeres zusammengebracht werden mußten. An ihrer Richtigkeit ist wohl nicht zu zweifeln. Die Aufstellung findet sich im Reg. XXXV des Trésor des chartes Nr. 138 und ist abgedruckt bei Boutaric, 278/79.

„Requirierungen, die im Januar 1304 den Baillis aufgegeben wurden (behufs Lieferung nach Calais):

Bailliage de Sens: 250 Malter (Muids) Getreide, 500 Tonnen Wein, 150 Malter Hafer;
B. de Caen: 500 Malter Getreide, 500 Tonnen Wein, 500 Malter Hafer, 1000 lebende Schweine, 1000 Schinken, 10 Malter Erbsen, 10 Malter Bohnen;
B. de Mâcon: 500 Stück Hornvieh, 1000 Hammel;
B. d'Auvergne: 1000 Stück Hornvieh, 2000 Hammel, 1000 Schinken;
B. de Troyes: 10000 Pfd. Wachs, 4000 Pfd. Mandeln, 20 Brote Zucker
B. de Gisor: 500 Malter Getreide, 500 Malter Hafer, 10 Malter Erbsen, 10 Malter Bohnen;
B. de Caux: 250 Malter Getreide, 500 Tonnen Wein, 250 Malter Hafer, 1000 Schinken;
B. de Rouen: 500 Malter Getreide, 100 Tonnen Wein, 500 Malter Hafer, 1000 Schinken, 100 Poisses Salz;
B. de Senlis: 250 Malter Getreide, 500 Tonnen Wein, 250 Malter Hafer;
B. de Touraine: 500 Malter Getreide, 1000 Pipen Wein, 500 Malter Hafer, 40 Pipen Öl, 40 charches Salz;
B. de Bourges: 4000 Hammel, 500 Stück Hornvieh, 500 lebende Schweine;
B. de Coutance: 500 Malter Hafer, 1000 lebende Schweine, 1000 Schinken, 500 Stück Hornvieh;
B. d'Orléans: 200 Malter Getreide, 200 Malter Hafer, 500 Stück Hornvieh, 1000 Hammel;
Sénéchaussée de Poitou: 1000 Tonnen Wein, 10 Tonnen Essig, 500 Stück Hornvieh;
Sén. de Saintonge: 1000 Tonnen Wein, 10 Tonnen Essig, 500 Stück Hornvieh.

Dann trat aber ein rechter und ständiger Massenbedarf an Lebensmitteln natürlich erst auf, als die modernen Heere und Flotten entstanden. Namentlich die Flottenausrüstung heischte frühzeitig eine regelmäßige starke Zufuhr von Proviant. Die entscheidende Wandlung scheint hier in das 16. Jahrhundert zu fallen. Damals ging man dazu über, die Schiffe im Winter zu verproviantieren, und ein englisches Reglement stellt eine Verproviantierung von 2 zu 2 Monaten für 4 Monate als Norm fest. Freilich, diese Forderungen wurden noch nicht regelmäßig erfüllt: 1522 klagt der englische Admiral Surrey, daß er trotz jenes eben erwähnten Reglements höchstens für 8 Tage Proviant an Bord habe. 1545 wird von den Franzosen ausdrücklich gemeldet, daß sie für 2 Monate Proviant bei sich

führen[232]. Diese höheren Ansprüche an das Verpflegungswesen hingen damit zusammen, daß man seit der Mitte des Jahrhunderts ganz andere Gepflogenheiten bei der Handhabung der Kriegsschiffahrt walten ließ. Bis in die Zeit Heinrichs VIII. hatten die Flotten Soldaten gelandet und waren umgekehrt; oder sie hatten den Feind geschlagen und waren umgekehrt: nun begann die Ära der langen Fahrten.

Was aber schon im 16. Jahrhundert an Proviantmengen bei größeren Unternehmungen in Frage kam, zeigen die Bestände an Nahrungsmitteln, die die spanische Armada im Jahre 1588 mit sich führte. Wir sind auch darüber sehr genau und zuverlässig unterrichtet und wissen, daß die 195 Schiffe dieser Flotte an Bord nahmen[233]:

110000 Zentner Biskuit,
11117 Mayors (à 56,2 gal.) Wein,
6000 Zentner Schweinefleisch,
3000 „ Käse,
6600 „ Fisch,
4000 „ Reis,
6000 Fanegas (à 1,5 bush.) Erbsen und Bohnen,
10000 Arrobas (à 3,5 gal.) Öl,
21000 „ Essig,
11000 Pipen Wasser.

Im 17. Jahrhundert häuften sich die Gelegenheiten, in denen so große Massen Proviant in kurzer Zeit — das gab dem Ganzen erst sein eigentümliches Gepräge — aufgebracht werden mußten. So erfahren wir beispielsweise von einer plötzlich auftretenden Nachfrage bei der englischen Flotte nach 7500000 lbs. Brot, 7500000 lbs. Beef und Schwein, 10000 Fässern (butts) Bier, außer Butter, Käse, Fisch usw., was alles binnen ganz kurzer Zeit (die Länge ist nicht angegeben) zu beschaffen ist[234].

Den Holländern kostet der Unterhalt ihrer Flotte im Jahre 1672 für 7 Monate 6972768 fl.[235].

Sehr detaillierte Aufstellungen für die Proviantierung eines Schiffes oder einer Flotte um die Mitte des 18. Jahrhunderts findet man bei De Chennevières in seinen Détails militaires I (1750), 238 seg.

Man wird nun vielleicht meinen, das Schiffsverproviantierungsproblem sei gar kein spezifisch militärisches, da ja auch jedes Handelsschiff mit Mundvorrat für die Mannschaft versehen werden muß. Ja — aber die Größe der Proviantierungen waren ganz andere bei den Kriegsschiffen, und erst diese Ausweitung des Versorgungsspielraumes enthielt das Problematische.

Man muß sich stets vor Augen halten, wie geringfügig die Besatzungen der Kauffahrteischiffe im Vergleich zu denen der Kriegsschiffe war. Im Mittelalter schon waren auf den Kriegsschiffen große Menschenmassen zusammengepfercht: die Galeeren waren die Kriegsschiffe der italienischen Seemächte, und Galeeren waren Ruderschiffe und schon deswegen sehr viel stärker bemannt als gleich große Segelschiffe. Schon im 13. Jahrhundert haben die Galeeren der Republik Genua 140 Ruderer[236]. Im Jahre 1285 kommen 184 Mann auf ein Fahrzeug. Ein gleich großes Handelsschiff hatte vielleicht kaum 20 Mann an Bord. Selbst wenn die Kauffahrtei-Segelschiffe mit Kriegern zu ihrem Schutze ausgerüstet waren, wiesen sie im 12. und 13. Jahrhundert nur folgende Besatzungen auf: 25, 50, 32, 85, 60, 55, 50, 45. Die Sache änderte sich sofort wieder, wenn die Handelsschiffe, mit oder ohne Ladung fahrend, hauptsächlich auf den Krieg oder die Kaperei gerüstet waren; dann wurden sie unverhältnismäßig viel stärker bemannt; sie hießen dann „armiert", navis armata, und hatten dann folgende Besatzungen: zwei Schiffe haben 1234 600 Mann, ein pisanisches Schiff hat 1125 400 Mann, ein anderes Schiff

gleicher Herkunft hat 500, ein venetianischer Kauffahrer hat 900 Mann an Bord[237].

Im 16. Jahrhundert rechnete man bei Kriegsschiffen 3 Mann auf 5 Tonnen brutto: ein Drittel Soldaten, ein Siebentel des Restes Feuerwerker (gunners) und der Rest Seeleute; bei Handelsschiffen dagegen nur 1 Mann auf 5 Tonnen netto: ein Zwölftel Feuerwerker, der Rest Seeleute[238].

Es kamen bei diesem Besatzungsverhältnis also recht stattliche Mannschaften auf Kriegsschiffen heraus. Unter den 15 englischen Schiffen, die ein amtliches Verzeichnis des Jahres 1513[239] aufführt, sind

2 mit 700 Mann an Bord: 400 Soldaten + 260 Matrosen + 40 Feuerwerker;
1 mit 600 Mann an Bord: 350 Soldaten + 230 Matrosen + 20 Feuerwerker;
1 mit 550 Mann an Bord: 300 Soldaten + 210 Matrosen + 40 Feuerwerker;
1 mit 400 Mann an Bord: 200 Soldaten + 180 Matrosen + 20 Feuerwerker;
2 mit 300 Mann an Bord: 150 Soldaten + 130 Matrosen + 20 Feuerwerker;
2 mit 300 Mann an Bord: 150 Soldaten + 135 Matrosen + 15 Feuerwerker

usw.

Zieht man die Zahl der Schiffe in Betracht, die zusammen gegen den Feind zogen, so handelte es sich leicht um recht große Massen von Soldaten und Matrosen, die sich an Bord befanden. 1511 verspricht Heinrich VIII., mit 3000 Mann den Kanal freizuhalten. 1513 werden für die englische Flotte (außer der Besatzung von 28 Lastschiffen) 2880 Seeleute angeworben. 1514 befinden sich auf 23 Königsschiffen, 21 gemieteten und 15 Lastschiffen 3982 Seeleute und 447 Artilleristen (gunners), also 4429 Mann ohne die Soldaten[240].

Aber auch beim Landheere wuchsen die Bedarfsmengen begreiflicherweise rasch. Beispiele:

Die 12000 Mann Brandenburger, die 1694 als Hilfstruppen am Rhein und in den Niederlanden standen, erhielten (außer einem Geldlohn von monatlich 38180 Talern) 2 Pfund Brot pro Mann und Tag. Das ergab für 11608 Gemeine und Unteroffiziere täglich 23216 Pfund, in 31 Tagen also 719696 Pfund; 144 Pfund Brot auf 1 Zentner Mehl Nürnberger Gewicht gerechnet, ergab es 4898 Zentner Mehlbedarf pro Monat[241]. 1727 werden 200000 Taler aus dem Tresor angewiesen, um dafür Roggen zu kaufen für die Kriegsmagazine[242]. In den 21 preußischen Magazinen lagerten am Ende der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. 45000 Wispel: eine ausreichende Versorgung von 200000 Menschen auf ein Jahr[243]. Man rechnete in Preußen im 18. Jahrhundert 2 Pfund Brot pro Tag und Mann, was 7 Scheffel im Jahre ausmacht. Die preußische Armee brauchte also schon während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts 24000—25000 Wispel Getreide, während die Zivilbevölkerung Berlins 1720 nur 7200 Wispel beanspruchte[244].

Ähnliche Ziffern ergeben sich für die Armeen der anderen Länder. Dupré d'Aulnay stellt Mitte des 18. Jahrhunderts folgende Rechnung für Frankreich auf[245]: die Versorgung einer Armee von 150000 Mann mit Kommißbrot, das sind 54 Millionen Rationen im Jahr, erheischt 300000 Sack Getreide zu 200 lb.; also 30000 t. Wir werden sehen, wenn wir jetzt die verschiedenen Wege verfolgen, auf denen die Deckung eines so riesigen Bedarfes stattfand, daß das eine Menge war, die nur aus einem einzigen Hafen (Danzig) damals ausgeführt wurde.

III. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Truppenverpflegung

Soviel ich sehe, hat man an dem in dieser Überschrift ausgedrückten Probleme bisher immer nur die negative Seite beachtet: man ist den zerstörenden Wirkungen nachgegangen, die räuberische Erpressungen oder übermäßige Belastungen durch Heere in einem Lande ausüben können oder ausgeübt haben. Dieser Teil des Problems hat sogar eine fast erschöpfende Behandlung erfahren in dem einschlägigen Artikel in Krünitz' Enzyklopädie. Aber das Problem hat auch einen sehr bedeutsamen, positiven Inhalt, der in der Frage enthalten ist: welchen aufbauenden, schöpferisch umgestaltenden Einfluß das Verpflegungswesen in dieser oder jener Zeit gehabt hat, welche Rolle es insbesondere wiederum bei der Herausbildung des modernen Kapitalismus gespielt hat. Was ich da an Zusammenhängen sehe, ist das Folgende:

1. Die Tatsache, die ich schon hervorhob, daß eine Armee immer eine Masse von Nur-Konsumenten darstellt, die in den Zeiten des europäischen Mittelalters und noch mehr in den letzten Jahrhunderten ihren Bedarf der Regel nach durch Einkauf deckten, wirkt dort, wo die Tauschwirtschaft erst in den Anfängen sich befindet, zweifellos insofern auflösend auf das Wirtschaftsleben ein, als durch diese beständige Nachfrage von Geldbesitzern ein Anreiz zur marktmäßigen Produktion geschaffen wird. Die tauschwirtschaftlichen Beziehungen gewinnen also an Umfang und Stärke. Und das bedeutet unzweifelhaft eine Beschleunigung auch der kapitalistischen Entwicklung, die fast überall die tauschwirtschaftliche Organisation zum Ausgangspunkte nimmt. Wenn in einem ökonomisch so rückständigen Lande, wie Preußen es im 18. Jahrhundert noch war, die belebende Einwirkung der großen kaufkräftigen Armee nicht dagewesen wäre, durch die erst einmal die alten bäuerlich eigenwirtschaftlichen Formen des Wirtschaftslebens

gesprengt wurden, so hätte der Kapitalismus sicher hundert Jahre länger warten müssen, ehe er diesen Bissen auch verschlingen konnte. Die Nachfrage der Truppen nach Lebensmitteln — ganz gleich, ob sie vom einzelnen Soldaten oder vor einer zentralen Stelle ausgeht — spielt hier also gleichsam die Rolle eines Schrittmachers des Kapitalismus. Daß aber eine solche stimulierende Wirkung sehr wohl von der Armee ausgehen konnte, sagt uns die bloße Gegenüberstellung der Bevölkerungsziffern. Wir haben gesehen, daß in Preußen 1740 und 1786 das Heer in Friedenspräsenzstärke etwa 4 % der Bevölkerung ausmachte: in einer Zeit, als sicherlich noch 60—70 % der Bevölkerung im Rahmen der Eigenwirtschaft ihren Bedarf befriedigte. In kleinen Städten und auf dem platten Lande werden die Soldaten und wird der Militärfiskus damals gewiß oft der einzige Käufer von Belang überhaupt gewesen sein. Friedrich Wilhelm I. sah am besten diese „belebende“ oder auflösende und die Entwicklung zu „höheren“ Formen des Wirtschaftslebens treibende Einwirkung seiner Truppen ein. Ich glaube, er hatte aufs Wort recht, als er sagte:

„Wenn meine Armee außer Landes marschiert, so werden die Accisen nicht das dritte Theil so viel tragen, als wenn die Armee im Lande, die rerum pretium werden fallen, als dann die Ämter ihre Pacht nicht richtig abtragen werden können.“

2. Engstens im Zusammenhange mit jener ersten Wirkung, die ein großes Heer auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ausübt, steht eine zweite: die Bedeutung eines solchen Heeres als *städtebildender Faktor*. Diese Bedeutung kann natürlich nur dort hervortreten, wo die Truppen in Städten garnisoniert werden, oder wo so viel Truppen an einer Stelle liegen, daß eine Stadt aus dieser Anhäufung hervorwächst. Jede Begründung und jede Vergrößerung einer Stadt bedeutet immer aber wiederum einen Schritt weiter auf der Bahn, die zum Kapitalismus führt. Wie dieser eine tauschwirtschaftliche

Organisation zur Voraussetzung einer geschichtlichen Entwicklung hat, so auch eine Agglomeration der Bevölkerung in Städten. Will man nicht zugeben, daß diese eine notwendige Vorbedingung für die Entstehung des Kapitalismus sei, so wird man nicht leugnen können, daß durch eine rasche Vergrößerung der städtischen Siedelungen der Kapitalismus eine wesentliche Förderung erfährt.

Daß nun aber namentlich die modernen Heere in weitem Umfange städtebildend gewirkt haben, ist zweifellos. Ich führe wieder Preußen als Beispiel an, weil hier die revolutionierende Wirkung, die die Armee auf das Wirtschaftsleben ausgeübt hat, vielleicht am deutlichsten zutage tritt.

Berlin selbst ist ja bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine reine Garnisonstadt: 1740 besteht die Militärbevölkerung aus 21309 Köpfen; die Gesamteinwohnerzahl beträgt etwa 90000. Will man nun annehmen, daß von jedem Militärmenschen ein zweiter Mensch gelebt habe, so würde die Hälfte der Stadt durch die Garnisonierung der Truppen in ihr gebildet. 1754 stieg die Militärbevölkerung auf 25255, 1776 auf 30501 Köpfe (nach Koser).

Noch schlagender fast sind die Ziffern der kleinen Städte: Halle erhält durch die Garnison einen Zuwachs von 3—4000 Menschen, also vielleicht von einem Viertel seiner Bevölkerung; Magedeburg hatte (1740) 19580 Einwohner und eine Garnison von 5—6000 Köpfen dazu; Stettins Bevölkerung bezifferte sich (1740) auf 12740; seine Garnison zählte 4—5000 Menschen (Soldaten mit Weibern und Kindern)[246].

3. Haben wir bisher nun feststellen können, daß die Heere mit ihrem wachsenden Bedarf an Lebensmitteln auf Umwegen zur Entwicklung des Kapitalismus beitragen, daß sie gleichsam seine Schrittmacher sind, so gilt es nunmehr doch den Nachweis zu führen, daß der Kapitalismus durch die Ausgestaltung, die das Truppenverpflegungswesen in den modernen Staaten erfährt, auch unmittelbar gefördert wird.

Freilich: die Zusammenhänge zwischen der Beschaffung der Lebensmittel für die Armeen und der Ausbildung des kapitalistischen Wirtschaftssystems liegen nicht so greifbar deutlich zutage wie etwa bei der Waffenerzeugung oder wie bei dem später darzustellenden Bekleidungswesen. Aber vorhanden sind sie, ganz gewiß. Und man wird nur ein bißchen genauer zusehen und ein bißchen weiter in der Runde sich umschauen müssen, um sie zu finden.

Woran ich zunächst denke, ist die Förderung, die offenbar der landwirtschaftliche „Großbetrieb" in erster Linie durch die Bestellungen der Heeresverwaltung erfährt, und die ihn auf der Bahn des Kapitalismus vorwärts treibt. Die Getreideeinkäufe der Heeresverwaltungen im Großen, die seit dem 16. Jahrhundert immer häufiger werden, sind es, die die Rentabilität der großen Landwirtschaft allenthalben steigern und immer mehr Anlaß geben, zu dieser überzugehen. In die Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert fällt in Deutschland und Österreich die Ausbildung des Ritterguts, dieses ersten „kapitalistischen Betriebes", wie Knapp meint. Es wird nun ohne weiteres behauptet werden dürfen (und ist auch verschiedentlich im einzelnen nachgewiesen worden), daß diese Entwicklung gar nicht hätte eintreten können oder jedenfalls außerordentlich viel langsamer verlaufen wäre ohne die Ausweitung der Getreideproduktion, die eine steigende Nachfrage nach Getreide zu befriedigen suchte. Wodurch war diese steigende Nachfrage hervorgerufen? Ich behaupte: im wesentlichen durch die Entstehung der modernen Heere und deren wachsenden Bedarf an Lebensmitteln. Und versuche, die Richtigkeit dieser Behauptung zu beweisen.

Zu diesem Behufe könnte ich Fälle ausfindig zu machen suchen, in denen der Absatz der Großgüter an die Armee außer Zweifel steht. Und solche Fälle gibt es zweifellos eine ganze Menge. Mir schweben z. B. die Bestellungen vor, die Wallenstein bei den Vorstehern seiner eigenen Güter

macht (Wallenstein war nicht nur ein großer Feldherr, sondern ein vielleicht noch größerer und gerissenerer Geschäftsmann!), und die oft auf ganz große Beträge gehen. Diese Lieferungen des eigenen Getreides, an dem er als Produzent und als Feldherr Profit machte, dienten als regelmäßige Ergänzung der sonst durch Plünderung oder Erpressung aufgebrachten Unterhaltsmittel für die Wallensteinschen Heere. So bestellt er am 13. März 1626 30000 Strich (à 93,6 l) Getreide von seinen Gütern [247].

Oder mir kommen die Getreideeinkäufe ganz großen Stils in den Sinn, die Gustav Adolf für seine Armee in Rußland machte [248].

Oder ich denke an die offensichtliche Bevorzugung, die Friedrich Wilhelm I. den Pächtern seiner Domanialgüter angedeihen läßt, wenn er Einkäufe für die Kriegsmagazine macht [249].

Aber ein einigermaßen schlüssiger Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung wird sich auf diesem geraden Wege kaum führen lassen. Ich schlage deshalb einen Umweg ein: über den sich seit dem 16. Jahrhundert entwickelnden internationalen Getreidehandel, an den ich auf der einen Seite den kapitalistischen landwirtschaftlichen Großbetrieb anknüpfe (weil dieser durch ihn ermöglicht wird), auf der andern die Nachfrage der Heeresverwaltungen (weil sie zur Entstehung dieses Marktes in erster Linie beigetragen haben). Gelingt mir der Nachweis, daß der internationale Getreidehandel des 16., 17. und 18. Jahrhunderts im wesentlichen dem modernen Heerwesen seine Existenz verdankt, so habe ich damit eine neue wichtige Beziehung zwischen Militarismus und Kapitalismus aufgedeckt, insofern als jener Handel selbst, wie zu zeigen sein wird, eine ganz große Manifestation des Kapitalismus, eine der frühesten auf kommerziellem Gebiete, gewesen ist. Deshalb fasse ich diesen Teil meiner Darstellung auch als eine besondere Einheit zusammen:

4. Der europäische Getreidehandel zerfällt deutlich in zwei ziemlich scharf voneinander geschiedene Epochen: in die Zeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und die Zeit seitdem. Was die beiden Epochen unterscheidet, sind der geographische Umkreis, über den sich der Handel erstreckte, und die Mengen des in den Handel gebrachten Getreides. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, eigentlich so recht erst seit dem 17. Jahrhundert, gibt es einen internationalen Getreidehandel, dessen Sitz eine kurze Zeit Antwerpen und dann Amsterdam ist, und ebenfalls seit jener Zeit weitet sich der Umfang des Handels, man ist versucht zu sagen: plötzlich, sprunghaft aus.

Der bedeutendste Getreidehandel des Mittelalters war der italienische, der die norditalienischen Städte, namentlich wohl Venedig, mit Zufuhren aus Süditalien und dem Pontus (dies in bescheidenen Grenzen) versorgte. Die Umsatzmengen sind für mittelalterliche Verhältnisse bedeutend: die Ausfuhrscheine, die die Florentiner Bankhäuser aufzukaufen pflegten, um damit zu spekulieren, lauten im 14. Jahrhundert auf durchschnittlich 100—120 000 Salme[250], nach meiner Berechnung etwa 10—15 000 t. Nehmen wir an, daß die Hälfte oder auch zwei Drittel dieser Mengen wirklich zur Ausfuhr gelangten, so hätten wir mit Umsätzen von 5—10 000 Tonnen zu rechnen: das Doppelte und Dreifache der größten nordischen Getreidehandelsplätze in Hamburg, Stettin, Reval usw.

Alle Ziffern, die für die Zeit bis ins 16. Jahrhundert wesentlich größere Umsätze angeben, sind apokryph. Auch für den Getreidehandel Antwerpens im 16. Jahrhundert, der vielleicht schon schon recht bedeutend war, haben wir meines Wissens keine zuverlässigen Angaben. Es ist wirklich nicht statthaft, einem Chronisten nachzuschreiben: daß 2500 (!) Schiffe damals auf der Schelde ankerten, daß Jahr für Jahr 60 000 Last Getreide aus der Ostsee und den Niederlanden in Antwerpen ausgeladen wurden. Möglich ist es. Es können

aber ebensogut bloß 6000 gewesen sein. Immer wieder (und leider immer noch!) ist unsern Historikern zu predigen: die ihr jede Urkunde so gewissenhaft prüft, seid auch statistischen Angaben gegenüber, namentlich solchen, die die Handelsumsätze, den Schiffsverkehr betreffen, etwas kritischer!

Zum Exempel, wie vag die Schätzungen des Antwerpener Handels im 16. Jahrhundert sind: Marino Cavallo beziffert die gesamte ostländische Einfuhr (Korn, Leinen, Holz) auf 350000 Dukaten, Guicciardini um dieselbe Zeit die Korneinfuhr allein auf 1½ Millionen Dukaten.

Erst im 17. Jahrhundert begegnen wir Ziffern, die einen (für damalige Begriffe) großen Getreideumsatz aufweisen, und deren Richtigkeit doch nicht anzuzweifeln ist. Das sind insbesondere die Zahlen, die wir für die Ausfuhr von Getreide aus Danzig besitzen. Da gibt es eine „Spezifikation von ein- und ausgegangenen Graanen in Danzig a° 1618, 1649 bisz a° 1790", die sich jetzt im Besitze der Danziger Getreidefirma Lickfett befindet, und aus der der Bearbeiter der Acta Borussica Auszüge macht. Die Ziffern tragen den Stempel der Zuverlässigkeit. Leider wird uns nicht mitgeteilt, woher sie stammen. Möglicherweise sind es Aufzeichnungen von Getreidemaklern. Die Richtigkeit der Ziffern wird auch durch die Tatsache wahrscheinlich gemacht, daß auch in anderen Häfen in jener Zeit ein starkes Anschwellen des Getreidehandels sich bemerkbar macht, daß insbesondere der große Umsatz auf dem Amsterdamer Getreidemarkt verbürgt ist. Danzig und Amsterdam sind die beiden Angeln, um die sich der Getreidehandel des 17. und 18. Jahrhunderts dreht, der seiner Richtung nach einen durchaus internationalen Charakter trägt, da von Amsterdam aus das Getreide in alle europäischen Länder weitergehandelt wurde.

Die Getreideausfuhr aus Danzig, von einigen ganz großen und ganz kleinen Jahren abgesehen, schwankt um die 50000 Last, was etwa 60000 t entspricht, herum. Das Jahr 1618 weist

die stattliche Menge von 115219 Last auf, während 1649 99808½ Last 30 Scheffel aus dem Danziger Hafen herausgingen. Leider sind wir über den Umsatz auf dem Amsterdamer Getreidemarkt nicht ebenso genau unterrichtet wie über die Ausfuhr aus Danzig. Wir dürfen aber annehmen, daß er nicht nur fast die ganze Danziger Ausfuhr, sondern auch noch die aus anderen Ostsee- und Nordseeländern aufnahm. Wie rasch sich der „oosterliche" Handel Hollands hob, zeigt die Zahl der Schiffe, die den Sund passierten: die betrug 1536 510, 1640 dagegen 1600[251].

Diese Ziffern beweisen wohl 1. die recht beträchtliche Ausdehnung des Amsterdamer Getreidehandels, dessen Umsatzwert sich auf 10—20 Mill. fl. belief, und der sicherlich (das dürfen wir aus anderen Anzeichen ohne weiteres schließen) in beträchtlichem Umfange in kapitalistischen Bahnen wandelte: ein Anzeichen seines hohen Entwicklungsgrades scheint mir die (bisher, soviel ich sehe, unbeachtet gebliebene) Tatsache zu sein, daß er sich offenbar zum Teil schon in der Form des Typenhandels abspielte[252]; 2. der Umstand, daß dieser Handel im wesentlichen den Absatz der deutschen (und russisch-polnischen) Rittergüter besorgte, da wir das Getreide des Bauern nicht in diesem großen Verkehr vermuten dürfen. Wie aber steht es mit den Abnehmern des Amsterdamer Getreides? Waren das wirklich, wie ich vermute, in erster Linie die europäischen Heere? Wer konnte sonst als Abnehmer in Betracht kommen?

Man hat, soweit man sich diese Frage überhaupt gestellt hat, etwas voreilig geantwortet: die zunehmende Bevölkerung namentlich in den Städten.

Ist das eine plausible Erklärung? Man müßte in erster Linie an London und Paris denken, die beiden größten Städte. Aber von denen ist es uns gerade ziemlich sicher bekannt, daß sie ihren Bedarf an Lebensmitteln durchaus noch innerhalb der eigenen Länder deckten. Von London, das um 1600

eine halbe Million Einwohner gehabt haben wird, wird es uns für diese Zeit ausdrücklich bestätigt[253]: „London macht die Grafschaften von Norfolk, Suffolk, Essex, Kent und Sussex blühend; ihre Stärke und ihre Reichtümer beruhen, wie wohl bekannt ist, nicht so sehr auf Vorzügen ihres Bodens als auf ihrer Nachbarschaft und Nähe zu London."

Die Beschreibung, die wir von der Organisation des Getreide- und Mehlhandels in England während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts besitzen, läßt es als ziemlich sicher erscheinen, daß damals die Versorgung Londons immer noch durch die Provinzen erfolgte: die Getreidehändler kaufen das Getreide bei den Farmern auf, bei denen sie herumreiten, und bringen es zu Markte. Hier kaufen es die Müller, von denen es wiederum die Bäcker Londons direkt beziehen[254].

Ebenso bewegt sich die Verproviantierung von Paris während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts in nationalwirtschaftlichem Rahmen[255].

Wo aber waren sonst Großstädte aufgesprungen? Im Osten Europas. Sie kommen gar nicht in Betracht. Madrid im 17. Jahrhundert: wurde mit spanischem Getreide versorgt. Amsterdam selbst: wurde im 18. Jahrhundert nicht größer und verzehrte nur einen kleinen Teil der in Amsterdam angebrachten Getreidemengen. Wir wissen ja auch, daß der Amsterdamer Getreidehandel Zwischenhandel war. Also die italienischen Städte. Neapel wuchs beträchtlich, wurde aber sicher von Süditalien und Sizilien versorgt. Die norditalienischen Städte gehen im 17. und 18. Jahrhundert sämtlich an Einwohnerzahl zurück. Ein Ausfall an Getreideeinfuhr mag immerhin durch die Eroberung Konstantinopels durch die Türken entstanden sein. Wie ich denn gewiß nicht leugnen will, daß sich das Anwachsen des internationalen Getreidehandels zum Teil aus dem Anwachsen der großstädtischen Bevölkerung erklären läßt. Nur scheint es mir nicht angängig, die rasche und starke Zunahme der Getreide-

umsätze allein oder auch nur im wesentlichen auf jene Bevölkerungsverschiebungen zurückzuführen. Ich glaube vielmehr, daß diese Zunahme sich ungezwungen erklären läßt, wenn man meine Hypothese annimmt: daß der wachsende Bedarf der Heere den Hauptanstoß zur Ausweitung des Getreidehandels bot.

Ich will noch folgende Beweismomente anführen:

a) Die Größe des Heeresbedarfs, die wir kennen gelernt haben, schließt jedenfalls die Möglichkeit nicht aus, daß ein beträchtlicher Teil der Amsterdamer Zufuhr von den Armeen aufgenommen wurde: eine Armee von 150000 Mann mit Brot zu versorgen, heischte etwa 30000 t Getreide im Jahr. Ludwig XIV. schon stand mit 200000 Mann im Felde. Die Armee Friedrichs des Großen hatte eine Friedenspräsenzstärke von 180000 Mann. Die Getreideausfuhr von Danzig schwankte um 50000 t.

b) Die Getreidehandelspolitik aller Militärstaaten ist während des 17. und 18. Jahunderts stark militaristisch orientiert. Eberhard von Danckelmann betrachtet es ebenso wie Colbert als selbstverständlich, daß die Getreidehandelspolitik in erster Linie den Interessen der Armee dienen solle[256]. Ein Zeichen, wie sehr man die Versorgung des Heeres mit Nahrungsmitteln, also vor allem mit Getreide, als ein Problem empfand.

c) Urteilsfähige Beobachter des Amsterdamer Handels sprechen es unumwunden aus, daß der Getreideumsatz durch den Heeresbedarf wesentlich bestimmt wurde. Der kundige Davenant, der bekannte Generalinspektor der englischen Aus- und Einfuhr, konstatiert für die Jahre 1701—14 eine „beispiellose Zunahme" des holländischen Getreidehandels[257] und meint, daß die Spekulation auf dem Weltmarkt Amsterdam in Kriegszeiten einen völlig zügellosen Charakter annehme.

d) Wir können in einer ganzen Reihe von Fällen die tatsächlich vorhandenen Beziehungen zwischen dem Amster-

damer Getreidemarkt und den Heeresverwaltungen feststellen:

aa) Schon 1556 (noch vor der Blütezeit Amsterdams) erbieten sich die oosterschen Kaufleute, dem Könige von Spanien (also für die Armee!) so viel Last Roggen, wie man begehren werde, nach den Niederlanden zu liefern für 24 fl. die Last[258].

bb) Als Ludwig XIV. seine Heere rüstete, mit denen er 1672 in Holland (!) einfallen wollte, lieferten ihm die Amsterdamer (!) Kaufleute das nötige Getreide[259].

cc) Die Piemonteser Heeresverwaltung tritt als Käuferin auf dem Amsterdamer Getreidemarkt während des spanischen Erbfolgekrieges auf. In diesem Falle können wir deutlich verfolgen, wie die Notdurft der Heeresversorgung die Internationalität des Getreidebezugs förmlich erzwang: Erst braucht Piemont das Getreide seines Landes auf. Dann greifen die Käufer hinüber nach der Lombardei, Emilia, Romagna: Genua ist der Markt, auf dem sich die Regierung versorgt. Dann aber schickt sie ihre Agenten bis nach Venedig, wo allein im Jahre 1709 durch Vermittlung der Bankiers für mehr als 1 Mill. Lire Getreide eingekauft wird. Von 1706 ab wird auch Holland aufgeführt: große Posten Getreide werden auf dem Seewege nach Piemont geschafft (und — nebenbei — bezahlt mit den Subsididiengeldern Hollands!)[260].

dd) Selbst der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. glaubt sich der Amsterdamer Kaufleute bedienen zu sollen, um das nötige Getreide für seine Armee heranzuschaffen: am 5. Mai 1737 befiehlt der König dem Generaldirektorium „unter der Hand und ohne bruit Nachricht einzuziehen", ob man in Amsterdam nicht 100000 Scheffel Getreide à 1 Thlr. erhalten könne[261].

Alles in allem scheint mir die Richtigkeit meiner Hypothese erwiesen. Man sollte auf Handlungsbücher Amsterdamer Getreidefirmen aus jener Zeit fahnden, um volle Gewißheit zu schaffen.

Zur Bestätigung meiner Ansicht führe ich noch an, daß wir von einem anderen bedeutenden internationalen Kornmarkt des 17. Jahrhunderts: Basel, genau wissen, daß er vor allem der Versorgung der Heere diente. „Die Baseler Kaufleute wußten die Konjunkturen des Dreißigjährigen Krieges stets von neuem zu Kornspekulationen zu verwerten. Sie mögen das Getreide zum Teil aus der inneren Schweiz, hauptsächlich wohl aus den am Kriege unbeteiligten französischen Landen bezogen haben.“ [262]

Die Erwähnung der „Kornspekulation“ führt uns zur Betrachtung eines neuen Punktes weiter.

5. Nicht genug, daß einer der ersten Handelszweige, die auf breiter kapitalistischer Basis sich entwickeln, wesentlich durch die Einwirkung der neuen Heeresbildungen zum Blühen gebracht wird: die Anforderungen, die die Verpflegung der Truppen an den Warenmarkt stellt, führen zu ganz neuen Formen des Handels, die bestimmt waren, diesem für die nächste Zukunft sein eigentümliches Gepräge zu verleihen. Soviel ich nämlich sehe, entsteht das, was wir einen Lieferungs- oder Zeithandel nennen, im unmittelbaren Anschluß an die Bestellungen der Heeresverwaltung. Man verlegt die Anfänge dieser modernen Handelsformen gewöhnlich in das 17. Jahrhundert nach Holland und macht (wie das so üblich ist) die geographische Ausweitung der Handelsbeziehungen für die Entstehung des Lieferungshandels verantwortlich. Demgegenüber ist die Tatsache festzustellen, daß Lieferungsverträge zwischen der Heeresverwaltung und Einzelkaufleuten oder Gesellschaften von Kaufleuten in Frankreich und England bereits im 16. Jahrhundert häufige Erscheinungen sind. Die Regierungen beider Länder gingen fast zu gleicher Zeit dazu über, die Beschaffung der Unterhaltsmittel für Heer und Flotte, die bis dahin staatlichen Organen obgelegen hatte, auf den Handel abzuwälzen: zwischen Produzent (oder sonstigem Verkäufer) und Armeeverwaltung

schob sich nun der Lieferant, der Entrepreneur oder Munitionnaire, wie er in Frankreich, der Contractor, wie er in England hieß.

Den ersten Schritt auf der Bahn des Lieferungswesens tat, soviel ich sehe, England, wo die Verproviantierung der Flotte rasch wachsende Schwierigkeiten bot. Wir können jetzt an der Hand der durch Oppenheim und andere zutage geförderten Materialien den Gang, den das Marineverpflegungswesen in England genommen hat, ziemlich deutlich verfolgen.

Im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen wir königlichen Beamten, die mit der Verproviantierung der Flotte beauftragt sind: the Kings purveyors. Sie beschaffen die nötigen Lebensmittel mittels Requirierung: „by purveyance". 1550 wird die Proviantverwaltung, wie wir schon sahen, zentralisiert, ein victualling department wird geschaffen; Edw. Baeshe wird angestellt als „General Surveyor of Victuals for the Seas". Bald darauf jedoch — 1565 — wird das Requirierungssystem aufgehoben: Baeshe erhielt von da ab $4^1/_2$ d pro Mann und Tag im Hafen, 5 d auf See (Beträge, die dann fortgesetzt erhöht wurden) und hat dafür bestimmte Rationen zu liefern: das erste Lieferungsgeschäft war damit abgeschlossen. Erst wenn 2000 Mann und mehr auf einmal zu beköstigen sind, nimmt er das Recht der zwangsweisen Eintreibung in Anspruch. Baeshe verpflichtet sich, jederzeit einen Monatsproviant für 1000 Mann vorrätig zu haben. Dieser Lieferungsvertrag — agreement — zwischen Baeshe, der hier lediglich als Geschäftsmann auftritt, und der Krone ist kündbar auf 6 Monate.

Das System bewährte sich: 1596 werden auf diesem Wege 13000, 1597 „after timely notice" 9200 Mann beköstigt. Für Beköstigung der Truppen auf See in den Jahren 1614—1617 wurden 40861 £ 12 sh 11 d bezahlt[263].

1622 ist die Proviantlieferung für die Flotte an zwei Unternehmer, Sir Allen Apsley und Sir Sampson (!) Darrek,

vergeben, die auf Lebenszeit den Titel „General Purveyors of the Victuals of His Majestys Navy“ führen. Die Rationen, die zu liefern sie sich verpflichten, betragen: täglich 1 Pfund Biskuit, 1 Gallone Bier, viermal wöchentlich 2 Pfund gesalzenes Rindfleisch oder zweimal dafür 1 Pfund Schinken oder Schweinefleisch und 1 Pinte Erbsen; für die übrigen drei Tage der Woche: 1 Quarter Stockfisch, 1/2 Quarter eines Pfundes Butter und 1 Quarter eines Pfundes Käse. Die Unternehmer haben (gegen Entgelt) das Recht, alle königlichen Brauereien, Bäckereien, Mühlen usw. in Tower Hill, Dover, Portsmouth und Rochester zu benutzen[264].

1650 schließen Col. Pride und fünf andere einen Lieferungsvertrag mit der Krone ab, worin sie sich verpflichten, die Flotte zu verproviantieren zum Satze von 8 d pro Kopf zur See, 7 d pro Kopf im Hafen; 1653 beträgt die Seerate 8 d bis 9 d.

1654 kündigen die Contractors den Vertrag. Die Folge ist: ein Victualling Office mit Cap. Romeo Alderne an der Spitze wird eingesetzt. Karl II. legt die Seeproviantierung wieder in die Hände eines Contractors: Denis Gauden, dem 1668 zwei verantwortliche Personen vom König beigegeben werden. 1683 werden Commissioners of Victualling angestellt, die Clerks und purveyors mit sich haben. Bei der Beschaffung der Lebensmittel auf dem Wege der privaten Lieferungsverträge bleibt es aber wohl trotz dieser neuen Intendanturbeamten[265].

In Frankreich besorgten das Geschäft der Lebensmittelbeschaffung für das Heer bis in die Zeit Heinrichs III. hinein die Manutentionnaires, die königliche Beamte waren; sie hatten die Lieferungen der Lokalbehörden in Empfang zu nehmen, die ihrerseits mittels des Requirierungssystems die nötigen Nahrungsmittel zusammenbrachten. An Stelle dieses Selbstbeschaffungsverfahrens tritt unter Heinrich III. das Lieferungswesen: Kaufleute wurden damit beauftragt, so-

undso viel von den und den Bedarfsartikeln zu dem und dem Preise zu liefern. Der erste Vertrag solcher Art wurde im Jahre 1575 bei der Belagerung von Lusignan mit einem reichen Bürger von Niort, Amaury, abgeschlossen[266]. Die Lieferanten, die sich meist zu mehreren zusammentaten und Lieferungsgesellschaften, compagnies, bildeten, hießen, wie schon erwähnt, munitionnaires. Auf ihnen ruhte das französische Verpflegungswesen, bis Choiseul im Jahre 1765 die Lebensmittelbeschaffung für die Armee wieder in eigene Regie nahm und damit „die enormen Profite", die die Kriegslieferanten hier (wie überall) gemacht hatten, dem Staate zugute kommen ließ[267].

Diese Reform hat aber wohl, wie so viele der Maßnahmen Choiseuls, keine Dauer gehabt: das Lieferantensystem wurde nur vorübergehend beseitigt. Jedenfalls begegnen wir ihm während der Revolutionskriege wieder. Damals entwickelte sich ein mächtiges und reiches Lieferantentum.

Nach und nach gingen während des 17. und 18. Jahrhunderts wohl alle kriegführenden Nationen zu dem Lieferungssystem über. Der Militärlieferungshandel (der sich auch auf die Lieferung von Waffen, Munition, Pferden, Bekleidungsgegenständen usw. erstreckte) wurde ein ganz wichtiger Zweig des Handels, an dem außerordentlich viel verdient worden ist. (Wenn ich im folgenden noch einige seiner Eigenarten aufweise, so denke ich an die Lieferung aller Gebrauchsgüter für das Heer.)

6. Mit der letzten Bemerkung: es sei viel an den Lieferungen für die Armee „verdient" worden, habe ich einen Punkt berührt, der ebenfalls der Beachtung und Hervorhebung wert ist: ich meine die vermögenbildende Kraft, die dem Militärlieferungshandel offenbar als solchem in hervorragendem Maße innewohnt.

Zu allen Zeiten sind Kriegslieferungen ganz besonders einträglich gewesen, weil bei ihnen die Notlage eines ganzen

Staates ausgenutzt werden kann. So wissen wir von den raschen Bereicherungen englischer Kaufleute durch Kriegslieferungen im 14. Jahrhundert[268], aber ebenso im 15. und 16.[269], ebenso im 17. und 18. Jahrhundert. Und zwar scheint es, als ob in den früheren Zeiten auch handwerksmäßige Existenzen als Lieferanten aufgetreten seien, so daß der Militärlieferungshandel, was ihm besondere Bedeutung verleiht, zu den primär vermögenbildenden Zweigen des Wirtschaftslebens gehört.

Wir dürfen das für das Mittelalter ohne weiteres annehmen, da es uns selbst für die frühkapitalistische Epoche von einem so vortrefflichen Beobachter wie Defoe bestätigt wird. Dieser berichtet darüber wie folgt[270]:

„A great many families rais'd within few years, in the late war by great employments and by great actions abroad to the honour of the English Gentry; yet how many more families among the tradesmen have rais'd immense estates, even during the same time, by attending circumstances of the war? such as the cloathing, the paying, the victualing and furnishing etc. both army and navy ... how ordinary is it to see a tradesmen go off of the stage, even but from mere shop-keeping, with, from 10 to 40000 £, estates to divide among his family."

Eine große Rolle hat die Bereicherung aus Kriegslieferungen von jeher in Frankreich gespielt, und hier wird uns sogar für das 18. Jahrhundert ausdrücklich bestätigt, daß auf diesem Wege häufig Vermögen aus dem Nichts entstanden. Während der Revolutionskriege drängte sich „eine Menge Unternehmer herbei, die Kontrakte eingehen wollten. Aber was waren dies für Leute? Wie ich schon oben gesagt habe, Menschen ohne Vermögen. Der Reiche verbarg sein Geld. Die damaligen Machthaber Frankreichs mußten daher mit Lieferanten unterhandeln, denen sie entweder große Summen vorausbezahlten oder doch Kredit verschafften. Auf diese Art entstanden die verschiedenen Kompagnien Godard, Gaillard usw."[271], die meist zu großem Reichtum gelangten. Die berühmteste (und berüchtigste) dieser Gesellschaften war die Compagnie Godard, die in einem Jahre 13 Mill. Frs. Forderungen an die Regierung gehabt haben soll.

Eine gründliche Untersuchung des Militärlieferungswesens wäre eine reizvolle und gewiß an vielen Aufschlüssen reiche wissenschaftliche Aufgabe, die ich natürlich in diesem Zusammenhange nicht lösen kann, ohne den Rahmen dieser Studie zu zersprengen. Ich will hier nur auf einen Punkt noch hinweisen, der mir besonderer Beachtung wert erscheint: das ist (und damit scheint mir abermals eine wichtige Beziehung zwischen Heeresverproviantierung und modernem Kapitalismus aufgedeckt zu sein)

7. die intime Verbindung, die zwischen der Armeelieferung und der Judenschaft zu allen Zeiten bestanden hat. Wer die wirtschaftliche Entwicklung der Juden seit dem Mittelalter verfolgt, dem fällt nichts so sehr auf als dies: wie häufig es Juden sind, die die Armeen mit allen nötigen Sachgütern ausrüsten.

Solange sie in Spanien das Wirtschaftsleben beherrschten, war es natürlich, daß sie auch als Heereslieferanten eine hervorragende Rolle spielten. Aber auch in den Ländern, in denen sie nach ihrer Vertreibung ihre Tätigkeit entfalteten, üben sie sofort dieses einträglichste aller Gewerbe mit Vorliebe aus. Wir begegnen ihnen in England während des 17. und 18. Jahrhunderts in der gedachten Eigenschaft. Während des Commonwealth ist der bei weitem bedeutendste Heereslieferant Ant. Fern. Carvajal, „the great Jew", der zwischen 1630 und 1635 in London einwandert und sich bald zu einem der leitenden Kaufleute des Landes aufschwingt. Im Jahre 1649 gehört er zu den fünf Londoner Kaufleuten, denen der Staatsrat die Getreidelieferung für das Heer überträgt[272]. In der darauffolgenden Periode, namentlich in den Kriegen Wilhelms III., tritt als „the great contractor" vor allem Sir Solomon Medina, „the Jew Medina", hervor, der daraufhin in den Adelsstand erhoben wird[273].

Und ebenso sind es Juden, die auf der feindlichen Seite im spanischen Erbfolgekriege die Heere mit dem Nötigen versorgen: „Und bedient sich Frankreich jederzeit ihrer Hülffe, bey Krieges-Zeiten seine Reuterey beritten zu machen"[274]. 1716 berufen sich die Straßburger Juden auf die Dienste, die sie der Armee Ludwigs XIV. durch Nachrichten und Proviant geleistet haben[275]. Jakob Worms hieß der Hauptkriegslieferant Ludwigs XIV.[276]. Im 18. Jahrhundert treten sie dann in dieser Eigenschaft in Frankreich immer mehr hervor. Im Jahre 1727 lassen die Juden von Metz innerhalb von sechs Wochen 2000 Pferde

zum Verzehr und mehr als 5000 als Remonte in die Stadt kommen[277]. Der Marschall Moritz von Sachsen, der Sieger bei Fontenay, äußerte: daß seine Armeen niemals besser verproviantiert gewesen seien, als wenn er sich an die Juden gewandt hätte[278]. Eine als Lieferant hervorragende Persönlichkeit zur Zeit der beiden letzten Ludwige war Cerf Beer, von dem es in seinem Naturalisationspatent heißt: „que la dernière guerre ainsi que la disette, qui s'est fait sentir en Alsace pendant les années 1770 et 1771 lui ont donné l'ocasion de donner des preuves de zèle dont il est animé pour notre service et celui de l'Etat"[279]. Ein Welthaus ersten Ranges im 18. Jahrhundert sind die Gradis von Bordeaux: der Abraham Gradis errichtete in Quebec große Magazine, um die in Amerika fechtenden französischen Truppen zu versorgen[280]. Eine hervorragende Rolle spielen die Juden in Frankreich als Fournisseure unter der Revolution, während des Direktoriums und auch in den napoleonischen Kriegen[281].

Auch in Deutschland finden wir die Juden frühzeitig und oft ausschließlich in den Stellungen der Heereslieferanten. Im 16. Jahrhundert ist da der Isaak Meyer, dem Kardinal Albrecht bei seiner Aufnahme zu Halberstadt 1537 mit Rücksicht auf die bedrohlichen Zeitläufte die Bedingung stellt, „unser Stift mit gutem Geschütz, Harnisch, Rüstung zu versorgen"; und der Josef von Rosheim, der 1548 einen kaiserlichen Schutzbrief empfängt, weil er beim König in Frankreich Geld und Proviant für das Kriegsvolk verschafft hatte. Im Jahre 1546 begegnen wir böhmischen Juden, die Decken und Mäntel an das Kriegsheer liefern[282]. Im 17. Jahrhundert (1633) wird dem böhmischen Juden Lazarus bezeugt, daß er „Kundschaften und Avisen, daran der Kaiserlichen Armada viel gelegen", einholte oder auf seine Kosten einholen ließ, und sich stets bemühte, „allerlei Kleidung und Munitionsnotdurft der Kaiserlichen Armada zuzuführen"[283]. Der Große Kurfürst bediente sich der Leimann Gompertz und Salomon Elias „bei seinen kriegerischen Operationen mit großem Nutzen, da sie für die Notwendigkeiten der Armeen mit vielen Lieferungen an Geschütz, Gewehr, Pulver, Montierungsstücken etc. zu tun hatten"[284]. In der „Spezification, was ich vor die neue Escadron ausgegeben", heißt es: 3. An den Juden Levin Mejer wegen die angeschaffte Pferde bis Ausgang Juny 1719 13483 Rtlr. (von insgesamt 23408 Rtlr. 13 Gr. 9 Pf.)[285]. Samuel Julius: Kaiserl. Königl. (Remonte-) Pferde-Lieferant unter Kurfürst Friedrich August von Sachsen, die Familie Model: Hof- und Kriegslieferanten im Fürstentum Ansbach (17., 18. Jahrhundert)[286]. Man spricht von „jüdischer Rimonta", wenn die Pferde besonders billig beschafft werden[287]. „Dannenhero sind alle Commissarii Juden, und alle Juden sind Commissarii" sagt apodiktisch Moscherosch in den Gesichten Philanders von Sittewald[288].

Die ersten reichen Juden, die unter Kaiser Leopold nach der Austreibung (1670) wieder in Wien wohnen durften: die Oppenheimer, Wertheimer, Mayer Herschel usw. waren alle auch Armeelieferanten. Samuel Oppenheimer, „Kaiserlicher Kriegsoberfaktor und Jud", wie er offiziell bezeichnet wurde und sich auch selbst zu unterfertigen pflegte, schloß namentlich in den Feldzügen des Prinzen Eugen „fast alle bedeutenden Proviant- und Munitionslieferungen ab"[289]. Zahlreiche Belege für die auch im 18. Jahrhundert fortgesetzte Tätigkeit als Armeelieferanten besitzen wir für alle österreichischen Lande[290].

Endlich sei noch der jüdischen Lieferanten Erwähnung getan, die während des Revolutionskrieges (ebenso wie später während des Bürgerkrieges) die amerikanischen Truppen verproviantierten[291].

Wir sind im Verlauf dieser Studie schon einmal auf die Juden gestoßen: als wir die Aufbringung der Mittel für die Kriegszwecke untersuchten. Dort traten sie uns als die Geldgeber und vor allem als diejenigen entgegen, die dem Staate durch Versachlichung des Schuldverhältnisses (Ausbildung der börsenmäßig gehandelten Partialobligation) es ermöglichten, größere Anleihen aufzunehmen. Dort sehen wir sie sich am Kriege bereichern, hier sehen wir sie wieder am Kriege sich bereichern: am Kriege, den andere Völker untereinander führten. Ihre eigentümliche soziale Lage und ihre Veranlagung setzte sie in den Stand, hier Funktionen besser zu erfüllen als Christen, und so kamen sie gerade durch die Kriege zu Reichtum und Ehren (Hofjuden!); durch die Kriege wurde ihnen auf den angedeuteten Wegen vielerorts erst der Zugang zu den Quellen der nationalen Volkswirtschaft erschlossen. Die wirtschaftliche Vorherrschaft der Juden in Europa und Amerika ist nicht zuletzt ein Werk des Krieges. Was das aber bedeutet, was es vor allem für die Ausgestaltung des kapitalistischen Wirtschaftssystems bedeutet, habe ich hier um so weniger nötig darzustellen, als mein Buch: „Die Juden und das Wirtschaftsleben" diesem Gegenstande gewidmet ist.

* * *

Der Einfluß, den die Verpflegung der Heere innerhalb der Sphäre der gewerblichen Produktion ausübt, ist begreiflicherweise geringer. Vorhanden ist er auch hier: in der Sphäre der Bäckerei sind die ersten Großbetriebe die Militärbrotbäckereien[292], die in einem Lande wie Preußen, dessen Gewerbe im wesentlichen noch im handwerksmäßigen Rahmen betrieben wurden, eine stark revolutionierende Wirkung haben mußten.

* * *

Anhang: Ganz ähnlich wie die Lieferung der Nahrungsmittel für die Heere war auch die Lieferung der Pferde organisiert: sie lag in den Händen reicher, meist jüdischer Händler und bildete ebenfalls eine Quelle rascher Bereicherung, wie uns gelegentlich berichtet wird. Das Material, das uns genaueren Aufschluß über das Remontewesen geben könnte, ruht noch in den Archiven. Was bisher an wissenschaftlicher Behandlung dem Gegenstande zuteil geworden ist, erschöpft das Problem keineswegs. Die ausführlichste Darstellung hat der Gegenstand erfahren in dem Buche von E. O. Mentzel, Die Remontierung der preußischen Armee in ihrer historischen Entwicklung und jetzigen Gestaltung. 2 Teile, 1845—71. Einige gelegentliche Bemerkungen finden sich hie und da zerstreut. Recht brauchbare z. B. in dem schon öfters genannten Buche Gius. Pratos über die Kosten des spanischen Erbfolgekrieges für Piemont. Dort wird uns z. B. berichtet, daß nach der Schlacht von Turin 2024 Pferde bei der Kavallerie in Abgang gekommen sind; daß jedes im Auslande gekaufte Pferd durchschnittlich 18 Louisd'or, jedes im Inlande gekaufte 100—150 ℒ kostete. Wir erfahren auch, daß die Lieferungen im großen abgeschlossen wurden: z. B. im Jahre 1704 mit dem Bankhause Lullin & Nicolas über Beschaffung von 1300 Pferden[293].

Fünftes Kapitel: Die Bekleidung der Heere

I. Die Bekleidungssysteme

Den Anfang macht auch hier die Eigenfürsorge jedes Kriegers für seine Bekleidung. Der Landsknecht brachte seine Anzüge mit, so wie er sie für gut hielt. Aber auch die Krieger in den Ordonnanzkompagnien Karls des Kühnen (1471), also schon einer Art von „stehendem Heer", haben noch selbst für ihre Bekleidung (ebenso wie für ihre Bewaffnung) zu sorgen[294]. Denselben Zustand treffen wir auf der englischen Flotte zur Zeit der Elisabeth an[295].

Wenn eine höhere Instanz sich um das Bekleidungswesen zu bekümmern anfängt, so geschieht es manchmal, ähnlich wie wir es bei der Beköstigung schon kennen gelernt haben, in der Form einer indirekten Fürsorge: man überläßt es zwar dem einzelnen Krieger noch, sich nach eigenem Gutdünken und auf seine Kosten zu equipieren, achtet aber darauf, daß er gute und preiswerte Ware beim Einkauf vorfindet.

So verfuhr die englische Regierung auf ihrer Flotte im 17. Jahrhundert: 1623 werden den Matrosen „slop clothes" zum Kauf von den Proviantmeistern angeboten; wir erfahren auch, aus welchem Grunde: weil die Mannschaft zu arg verlumpt und verdreckt einherging und es zu sehr auf dem Schiffe stank und die Gefahr ansteckender Krankheiten durch diesen Schmutz heraufbeschworen wurde: „To avoyde nastie beastlyness by continuall wearinge of one suite of clothes and therebie boddilie diseases and un wholesome ill smells in every ship . . ."[296]. Aber da der Ankauf solcher Slop-clothes nicht obligatorisch war, die Preise aber den Leuten zu hoch erschienen, so fanden die schönen Sachen

keine Abnehmer: die Mannschaft „bought hardly any slops and preferred to go ragged".

Die Regierung ist aber weiter um eine vorteilhafte Beschaffung der Kleider besorgt: 1655 wird verordnet, daß kein Schneider Kleider an Bord schaffen darf ohne Lizenz der Navy Commissioners. 1656 wird der Preis der Slops festgesetzt: canvas-jackets 1 s 10 d usw. Die commissioners übernahmen aber für die Güte der Kleidungsstücke keine Garantie. Verliert der Seemann seinen „Kit", so bekommt er eine kleine Summe aus Staatsmitteln, um ihn wieder zu kaufen[297].

Aber in dem Maße, wie die einzelnen Truppenkörper sich in sich selbst festigten und zu einem einheitlichen Heere zusammengeschweißt wurden, trat doch die kollektive Bedarfsdeckung an die Stelle der Einzelversorgung. Daß ein Truppenkörper als Ganzes bekleidet werde, war ein der früheren Zeit durchaus vertrauter Gedanke: Aufgebotsheere, Milizen empfingen häufig ihre Montur von der Gemeinschaft, der sie im bürgerlichen Leben angehörten: die wehrpflichtigen Rotten der Städte werden meist von der Stadt bekleidet. Aber auch die „francs archers", die Karl VIII. von Frankreich aushob, erhielten von der Gemeinde einen kompletten Anzug mit. Später teilten sich der König und die Gemeinde in die Bekleidung dieser bis ins 18. Jahrhundert immer wieder aufgebotenen Miliztruppen: der König lieferte die Bewaffnung, le grand équipement, also vor allem den Anzug, und sorgte für die Verpflegung während des Dienstes; der Gemeinde jedoch lag es ob, die kleine Montur (le petit équipement), Hut, Weste, Hemd und Schuhwerk, herbeizuschaffen[298].

Das militärische Unternehmertum, das namentlich im 16. und 17. Jahrhundert das Heerwesen beherrschte, brachte es von selbst mit sich, daß diejenige Instanz, der die Bekleidung eines Truppenkörpers zufiel, wenn schon die Individualversorgung aufhören sollte, der Oberst des Regiments oder der Kompagniechef wurden.

Dieses System der regiments- oder kompagnieweisen Beschaffung der Kleidung hat wohl in allen Militärstaaten von Beginn der modernen Heere an bis ins 18. Jahrhundert hinein

geherrscht. In England[299], wo schon im Anfang des 16. Jahrhunderts der Mißbrauch durch Gesetze (18 H. VI. ch. 18; 2. u. 3. Ed. VI.) bekämpft wird; in Frankreich[300]; in Brandenburg-Preußen[301].

Frühzeitig griff aber dann auch der Staat in das Bekleidungswesen ein, indem er sich an der Ausrüstung des Heeres selbst beteiligte. Zunächst neben den andern Instanzen, sei es daß er einen Teil der Truppen völlig einkleidete, sei es daß er einen Teil der Bekleidung aller Truppen auf sich übernahm.

In diesem Falle stellte er entweder den Obersten und Hauptleuten das Rohmaterial für die Kleidung, also namentlich das Tuch für die Anzüge, gegen entsprechendes Entgelt zur Verfügung. Das geschah z. B. in Brandenburg-Preußen:

Am 2. Mai 1611 berichtet Markgraf Ernst an den Kurfürsten, man sei den beiden Obersten Graf Philipp von Solms und Kracht „über dasjenige, was sie allbereit an Lohnung, Tuch etc. empfangen," noch 71 033 Rtlr. schuldig[302]. Aber auch im 18. Jahrhundert blieb dieses gemischte System in Preußen in Übung: den Regimentskommandeuren lag die Bekleidung ob, das Kriegsdepartement aber besorgte die Tuchankäufe und verabfolgte das Tuch im großen an die Regimenter[303].

Oder der Fürst lieferte einen Teil der Kleidung, die Offiziere den andern.

So bestimmt es z. B. ein Vertrag[304] über die Bekleidung des Regiments Anhalt zu Fuß vom 23. Januar 1681:

Der Fürst zu Anhalt hat Uniform geliefert, die jetzt erneuert werden muß. Er schließt mit den „Herren Officiren und Hauptleuthen, welche wirkliche Compagnien zu commandiren untergeben worden, nachfolgende Capitulation":

1. er liefert sofort 1000 Stück „tüchtige lange blaue Tuchmantel";
2. er beläßt den Offizieren das Kleidergeld von 10 Monaten (2 Monate behält er für die Mäntel);
3. die Offiziere versprechen, „daß sie von jetzt an, ein jeder seine unterhabende Compagnie mit völliger guter und untadelhaffter Montirung versehen soll und will" . . ., und zwar jedes Jahr etwas, so daß nach 3 Jahren die gesamte Ausrüstung an Kleidern erneuert ist.

Der andere Weg, den der Fürst einschlug, um an der Bekleidung seiner Truppen teilzunehmen, führte ihn zur völligen Versorgung eines Teiles des Heeres, so daß in diesem Falle sich die Armee in staatlich und sonstwoher bekleidete Regimenter schied.

Von Anfang an hatte der Fürst wohl für die Equipierung seiner Leibgarde gesorgt. Und auf deren reichliche und kostbare Ausstattung blieb dann auch später, als sie sich beträchtlich erweiterte und in Frankreich zum Beispiel sich zu den „Truppen des königlichen Hauses" auswuchs, das Hauptbestreben gerichtet. Daneben gab der Fürst andern Truppen Monturen, je nach deren Bedarf und je nach seinem Können.

In *England* weist schon Eduard III. (1337) die Chamberlains von Nord- und Süd-Wales an, eine genügende Menge Tuch zu beschaffen, um jeden von 1000 aufgebotenen Leuten einen Anzug davon zu machen[305].

Für das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts besitzen wir genaue Aufstellungen über die Stärke der irischen Fußtruppen überhaupt und die Anzahl der davon auf Staatskosten bekleideten sowie über die dafür aufgewandten Summen[306]:

Jahr	Bekleidung	Truppenzahl	bekleidet	Ausgabe
41. El.	Sommer	12 000	7500	17 818 £,
42. „	Winter	12 000	—	29 806 „
	Sommer	7 000	—	10 393 „
42. „	Winter	12 000	6300	29 806 „
43. „	Sommer	12 000	8030	17 818 „
44. „	Winter	12 000	6850	29 806 „
	Sommer	10 000	8500	14 846 „
45. „	Sommer	10 000	8500	15 330 „
1. Jac. I	Winter	7 000	3040	17 864 „
1. „	Sommer	5 000	1460	7 656 „
2. „	Winter	3 000	1500	7 656 „
2. „	Sommer	3 000	316	4 508 „
3. „	Winter	1 370	250	3 456 „
				237 387 £

(etwa 1⅓ Mill. £ heut. Währ., also etwa 26 Mill. Mark in 7—8 Jahren).

Ebenso in *Frankreich* dieselbe gelegentliche Unterstützung durch den Staat: 1630 liefert Richelieu bestimmten Regimentern die Monturen; 1645 schickt man Anzüge und Schuhwerk an die Armee in Katalonien[307].

Im 18. Jahrhundert vollendet sich dann in allen Militärländern die Verstaatlichung des Bekleidungswesens, was nicht besagt, daß nun durchgängig die Herstellung oder auch nur die Lieferung der Kleider durch den Staat direkt erfolgt wäre. In Frankreich beispielsweise, wo die Verstaatlichung im Jahre 1747 grundsätzlich durchgeführt wurde, blieben von da an zwei Systeme in Übung: die „Regie" und die „Administration directe des corps" (die Kompagniewirtschaft), die aber ebenfalls unter staatlicher Leitung stand[308].

Vorbildlich für die Organisation des Militärbekleidungswesens wurden die 1768 errichteten österreichischen Monturskommissionen, die den Zweck hatten, „sämtliche Truppenteile der Armee sowohl in Friedens- als Kriegszeiten mit den erforderlichen Monturs-, Armaturs-, Lederwerks-, Pferde-Ausrüstungsgegenständen und Feldrequisiten aller Art zu versehen", und die auch gleichzeitig für die Beschaffung der Spitalgerätschaften und Bettfurnituren zu sorgen hatte[309].

Aber die Einzelheiten gehören nicht hierher. Genug, daß wir die Tendenz feststellen konnten, das Bekleidungswesen im Laufe der Jahrhunderte aus dem Zustande der Einzelfürsorge in den der vollständigen Staatsfürsorge hinüberzuführen, mit einem Wort: daß wir auch in diesem Gebiete des Heerwesens der Tendenz zu einer Zusammenballung des Bedarfs begegnet sind, über die wir uns nunmehr noch etwas klarer werden müssen.

II. Die Uniform

Engstens mit den Wandlungen der Bekleidungssysteme im Zusammenhang stehen die für die ökonomischen Probleme besonders wichtigen Veränderungen, die die Form der Bekleidung erfährt.

Wenn jeder Krieger ganz nach Gutdünken und Vermögen für seine Kleidung selbst zu sorgen hat, so kommt bei einer ganzen Truppe, ähnlich wie wir es bei der Bewaffnung sahen,

eine große Buntscheckigkeit heraus. Jedem steht das Bild eines Haufens Landsknechte vor Augen, in dem jeder einzelne seinem absonderlichen Geschmacke in der Kleidung Ausdruck verleiht. (Nebenbei bemerkt: hier lebt sich noch der kreatürliche Mensch mit freier Liebesgestaltung in Luxus und Launen aus: ungehemmt durch innere oder äußere Disziplinierung.)

Aber diese Mannigfaltigkeit der Kleidung reicht noch bis in das 17. Jahrhundert hinein. Seltsam muß das schwedische Heer Gustav Adolfs ausgeschaut haben. Die einzige Verordnung, die auf das Kleiderwesen Bezug hat, die vom Jahre 1621, bestimmt: „Die Soldaten schaffen sich dienliche Kleider, solche, die einem Kriegsmann anstehen, nicht so sehr auf den Stoff als darauf sehend, daß sie verständig gemacht seien." Doch heißen noch im preußischen Kriege die schwedischen Soldaten unansehnliche Bauernknechte wegen ihrer Bekleidung, und erst 1632 wurden die Schafpelze durch eine besondere Pelzsteuer abgeschafft[310]. Aber auch die Armee des Großen Kurfürsten am Ende seiner Regierung war, wenigstens in manchen Regimentern, noch recht weit entfernt von dem, was wir heute unter einer wohluniformierten Truppe verstehen.

In dem Musterungsbericht der Generale v. Schöning und v. Barfuß vom Jahre 1683 heißt es von der Uniform der Garden (!):

„Die Mondirung ist allererst vor fünfviertel Jahren ausgetheilt worden, durchgehends aber und insonderheit bey den zwey Leibkompagnien zu schlecht, die Röcke und Ueberkleider sehen abgetragen und ungleich aus, maaßen einige blau tuchene, andere lederne Hosen, ein Theil runde, andere wiederum messingne Knöpfe, ein Theil licht, ein Theil dunkelblaue Röcke hat . . ."[311].

Die Armeen des 17. Jahrhunderts trugen deshalb immer noch Erkennungszeichen irgendwelcher Art. Als solche dienten: die Feldbinden und Hutfedern der Anführer; die Fahnen und Standarten; und namentlich das sog. Feldzeichen, das heißt ein Abzeichen, das man auf den Hut steckte[312].

Wann bürgert sich die Uniform ein? Woher stammt

sie? Man hat versucht, die moderne Uniform unserer Heere in einen Zusammenhang zu bringen mit den gleichen Trachten die auch das Mittelalter bei besonderen Anlässen kannte. Aber diese waren doch nicht dasselbe, weil sie aus anderem Geiste geboren waren. Damals trug man „die Farbe" dessen, den man ehren wollte. Und wenn viele zusammenkamen, um Einen zu ehren: bei Festen, öffentlichen Einholungen und Einzügen, bei Huldigungen aller Art, so ergab sich natürlich eine Vielheit gleichfarbiger oder gleicher Kostüme. Die aber 1. nicht gleich (eins wie das andere), sondern nur eigenartig (in der Farbe bestimmt) sein sollten und 2. ganz gewiß nicht gleich waren.

Diese Ehrentracht, wie man sie nennen könnte, ging nun in einzelnen Fällen in eine andere Art von Tracht über, die ursprünglich wohl gleichem Zwecke (der Huldigung) ihr Dasein verdankte, dann aber einem anderen Ideenkomplex ein- und untergeordnet wurde: dem Dienstverhältnis. Bei Hofdienst trägt der Dienende frühzeitig die Farbe, das Hofkleid des Fürsten. War erst das Tragen eines bestimmten Gewandes der freie Entschluß des Trägers gewesen, so wurde ihm nun die Tracht aufgezwungen vom Dienstherrn, der mit der Einförmigkeit der Farben die Abhängigkeit einer möglichst stattlichen Schar und damit seine eigene Machtfülle zum Ausdruck bringen will.

Diese „Hoftracht", die allmählich zur „Bediententracht" wird, ist wohl die eine Wurzel, aus der wenigstens äußerlich die moderne Uniform der Armeen entsprungen ist: die Leibgarden trugen die Farben ihres Herrn.

Solche einheitlichen Trachten der fürstlichen Leibgarden finden wir allerorts schon im 15. Jahrhundert: unter Albrecht Achill sollen 1476 „die Röck halb swarz und halb gra sein und auf den swarzen Ermel Buchstaben von weissem Tuch"[313]. Scharlachrot trugen die Truppen des Königs von England wahrscheinlich seit Heinrich VII.[314]. Mit den königlichen Farben sind ausgestattet die Besatzungen französischer Kriegsschiffe zur Zeit Ludwigs XI., der auch bestimmten Schiffern der

Garonne seine Farben zu tragen gestattete. 1514 sind alle 60 Marins der Rochelaise von St. Malo mit blauen und roten Jacken bekleidet, den königlichen Farben, während die spanischen Seeleute rot und gelb sind[315].

Diesen Ursprung aus dem Bedientenverhältnis lassen die späteren Uniformen der Truppen an dem Namen erkennen, der ihnen bis ins 17. Jahrhundert, ja noch darüber hinaus, gegeben wird: Livreen (Liverey, livrée royale, royal livery). Der Ausdruck Uniform bürgerte sich in der deutschen(!) Sprache erst etwa zur Zeit Friedrichs des Großen ein.

Als 1605 der Herzog von Braunschweig, Heinrich Julius, 16000 Fußstruppen und 1500 Reiter mustert, trugen alle die „Livrei" und die Farben des Herzogs[316].

Die 600 Musketiere, die Oberst v. Kracht laut Bestallungsurkunde vom 1. Mai 1620 anwirbt, erhalten „eine Liverei von grauem Tuch mit blauen Schlägen"[317] (während für die 400 Pikeniere offenbar keine Uniform vorgesehen war).

Am 25. November 1679 beschloß der Hamburger Senat, die Stadtsoldaten „mit gewisser Liberey" zu versehen, d. h. sie einheitlich zu kleiden[318].

Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts heißt es: „Diese churfürstlichen Trabanten zu Pferde ... in kostbarer churfürstlicher Liverée ..."[319].

Aber es hieße doch das Wesen der modernen Uniform ganz und gar verkennen, wollte man in ihr einfach eine Fortsetzung oder Erweiterung der Bediententracht erblicken. Man muß vielmehr einsehen, daß sie aus eigener Wurzel erwachsen ist, und daß sie ihrem Geiste und schließlich auch ihrer Verkörperung nach grundsätzlich in ein ganz anderes Gebiet menschlicher Interessen hineingehört als die Livree.

Die moderne Uniform, das ist die Hauptsache, ist ein durch und durch rationales Gebilde: sie ist geboren aus einer Reihe ganz intensiver und ganz subtiler Zweckmäßigkeitserwägungen heraus. Zweckmäßigkeitserwägungen zunächst militaristischer Natur.

Da war der rein äußerliche Grund: daß man an einer Uniform eine Truppe leichter erkennen und leichter von der anderen unterscheiden konnte. Aber zu diesem äußerlichen

gesellten sich schwerwiegende innerliche Gründe, die eine Uniformierung der Heere nahelegten: die Uniform verleiht den Trägern, sagte man sich, ein Gefühl der Solidarität, das sie ohne die gleiche Tracht nicht besitzen. Diese Erwägung wurde ganz frühzeitig schon angestellt, als die Idee des alten Aufgebotheers noch nicht ganz verblaßt war und sich in den Gedanken einer allgemeinen Wehrpflicht der Landesuntertanen zu transsubstantiieren im Begriffe war. Damals (im 16. Jahrhundert) hebt Graf Johann von Nassau, der das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht in seiner Schrift verficht, auch den Einfluß hervor, den eine Staatstracht auf die Stärkung des Selbstbewußtseins ausüben würde. Er wie der Landgraf Moritz von Hessen wollen, da die Wämser von Seide zu sein pflegten, die Füsiliere nach der Farbe der wollenen Beinkleider unterscheiden[320].

Verwandt, aber nicht identisch mit dieser Erwägung war die andere, die später die großen Truppenorganisatoren anstellten: wenn sie meinten, zur guten Disziplinierung eines Heeres gehöre die Uniform. Hier war es gleichsam eine heteronome Unterwerfung des einzelnen unter die Zwecke des Ganzen, die man von der Uniformierung erwartete, während der Graf von Nassau eine autonome Hingabe durch sie veranlassen zu können hoffte. Ohne Uniform keine Disziplin: diesen Gedanken spricht Friedrich der Große einmal aus, als er den Zustand der Armee des Großen Kurfürsten beschreibt[321]: „Sa cavalerie avoit encore l'ancienne armure en entier; elle ne pouvait gueres être disciplinée car chaque cavalier se pouvoyait de chevaux, d'habits et d'armes d'où il résultait une bigarrure étrange pour tout le corps."

Die moderne militärische Disziplin, so haben wir schon wiederholt feststellen können, ist eine jener Mächte, die von der Vorsehung berufen scheint, um dem „kreatürlichen" Menschen den Garaus zu machen. Militarismus und Puritanismus, sahen wir, sind Zwillingsbrüder: weshalb auch eine

der ersten gut uniformierten Truppen die „Heiligen“ unter Cromwells Führung gewesen sind.

Zu diesen, wie ich sie nannte, militaristischen Zweckmäßigkeitserwägungen gesellen sich nun aber als Helfer die starken Gründe der ökonomischen Ratio, die eben gleichfalls auf die Uniformierung hindrängen: die Gleichförmigkeit schafft die Möglichkeit des Massenbezuges und der Massenherstellung, und diese gewähren zahlreiche Vorteile, deren wichtigster der niedrigere Preis ist. Als womit wir dann bereits mit einem Fuß in das Gebiet der ökonomischen Betrachtung des Bekleidungsproblems hinübergetreten sind, auf dem wir uns dann etwas mehr umsehen wollen. Aber einen Augenblick bitte ich den Leser noch sich zu gedulden, weil ich vorher noch mit ein paar Worten wenigstens sagen möchte, wie sich die äußere Geschichte der modernen Uniform gestaltet.

Diese Geschichte läßt sich in dem einen kurzen Satz zusammenfassen: Die Uniform dehnt sich in gleichem Maße und in gleichem Schritt aus wie die Verstaatlichung des Bekleidungswesens. Zunächst, das sehen wir schon, erscheint sie bei der Leibgarde. Dann scheinen die Städte ihre Truppen fast regelmäßig mit Uniformen oder wenigstens Uniformstücken ausgestattet zu haben.

Eine andere Stelle, wo sich die Uniform ebenfalls frühzeitig findet, bilden die Aufgebotsheere. Die sächsische Defensionsordnung von 1613 schreibt grauen Tuchrock mit rotem Kragen, kurze Tuchhosen und rote Strümpfe für das Fußvolk vor, und sogar für die Ritterschaft wurden Unterscheidungen nach der Farbe der Waffenröcke und ihrer Besatzstreifen eingeführt[322].

Bei den Unternehmerheeren des 16. und 17. Jahrhunderts tritt häufig eine Uniformierung der einzelnen Regimenter auf: die Obersten haben das Bestreben, ihr Verkaufsobjekt recht ansehnlich zu machen, ihrer Truppe den Anschein der Geschlossenheit und Wohldisziplinierheit zu geben. Später

wird die Uniformierung der gedungenen Regimenter in den Bestallungsverträgen ausdrücklich vereinbart. Beispiel: die Kapitulation über die Errichtung eines hessischen Dragonerregiments vom 19. Oktober 1688[323].

In dem Maße nun, wie der Fürst die Truppen überhaupt mit Kleidung versah, uniformierte er sie auch. So daß wir während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts das Fortschreiten des staatlichen Bekleidungssystems an dem Fortschreiten der Uniformierung verfolgen können: bis zum völligen Siege der beiden Prinzipien.

Die französischen Truppen hatten im 16. Jahrhundert noch keine eigentliche Uniform. Doch trugen einige Truppenteile schon eine sie unterscheidende Kleidung: die gens d'armes hatten „hoquetons d'ordonnance" (Waffenrock), und die Bogenschützen einzelner Provinzen trugen Röcke und Wappen ihres Landes (diese Uniform stammte noch aus der anderen Quelle: aus der Ausrüstung der „Defensioner"). Bis in die Zeit Ludwigs XIV. hinein sind aber die meisten Regimenter bloß durch eine Schärpe in der Farbe der Obersten unterschieden: Ludwig XIV. führte eine Uniformierung der Regimenter des Königs (blau), der Königin (rot) und des Dauphins (grün) durch. Im allgemeinen blieb es dem Gutdünken der Obersten überlassen, wie sie ihre Regimenter kleiden wollten. Eine wirklich einheitliche Einkleidung der gesamten Armee erfolgte erst gegen die Mitte des Jahrhunderts durch die Ordonnanzen vom 10. März 1729, 20. April 1736 und 19. Januar 1749. Erst diese letzte Ordonnanz brachte dem Prinzip der Uniformierung den vollen Sieg, denn, wie ihr Wortlaut erweist: „Sa Majesté a ordonné et ordonne, qu'à l'avenir les Régimens de son Infanterie Française qui auront à renouveller en tout ou en partie leur habillement, serons tenus de se conformer exactement au Réglement porté ci-après . . .", mußte das Tragen der Uniform immer noch eingeschärft werden[324].

Die gesamte englische Armee wird zum ersten Male

einheitlich (rot) gekleidet im Jahre 1645[325]. In der Marine drang in England das Uniformierungsprinzip erst später ein: die ersten Bestimmungen über Offiziersuniformen wurden im Jahre 1748 erlassen[326].

In Brandenburg-Preußen beginnt eine grundsätzliche Uniformierung durch den Staat im Anfang des 17. Jahrhunderts. Bekannt ist die Schilderung Königs[327] von dem Eindruck, den die „Blauröcke" Georg Wilhelms bei seinem Zuge nach Preußen gemacht haben sollen: „Mit diesen 5 Kompagnien von Burgsdorfschen Regiment, die 1000 Mann ausmachten, ... nebst 150 Mann zu Roß ging der Churfürst George Wilhelm 1632 zur polnischen Königswahl nach Preußen. Nach der Schlacht bei Lützen kehrte derselbe wieder nach der Mark mit diesen Truppen zurück ... Sie waren in Preußen sämtlich in einer gleichen Liberey, blauer Farbe gekleidet worden, welches damals ungewöhnlich war und viel Aufsehen machte; daher sie den Namen Blauröcke erhielten."

Jany hat zwar nachgewiesen[328], daß dieser Bericht Königs, der für die Geschichte des Bekleidungswesens als eine wichtige Quelle lange Zeit gegolten hat, insofern falsch gewesen sei, als es „Blauröcke" in Brandenburg schon seit 1620 und daß es sie auch in anderen deutschen Heeren gegeben habe. Immerhin wird man schon annehmen dürfen, daß der Anblick eines wohluniformierten Regiments zu seiner Zeit Aufsehen machte. Aber das war doch erst ein Anfang. Noch zur Zeit des Großen Kurfürsten war eine im einzelnen genau festgesetzte Uniformierung in unserem Sinne unbekannt. Doch geht aus den Quellen hervor, daß man — namentlich bei einem bevorstehenden Feldzuge — die Mannschaften möglichst gleichmäßig einzukleiden und zu bewaffnen suchte, was der Oberst zu besorgen hatte. Bei der Reiterei mußte der Oberst (oder in seinem Auftrage der Rittmeister) für das Werbegeld von 40 Thlr. einen vollständig und wohl auch möglichst einheitlich bewaffneten, bekleideten und berittenen Reiter stellen.

Ferner hatte er dafür zu sorgen, daß die Mannschaft in regelmäßigen Zwischenräumen neu bekleidet wurde, wofür er (wie wir wissen) die Kosten durch Abzüge von der Löhnung oder dem „Tractement" des Reiters bestritt[329].

Im übrigen ist die Gestaltung der Bekleidung um jene Zeit außerordentlich mannigfaltig, oft von Regiment zu Regiment und innerhalb eines Regiments von Jahrfünft zu Jahrfünft verschieden, so daß es eine Geschichte der Armeebekleidung eigentlich nicht gibt, sondern nur eine Geschichte der Bekleidung in den einzelnen Regimentern. Das oft zitierte Standardwerk hat jetzt erst das nötige Material zur Beurteilung herbeigeschafft, und nun sieht man erst, wie bunt die Kleidung des brandenburg-preußischen Heeres im ganzen 17. Jahrhundert noch war. Das Urteil, das ein vortrefflicher Kenner der alten Armee vor ein paar Jahrzehnten fällte[330]: in Brandenburg-Preußen ist die Infanterie schon bei Beginn der Regierung des Großen Kurfürsten uniformiert, die Kavallerie ist es am Ende, wird sich wenigstens in seinem ersten Teile auf Grund der jetzt zutage geförderten Quellen kaum aufrechterhalten lassen. Wir werden vielmehr sagen müssen, daß das Prinzip der Uniformierung vom Großen Kurfürsten zum fast völligen Siege während seiner Regierung gebracht worden ist. Jedenfalls ist die Kleidung der preußischen Armee zu Beginn des 18. Jahrhunderts durchgängig uniformiert; während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist es der größte Teil des Heeres, der Uniform trägt.

III. Vergrößerung, Zusammenballung und Uniformierung des Kleidungsbedarfs in ihrer Bedeutung für das Wirtschaftsleben

Wir sind nun schon geübter in der Auffindung der ökonomischen Pointen, auf die es bei Entwicklungsreihen, wie sie im vorstehenden dargelegt sind, zu achten gilt.

Bekleidung eines Heeres heißt zunächst: daß nun so viel Nachfrage nach Kleidern und Kleiderstoffen auf dem Markte entstanden ist, da wir von der Möglichkeit einer Herstellung der bedurften Gegenstände im Rahmen der Eigenproduktion absehen können: diese war nicht mehr und noch nicht beliebt. Während all der Jahrhunderte, die wir als die entscheidenden für die Herausbildung einer neuen Wirtschaftsordnung betrachten, wurden die Monturen für die Soldaten auf dem Markte gekauft.

Wie groß die Nachfrage war, die also durch den Kleiderbedarf eines modernen Heeres entstand, kann sich jeder leicht ausrechnen, wenn er die Ziffern, die ich über die Stärke der Armeen oben mitgeteilt habe, multipliziert mit den Mengen Stoff, Zutaten usw., die der einzelne Krieger nötig hatte, und wenn er, was die Kleider, Mäntel, Hüte, Stiefeln usw. usw. anbetrifft, die Zahl der Personen als die Zahl der hiervon bedurften Stücke ansieht.

Was zu der Montur eines Soldaten im 17. und 18. Jahrhundert gehörte, ersieht man aus folgenden Zusammenstellungen:

Verzeichnis, wz uf 193 Soldaten zur Kleidung vonnöthen,

965 eln lundisch (= Londoner) Thuch zue Hosen Cosiaken undt strümpfen jedem 5 eln,
965 eln Futtertuch jedem 5 eln,
2316 eln weiße, schwarze, rohe undt steife Leinwanth jedem 12 eln,
1158 duzet Schleufen, jedem 6 duzet uf Hosen und Cosiaken,
193 lot Seide jedem 1 loth,
579 duz. eisen Knopf, jedem 5 duz.,
50 eln schlechten 4. Drath die Cosiaken zustaffiren,
193 Hüte[331].

Auszug aus den Kriegskassenrechnungen 1679—1681[332]:

		Thlr.	Gr.	Pf.
200	Hüte à 15 Gr.	125	—	—
500	Ellen breite Gallaun à 3¼ Gr.	67	17	—
300	„ blau Bandt à 1 Gr.	12	12	—
40	Stück blau Mantel à 3¾ Rthlr.	150	—	—
200	„ Halstücher à 5 Gr.	41	16	—
300	Ellen breit roth Bandt à 8 Pf.	8	8	—
30	„ Packleinwand à 18 Pf.	1	21	—
250	Stück blau Mantel à 3¾ Rthlr.	937	12	—
250	Hüte à 15 Gr.	156	6	—
625	Ellen Gallaun à 3¼ Gr.	84	11	—
375	„ blau Bandt auf die Hüte à 1 Gr.	15	15	—
	latus	10699	3	—

Bedarf eines Infanteristen am Anfange des 18. Jahrhunderts[333]:

	Thlr.	Gr.	Pf.
5 Ellen Tuch à 15 Gr.	3	3	—
7 „ Boy à 4 Gr.	1	4	—
1 Elle Kronenroth zu Aufschlägen	—	14	—
20 Stück messingne Knöpfe à Dutzend 4 Gr.	—	6	8
1 Loth Kameelhaar	—	3	—
2 Paar Schleifen a. Kameelhaar	—	6	—
1 Hut mit einer gelben Einfassung	—	12	—
	6	—	8

Die vollständige Bekleidung und Ausrüstung eines Reiters einschließlich Sattel und Zaumzeug kostete zur Zeit Friedrich Wilhelms I. 73 Thlr. 2 Gr.[334].

Jeder Soldat der Savoia Cav^ria und Piem^te R^le kostete im Anfang des 18. Jahrhunderts 131.16 l., jeder D^ni Genevois 110.14 l., jeder Kanonier 68.16 l. Die Ausrüstung des Pferdes eines Cavaliere stellte sich auf 75.5 l., eines Dragoners auf 67.4 l.[335]. Zur Bekleidung eines Regiments englischer Soldaten waren (1730) 1570 £ 165 s 2½ d erforderlich[336].

Stellen wir nur für das Tuch eine Rechnung an: um eine Armee von 100000 Mann einzukleiden, sind 500000 Ellen oder 20000 Stück erforderlich. Eine Erneuerung der Montur alle zwei Jahre angenommen, ergäbe das einen Jahresverbrauch von 10000 Stück im Jahr. Schmoller rechnet für den Gesamtkonsum der brandenburgischen Bevölkerung im Anfang des 18. Jahrhunderts 50000 Stück Tuch heraus[337]. Friedrich der Große gibt in den brandenburgischen Memoiren die Ausfuhr von Tüchern aus der Kur- und Neumark auf rund 44000 Stück an[338].

Die Jahresproduktion der englischen Landschaft West Riding betrug um dieselbe Zeit etwa 25000 Stück Tuch[339].

Man ist geneigt, angesichts solcher Ziffern auf einen erheblichen fördernden Einfluß zu schließen, den die Nachfrage nach Soldatentuch auf die Tuchindustrie eines Landes ausgeübt haben muß. Aber dieser allgemeine Schluß wird auch in einzelnen Fällen durch den Gang der Ereignisse bestätigt.

Daß in Rußland die Tuchindustrie wesentlich als Militärtuchindustrie ins Leben getreten ist, ist bekannt.

Eine sehr beträchtliche Förderung hat aber auch die brandenburgische Tuchindustrie durch die Armeebestellungen erfahren. Insbesondere hat für sie im 18. Jahrhundert die Periode, in der sie für die Russische Kompagnie in Berlin lieferte (1725—38), einen erheblichen Aufschwung bedeutet. Die Russische Kompagnie führte nach Rußland in diesen Jahren bis 20000 Stück Tuch im Jahre aus: alles nur Soldatentuch für die Bekleidung der russischen Armee: eine solche Menge mußte angesichts der oben mitgeteilten Ziffern der Gesamtproduktion „ungeheuer ins Gewicht fallen“[340]. Friedrich Wilhelm erkannte diesen Zusammenhang zwischen gewerblicher Blüte und Heeresentwicklung sehr wohl: er traf die Heereseinrichtungen geradezu im Hinblick auf die Industrie. Das Montierungsreglement vom 30. Juni 1713

wurde erlassen „zum Besten dero Truppen als auch zum Aufnehmen in dero Landen etablierten Manufakturen". Urteilsfähige Beobachter heben die große Bedeutung hervor, die der Heeresbedarf für die Tuchindustrie des Landes hatte: „il paroit que l'armée a toujours fait un des principaux débouchés pour le travail des drapiers du pays" [341].

Selbst für die große englische Tuchindustrie ist die Lieferung für die Heere offenbar nicht ganz ohne Belang gewesen (obwohl ihr Hauptabsatz anderswohin gerichtet war). Sie hat nach Rußland, ehe ihr die Preußen Konkurrenz machten, ebenfalls große Mengen Soldatentuch geliefert. Wir sehen die englischen (und holländischen) Kaufleute einen erbitterten Kampf mit den preußischen Eindringlingen ausfechten. Im Jahre 1772 wurde der Wert der Ausfuhr an Wollwaren aus England nach Rußland auf noch 50000 £ geschätzt [342].

Besonders während des Siebenjährigen Krieges drängte sich der stimulierende Einfluß, den der Heeresbedarf auf die Tuchindustrien des Landes ausübte, dem scharfen Beobachter ohne weiteres auf. So berichtet uns Arthur Young: während jener Jahre habe der Krieg eine solche Nachfrage nach Fabrikaten erzeugt, daß kaum „Hände" genug zu ihrer Anfertigung beschafft werden konnten [343].

Wieviel von der Gesamtproduktion der englischen Wollindustrie für Heereszwecke verwandt wurde, entzieht sich völlig der ziffernmäßigen Feststellung. Wir wissen nur, daß beispielsweise in den deutschen Rechnungen des 17. Jahrhunderts über Militärlieferungen das Soldatentuch meist als lundisch (Londoner) Tuch bezeichnet wird.

In Frankreich hat diejenige Tuchindustrie, die für die Armee arbeitete, seit Colberts Zeit eine große Bedeutung gehabt: Wir finden sie im 17. Jahrhundert in Languedoc, in Berri, wo sie 2000 Personen in Aubigny, 10000 in Chateauroux beschäftigte; im 18. Jahrhundert in Metz, in Lodève

(8000 Personen), in Romorantin usw.[344], in Viré, Valognes, Cherbourg; in Montpeiroux, das mit Lodève zusammen für 1 600 000 Liv. Soldatentuch im Jahre verkauft[345].

Zieht man nun ebenso wie die Tuchindustrie die übrigen Industrien in Betracht, die die Heere mit Kleidung versorgten: Leinen-, Hüte-, Kleider-, Stiefel-, Strümpfe-, Knöpfe-, Bortenindustrie usw., denkt ferner auch an diejenigen Gewerbe, die das Pferd „bekleiden" (Hufschmied, Sattler), endlich auch an diejenigen, die für die Fortschaffung des Proviants usw. sorgen (Wagenbauer usw.), so wird man zu einer recht hohen Bewertung dieses Marktes für die rein quantitative Entwicklung des gewerblichen Lebens in einem Lande gelangen.

Aber diese rein quantitative Einwirkung ist gar nicht einmal die ökonomisch wichtigste; von viel größerer Bedeutung ist ein Einfluß auf die Form des Wirtschaftslebens, den etwa die Deckung des Heeresbedarfs an Kleidern ausgeübt hat; ist insbesondere ihr Anteil an der Herausbildung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, den wir so gern feststellen möchten. Ist ein solcher qualitativ bestimmter Einfluß nachweisbar?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns die Art des Kleidungsbedarfs beim Heere vergegenwärtigen und uns klarmachen, daß dieser ein Massenbedarf gleichförmiger Gegenstände in dem Maße wurde, als Verstaatlichung und Uniformierung des Bekleidungswesens fortschreiten. Man darf getrost sagen, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, daß solche Zusammenballungen von Bedarf, wie sie schon im 17. Jahrhundert bei den Lieferungen für die großen Heere vorkommen, für die damalige Zeit ganz unerhört waren. Den Leuten, auch den Kaufleuten, müssen die Augen übergegangen sein, wenn sie hörten, daß in einem einzigen Vertrage die sofortige Lieferung von 5000 kompletten Soldatenmonturen ausbedungen wurde, wie es der Fall war in dem

Vertrage, den im Jahre 1603 die englische Regierung mit Ury Babington und Robert Bromley schloß[346].

Oder wenn sie Ziffern lasen, wie sie etwa in den Bestellungen Wallensteins vorkamen. Da heißt es z. B.:

„Laßt auch 10000 Paar Schuhe machen vor die Knecht auf daß ich sie nachher auf die Regimenter kann austeilen . . . Laßt derweil Leder präparieren, denn ich werde baldt lassen auch ein paar tausend Stiefel fertig machen. Laßt auch Tuch fertig machen, vielleicht wird man auch Kleider bedürfen."

Aschersleben, den 13. Juni 1626:

(Mein Vetter Max) . . . wird auch befohlen haben, daß ihr 4000 Kleider vor die Knecht sollt machen lassen, das ist ein Jupen von Tuch mit Leinwand gefüttert, ein tuchernes par Hosen und ein tuchernes par strimpf"[347].

„Der Kriegszahlmeister zieht auf Gitschin, soll um 13000 Reichsthaler Schuh, Strümpf und Kleider (in einem späteren Briefe kommt noch eine Bestellung von 40000 Rthlr. hinzu) für die Armee machen lassen; assistiert ihm fleißig in allem. Die 4000 Kleider, so ihr vorm Jahr habt machen lassen, daß er euch bezahlt, was sie mich kosten, dieselbige führt ihr auch ab, sobald ers bezahlt hat" usw.[348].

Am 26. September 1647 erhielt Conrad von Burgsdorf den Auftrag, mit dem Kaufmann Eberhard Schlef in Hamburg folgenden Kontrakt über die Lieferung von Tüchern und Boy zu schließen: „Er soll für die Kurfürstl. Krieges-Officiere 1512 brabant. Ellen blau Tuch wie die Probe ausweiset (NB!!), jede Elle zu 5 Orts Reichsthaler gerechnet und für die gemeinen Knechte 20000 brabantische Ellen blau Tuch nach Ausweis der Probe, jede um 1 Rthlr. . . . ferner an Boy 21512 brab. Ellen, jede zu 6 Sgr. liefern. Termin ist 3 Wochen nach Martini"[349].

Man muß sich vor Augen halten, in welche Welt solche Riesenaufträge hineinplatzten: machte es doch den Kauf-

leuten Mühe, die oben erwähnten 965 (!) Ellen lundisch Tuch zu beschaffen. Zu diesem Posten findet sich folgende Anmerkung:

„Nota hierauf berichteten die Weylere (= die Kaufl.), dz sie albereit etwz geliefert und sich bemühen wollen, wz noch mangelt, so viel als müglich zu erschaffen, wo nicht muß man aldorten in Preußen Rath schaffen . . ."

Das bedeutete, daß sich ein ganz großer Handel in Kleidern und Kleiderstoffen aller Art entwickeln mußte. Die Heeresverwaltung konnte und wollte nicht mit Tausenden kleiner Handwerker in direkten Verkehr treten; sie konnte und wollte auch nicht auf den Messen und Märkten ihre Einkäufe besorgen. So gab es hier einen bedeutsamen Anlaß zur Ausbildung eines seßhaften Handels auf breiter kapitalistischer Basis. Zuweilen brauchte der Fürst auch den Lieferanten als Zwischenglied zwischen Produzenten und Armee, weil er allein ihm den — ach so oft! — erforderlichen Kredit gewährte.

Nicht ohne innere Bewegung hört man Vorgänge dieser Art berichten[350]: 1678 schreibt der Große Kurfürst an die Obersten seiner Regimenter: „Weil Wir gnädigst gerne sehen möchten die Noth selbst auch erfordert, daß die Regimenter mit recht guter und tüchtiger Kleydung versehen und ohne allen Mangel würden zu Felde geführet werden, als seindt Wir der gnädigsten Meinung über obbemeldete Recruiten einem jeden Regiment zu Fuß annoch dreytausend Rthlr. zu Kleyder-Geldern zu geben . . . Geg. Cölln a. d. Spree 28. Febr. Ao. 1678." Da der Kurfürst die Summe nicht flüssig hat (3000 Thlr.!), soll sie ihm der Oberst borgen. Der Oberst hat sie aber auch nicht: er bekommt von 1676 her noch 13168 Rthlr. Sold! Aber — ein paar Magdeburger Kaufleute erbieten sich, Tuch für diesen Betrag auf Kredit zu liefern: „Immittelst habe ich bereits 200 Stück blau Tuch gekauffet," schreibt der Oberst v. Bornstorff.

Reiche Kaufleute drängen sich in den Kleiderlieferungshandel, durch den sie ihren Reichtum rasch vermehren: der holländische (!) Tuchhändler Hermann Mayer hat für 80000 Rb. englische Tücher in Petersburg lagern (1725); die Russische Kompagnie in Berlin arbeitete mit einem Kapital von

100000 Talern und verdiente im ersten Jahre 22878 Taler[351]; in England sind die ‚Contractors', die die Bekleidung für Heer und Flotte liefern, sehr kapitalkräftige Leute[352] usw.

Aber solche Wesensveränderungen der Absatzverhältnisse, wie sie der große Kleider- und Stoffbedarf der Heere herbeiführte, mußte auch auf die Formen der Industrie Einfluß ausüben. Vorerst mußten sich die Beziehungen zwischen Kaufmann und Produzenten innerlich umgestalten: der Handwerker wurde unwillkürlich mehr und mehr in die Rolle des hausindustriellen Arbeiters zurückgedrängt, der Kaufmann wurde Verleger. Wir können diesen Umwandlungsprozeß gerade wieder bei der brandenburgischen Tuchindustrie ziemlich deutlich verfolgen: die Kaufleute kämpfen geradezu mit dem selbständigen Tuchmacher um die Vorherrschaft; sie versuchen mit allen möglichen Zwangsmitteln die Arbeit der kleinen Handwerker ihren Zwecken unterzuordnen, und diese waren die prompte Lieferung ganz großer gleichförmiger Tuchmassen. Die hier aus dem Bedarfszweck sich ergebenden Anforderungen an Reichlichkeit, Raschheit, Gleichheit der Produktion konnte auf die Dauer ein selbständiger Handwerkerstand nicht erfüllen. Nicht die geographische Ausweitung des Absatzgebietes, nicht Veränderungen in der Produktionstechnik, nicht Vermögensdifferenzierung unter den Handwerkern, auch nicht Absatznot sind es hier, die eine Vereinheitlichung der Produktion durch die kapitalistische Organisation erzwingen, sondern die Nöte des Absatzes, die der Kaufmann zu erdulden hatte. In beweglichen Klagen läßt sich der Geheime Rat Schindler, der provisorisch die Leitung des königlichen (Tuch-)Eagerhauses in Berlin übernommen hatte, in seinem am 27. Dezember 1723 dem Generaldirektorium eingereichten Bericht über die Unzulänglichkeit der handwerksmäßigen Tucherzeugung aus[353]. Die Tücher, führt er aus, müßten egal von Güte, dauerhaft und von lebendiger Farbe sein. Um das zu erreichen, pflege man in solchen Fällen (wo es sich um

größere Lieferungen handelt) mit dem ganzen Gewerk der Tuchmacher oder mit einem größeren Tuchhändler zu akkordieren. Aber das reiche hier — bei den Lieferungen für die russische Armee — nicht aus; weder das Gewerk noch der Tuchhändler könnten für rechte Einrichtung und Ordnung sorgen, das Walken, Zubereiten und Färben kontrollieren; bei der Schau lasse man die meisten Farben passieren, die betreffenden Schauer seien zu unwissend, sie nur zu entdecken; man bekomme die Tücher zusammen, von denen die einen los, die anderen dicht, einige dünner, andere dicker, einige breit, andere schmäler, einige von Farbe ganz tot, andere von Couleur nicht recht gefärbt seien. Er schildert dann, welche Vorteile die Produktion im „Lagerhause“ [354], das heißt also eine manufaktur- oder fabrikmäßige Organisation der Arbeit, biete: „In dem Lagerhaus ist auf alle Arbeit oder auch jedes Handwerk, so zur Verfertigung eines Tuches gehöret, eine besondere Einrichtung gemachet, wodurch alle obgedachte Hauptfauten vermieden werden . . . (es ist) doch gewiß, daß in dem Lagerhauße, woselbst das Jahr über so viele taußend Stücke an Tücher und Kirsey gemachet werden, nur wenige Fauten passiren . . .“

Die großen Militärlieferungen drängten also zunächst zu einer Unterwerfung des Handwerkers unter die Kommandogewalt des Kaufmanns, der Einheitlichkeit und Ordnung, Präzision und Schematismus, soviel es geht, in den handwerksmäßigen Produzenten zu bringen sucht. Die hausindustrielle Betriebsform erweist sich aber auch noch nicht als geeignet, die Arbeit hinlänglich zu mechanisieren. Die Organisation wird weiter vervollkommnet bis zum Großbetriebe, in dem dann nun die Seele des kapitalistischen Unternehmers erst völlig frei schalten und walten kann, und in dem sie erst die Ware herzustellen vermag, die den neuen Ansprüchen ihres Konsumenten entspricht.

Die Russische Kompagnie in Berlin zog diese Konsequenzen

zum Teil: sie legte zwei eigene Färbereien an, „so daß jetzt tadellose Ware geliefert werden könne“ [355].

Völlig wurden den Anforderungen der Heeresverwaltungen erst die ganz großen Soldatentuchfabriken gerecht, die während des 18. Jahrhunderts in Rußland entstanden und ähnlich wie die großen Waffenfabriken erste Wahrzeichen größtbetrieblicher Organisation wurden: die Moskauer Tuchfabrik von Ščegolin & Co. beschäftigt (1729) 730 Arbeiter und 130 Webstühle; die Kasaner Tuchfabrik Mikljaevs hat 742 Arbeiter [356].

So tritt uns auch hier das moderne Heer als Erzieher zum Kapitalismus entgegen.

Und was für die Tuchindustrie gilt, gilt gewiß auch für alle anderen Gewerbe, die an der Lieferung der Kleidung für die Armeen beteiligt waren.

So ist die Anregung zur Kleiderkonfektion, soweit diese nicht Luxusindustrie war, auch von dieser Seite hergekommen.

Wir hörten schon, daß im Jahre 1603 die englische Regierung einen Vertrag über Lieferung von 5000 Anzügen abschloß: einen Vertrag, der sich jährlich zweimal wiederholte, also gang und gäbe war. Es mag noch erwähnt werden, daß die beiden Personen, denen sie die Lieferung übertrug, als „merchant-taylors of London“ bezeichnet werden [357]. Eines der frühesten kapitalistisch betriebenen Gewerbe in London war in der Tat die Schneiderei, und wir dürfen als erwiesen annehmen, daß derjenige Teil der kapitalistischen Schneiderei, der nicht Luxusindustrie war (über die ich im ersten Band dieser Studien mich auslasse), Militärkonfektion gewesen ist.

Ebenso wie für das Landheer wurden auch für die Marine schon im 17. Jahrhundert fertige Kleider hergestellt: natürlich ebenfalls auf kapitalistischer Basis. Im Jahre 1655 wird verordnet, daß kein Schneider Kleider an Bord der englischen Kriegsschiffe schicken darf ohne Lizenz der Navy Commissioners [358] usw.

Von Deutschland heißt es im 18. Jahrhundert[359]: „Ein anderer“ (sc. als der Handel mit „kostbaren“ Kleidern) „Kleiderhandel ist derjenige, wenn ein Kaufmann mit einem General oder Obristen contrahiret, daß er demselben die benöthigte Kleidung für so und so viel Regimenter und Compagnien verschaffen solle.“

Aus dem Mützenmacherhandwerk rettete sich in die Arche des Kapitalismus nur die Militärmützenmacherei, die z. B. in dem England des 18. Jahrhunderts wenige große Unternehmer und zahlreiches Volk, namentlich Weiber und Mädchen, beschäftigt.

Späteren Untersuchungen bleibt es vorbehalten, die von mir hier aufgewiesenen Zusammenhänge im einzelnen und in zahlreichen Fällen zu verfolgen.

Nur auf eine Möglichkeit will ich zum Schlusse selbst noch hinweisen: daß nämlich die Idee des Kartells — der Vereinbarung gewisser Einheitspreise und der Verabredung gemeinsamen Absatzes unter freien Produzenten — in der Sphäre der Industrie, die für die Armee produziert, zuerst aufgetaucht ist: die Gleichförmigkeit der Lieferung ebenso wie die Gleichförmigkeit des Gelieferten legen diesen Gedanken nahe. Und wir besitzen in der Tat eine Art von Beweis für die Richtigkeit meiner Hypothese: im Jahre 1740 vereinigen sich die Militärtuchlieferanten von Languedoc und bieten dem Könige an: die Tuche für sein Heer von nun ab zu einem bestimmten Preise an seine Magazine abzuliefern, wollen sich also keine Konkurrenz mehr machen. Sie proponieren „à sa Majesté de faire établir dans la ville de Montpellier un magasin où on fera fournir, sur les ordres de M. le Secrétaire d'état de la guerre, les draps, cadis et autres étoffes nécessaires pour l'habillement de l'infanterie française à un prix fixe qui sera convenu, comme aussi de les faire tenir directement aux troupes, au moyen du prix qui sera réglé“[360].

Sechstes Kapitel: Der Schiffbau

I. Die Bedeutung des Schiffbaues für das Wirtschaftsleben

Colbert wußte, was er sagte, wenn er den Schiffbau das größte aller Gewerbe nannte: „la construction des vaisseaux est le plus étendu de tous les arts“ [361].

Es ist ja nicht nur die Erbauung des Schiffes selber auf der Werft, was in Betracht kommt, sondern die vielen Industrien, die die Baumaterialien herrichten, die vielen Handelszweige, die für die Beschaffung dieser Baumaterialien Sorge tragen.

Die Wirkung, die der Schiffbau auf das Wirtschaftsleben ausübt, ist nun um so größer;

1. je mehr Schiffe gebaut werden, was ja keiner Erläuterung bedarf; aber auch

2. je größere Schiffe gebaut werden. Wiederum selbstverständlich ist die Wirkung der Größe, sofern die gleiche Anzahl größerer Schiffe natürlich einen größeren Gesamtbedarf erzeugt an Baumaterialien, eine größere Nachfrage nach Arbeitskräften usw. Die Schiffsgröße ist aber auch an und für sich bedeutsam: sie bewirkt eine stärkere Zusammenballung der lebendigen Arbeit und des Bedarfs an Material und Werkvorrichtungen: die Werften müssen größer sein, um größere Schiffe auf ihnen bauen zu können; die Mengen an Holz, an Tauwerk, an Eisen usw., die in Einem verlangt werden, sind größer, nur weil das Schiff, ein „zusammengesetztes“ Gut, wie wir es nannten, eine größere Bedarfseinheit schafft.

Was hier die Schiffsgröße aus sich heraus bewirkt, kann nun auch bewirkt werden durch organisatorische Zusammenschließung der Schiffbautätigkeit. Man kann deshalb sagen: die Wirkung des Schiffbaues auf das Wirtschaftsleben ist um so größer,

3. je einheitlicher, je zusammengedrängter, je verdichteter der Schiffbau erfolgt: wenn 100 Schiffe auf einer Werft erbaut werden, entsteht ein größerer und einheitlicherer Bedarf, als wenn dieselben 100 Schiffe auf 10 Werften erbaut werden.

Endlich ist noch daran zu erinnern, daß die Einflußsphäre des Schiffbaues (der hier natürlich nicht anders wie jede beliebige Industrie wirkt), um so größer ist,

4. je rascher die Schiffe erbaut werden: stelle ich 100 Mann an eine Baustelle, so wird ein Schiff von bestimmter Größe in — sage — einem Jahre fertig. Soll es schon nach drei Monaten vom Stapel laufen, so muß ich die gleichzeitig tätigen Arbeiter entsprechend vermehren. Das Gleiche gilt für die Beschaffung der Materialien.

Diese Besinnungen waren notwendig, um zu erklären, weshalb ich denn in diesem Zusammenhange überhaupt den Schiffbau erwähne. Man könnte mir nämlich die Bemerkung entgegenhalten: gewiß, der Schiffbau hat für die Entstehung des modernen Kapitalismus eine große Bedeutung (obwohl auch in dieser allgemeinen Fassung der Satz noch niemals aufgestellt ist: für unsere Wirtschaftshistoriker scheint es ja nur eine Textilindustrie zu geben, wenn sie die Anfänge des modernen Kapitalismus aufdecken); aber was hat diese unbestritten richtige Tatsache mit dem Thema Krieg und Kapitalismus zu tun: ist denn der Schiffbau nicht ebensogut und noch viel mehr ein bürgerliches Gewerbe, das sein Dasein den Bedürfnissen des Handels verdankt? Wie kommst du dazu, den Schiffbau und seine Bedeutung für den Militarismus zu requirieren? Diesem Einwande begegne ich mit der Behauptung: daß in der Tat die militärischen Interessen für

die Entfaltung des Schiffbaues von entscheidender Wichtigkeit gewesen sind, daß die Handelsinteressen voraussichtlich niemals und jedenfalls nicht in so kurzer Zeit den Schiffbau zur Entfaltung gebracht hätten, wie es die kriegerischen Interessen getan haben.

Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erweisen, war es eben nötig, die Umstände zu bezeichnen, von denen die Ausdehnung des Schiffbaues abhängig ist, wie ich es oben versucht habe. Ich werde nun zeigen, daß die Kriegsinteressen 1. die Menge der Schiffe; 2. die Größe der Schiffe; 3. die Beschleunigung des Schiffbaues; 4. die Konzentration des Schiffbaues, wesentlich beeinflußt haben.

II. Die Menge der Schiffe

Auch heute macht die Kriegsflotte eines großen Militärstaates einen erheblichen Teil des gesamten Schiffsbestandes aus. Deutschlands sämtliche Seeschiffe (Segler wie Dampfer) hatten am 1. Januar 1912 einen Raumgehalt von 4711998 Registertons brutto und 3023725 Registertons netto; während die Kriegsschiffe der Kaiserlichen Marine am 1. April 1912 892710 Tonnen Wasser verdrängten. Hamburgs Flotte bestand im Jahre 1911 aus 1252 Seeschiffen mit 1687945 Registertons Raumgehalt (netto); Hamburgs Dampfer führten Maschinen mit sich, die 1234000 Pferdestärken indizierten: auf den Schiffen der Kaiserlichen Marine waren Dampfmaschinen mit 1515340 indizierten Pferdestärken. Das sind also, wie man sieht, recht beträchtliche Ziffern. Geht man aber ein paar Jahrhunderte zurück, in die Zeit, als der Schiffbau sich erst zu entwickeln anfing, so verschiebt sich das Verhältnis der Kriegsschiffe zu den Handelsschiffen ganz wesentlich zugunsten jener. Wie rasch die Kriegsflotte ihren Bestand vergrößerte, habe ich an anderer Stelle bereits gezeigt. Die ganze Bedeutung dieser Ausweitung vermögen wir aber erst zu er-

messen, wenn wir nun die Menge der Kriegsschiffe in Vergleich stellen mit der Zahl und dem Tonnengehalt der Kauffahrteischiffe in derselben Zeitepoche.

Leider wissen wir nur wenig Zuverlässiges über den Bestand der Handelsflotte in früherer Zeit.

Für das 16. Jahrhundert besitzen wir folgende Anhaltspunkte, um den Umfang der englischen Handelsflotte zu bemessen: In seinem Treatise of Commerce, der 1601 erschien, meint Wheeler, daß vor ungefähr 60 Jahren nicht 4 Schiffe (außer denen der Königlichen Flotte) in den Themsehäfen größer als 120 t gewesen seien. Die Richtigkeit dieses Urteils wird durch andere Angaben bestätigt. 1544/45 bis 1553 kommen in Abgang Schiffe über 100 t:

London gehörig . . . 17 mit 2530 t
Bristol gehörig . . . 13 mit 2380 t
anderen Häfen gehörig. 5.

1577 weist eine Liste auf:

135 Kauffahrer mit 100 t und mehr, davon haben

56 . . . . . 100 t,
11 . . . . . 110 t,
20 . . . . . 120 t,
7 . . . . . 130 t,
15 . . . . . 140 t,
5 . . . . . 150 t,
656 zwischen 40 und 100 t.

1582 finden wir 177 Handelsschiffe mit mehr als 100 t.

Die Flotte Heinrichs VIII. maß aber schon zu Beginn seiner Regierung, wie wir oben sahen, 8460 t, am Ende 10550 t; Elisabeth hinterläßt eine Kriegsflotte von 14060 t.

Für das England des 17. Jahrhunderts sind mir folgende Schätzungen bekannt:

1628 ergibt eine Bestandsaufnahme der englischen Kauffahrerflotte in der Themse:

7 Indienfahrer . . . mit 4200 t,
34 andere Kauffahrer. mit 7850 t,
22 Newcastler Kohlenfahrer.

1629 werden in ganz England 350 Schiffe über 100 t ermittelt, das sind also 35000—40000 t Raumgehalt.

1642 hat die Ostindische Kompagnie einen Schiffsbestand von 15000 t Raumgehalt[362].

1651 haben die Kaufleute von Glasgow 12 Schiffe mit zusammen 957 t Laderaum.

1692 gehören zum Hafen von Leith 29 Schiffe mit 1702 t Tragfähigkeit[363].

Während dieses Zeitraums beträgt der Raumgehalt der Königsschiffe 15000—20000 t mindestens (1618: 15670 t, 1624: 19339 t, 1660 aber schon 62594 t) nach den oben mitgeteilten Quellen.

Die französische Handelsmarine soll nach einer amtlichen Ermittlung[364] im Jahre 1664 aus 2368 Schiffen bestanden haben, für die ich nach den in jener Übersicht verzeichneten Größenverhältnissen etwa 180000 t Raumgehalt herausrechne. Kriegsschiffe hatte Frankreich 1661 erst 30, bei Colberts Tode jedoch 244, wie wir sehen, deren Raumgehalt wir sicher auf 80000 bis 100000 t ansetzen müssen.

Für das 18. Jahrhundert haben wir aus dem Jahre 1754 eine Schätzung[365], wonach die englische Handelsflotte bestand aus

ca. 2000 Seeschiffen mit ca. 170000 t Raumgehalt u.
„ 2000 Küstenfahrern „ „ 150000 t „
zus. aus ca. 4000 Schiffen mit ca. 320000 t Raumgehalt.

Diese Ziffer nimmt auch ein so vorzüglicher Kenner wie Postlethwayt für seine Zeit als richtig an[366].

Daß sie in der Tat ungefähr der Wirklichkeit entsprach, können wir auch aus der uns bekannten genauen Zahl der Schiffe schließen, die London allein gehörten. Das waren (nach den Generalregistern des Zollhauses berechnet) 1417 im

Jahre 1732, die zusammen einen Raumgehalt von 178557 t hatten.

Im 18. Jahrhundert fängt die Schiffahrtsstatistik an, genauer zu werden, und sie kann uns auch über die Größe des Schiffsbestandes einigen Aufschluß geben. Wir müssen für jene Zeit annehmen, daß beispielsweise die in den englischen Häfen einlaufenden Schiffe die Fahrt ein- bis zweimal im Jahre machten: auf ca. zwei einmalige Reisen kam eine wiederholte[367]. Nun liefen aber im Durchschnitt der Jahre 1743, 1747, 1749 in sämtlichen englischen Häfen 603 fremde Schiffe mit einem Tonnengehalt von 86094 t ein[368]. Während z. B. aus den südenglischen Häfen (1786/87) nach Westindien abgingen 233 Schiffe mit 47257 t, gingen ebenso aus London: 218 mit 61695 t, ebenso aus nordenglischen Häfen: 77 mit 14629 t[369]. Die Gesamtzahl der 1786/87 in den Vereinigten Staaten von Amerika angekommenen Schiffe betrug 509 mit 35546 t, während in demselben Jahre von dort absegelten 373 Schiffe mit 36145 t[369].

(Zum Vergleich: Im Jahre 1910 kamen an im Hafen von Holtenau Schiffe mit 49221 Registertons, im Hafen von Nobiskrug mit 29093 Registertons, im Hafen von Papenburg mit 38832 Registertons, dagegen schon im Hafen von Stolpmünde mit 75336 Registertons, im Hafen von Stolzenhagen (Kratzwieck) gar mit 253342 Registertons; in sämtlichen Häfen des Deutschen Reiches liefen im Jahre 1910 111797 Seeschiffe mit 29930553 Registertons ein.)

Damals (1749), als die gesamte englische Handelsmarine 320000 t groß war, hatte die Kriegsflotte 228215 t Raumgehalt; das wäre also mehr als die sämtlichen Überseefahrer zusammen, zwei Drittel so viel als sämtliche Schiffe der Handelsflotte.

Wenn wir diese Ziffern überblicken, so gewinnen wir den Eindruck, als ob in den zweihundert Jahren, von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, das heißt also in den für die Entwicklung des Kapitalismus entscheidenden

Jahren, die Handelsflotte in England nur langsame Fortschritte macht im Vergleich zu der Kriegsflotte. Während sie zur Zeit der Tudors offenbar noch mehrmals so groß ist als diese, wird ihr Raumgehalt um die Mitte des 18. Jahrhunderts von dem der Kriegsflotte fast erreicht. Die Kraft der Nation ist während dieser Jahrhunderte fast ausschließlich auf die Entwicklung der Kriegsflotte verwendet worden. Diese zur Blüte zu bringen werden alle Mittel angewandt. Was für England gilt, gilt aber (vielleicht in erhöhtem Maße) für alle anderen Länder.

Aber die Überlegenheit der kriegerischen Interessen ist noch größer, als sie in dieser Verschiebung des Anteilverhältnisses zwischen Handelsflotte und königlicher Flotte zum Ausdruck kommt. Es kann nämlich für den Kundigen keinem Zweifel unterliegen, daß die Vermehrung der Handelsschiffe selbst ebenfalls noch zum guten Teil dem Militarismus zu danken ist. Offenbar wirkt die Aussicht, die Kauffahrteischiffe gegen gutes Chartergeld in Kriegszeiten der Regierung zur Verfügung stellen zu können, wirken ferner die Prämien, die die Regierung namentlich für den Bau großer Schiffe aussetzt aus militaristischen Gründen, als ein viel stärkerer Anreiz auf die Schiffbauer als die Aussichten auf Handelsgewinn. Immer wieder machen wir die Beobachtung, daß das Gewinnstreben, der Erwerbstrieb innerhalb des Wirtschaftslebens in der früheren Zeit nicht annähernd die dynamische Wirkung ausübt wie heute; daß vor allem dem früheren Menschen nähere, greifbarere Gewinne in Aussicht gestellt werden mußten, als es die normalen Handels- und Produktionsgewinne sind, um ihn zu intensiverer Tätigkeit anzuspornen: um Gold zu suchen, für Kaperzwecke, gegen bare Prämien, zum Verchartern baute man, um das, was ich hier im allgemeinen sage, wieder auf unseren Fall anzuwenden, viel eher Schiffe, als um den russischen oder den levantinischen Handel auszudehnen. In dem geschäftlichen Alltagsleben

herrscht der Schlendrian vor; alles geht seinen altgewohnten Weg; es müssen schon starke Anreizungen kommen, um hier wesentliche Neuerungen einzuführen. Solche Anstöße kamen für den Schiffbau von den militärischen Interessen her, die während der Zeit, die wir hier überblicken, ganz gewiß stärker waren als die merkantilen. Dieser Eindruck wird bestätigt, wenn wir nun die Entwicklung verfolgen, die die Schiffstypen in unserer Epoche durchmachen.

III. Die Größe der Schiffe

Wir haben oben schon eine Vorstellung von der Größe der Handelsschiffe während des 16. und 17. Jahrhunderts bekommen. Ich teile noch ein paar Ziffern mit, um das Bild recht deutlich erscheinen zu lassen.

In der schon erwähnten amtlichen Statistik der französischen Handelsschiffe im Jahre 1664 verteilen sich die 2368 auf die einzelnen Größenklassen wie folgt:

10— 30 t	1063,
30— 40 t	345,
40— 60 t	320,
60— 80 t	178,
80—100 t	133,
100—120 t	102,
120—150 t	72,
150—200 t	70,
200—250 t	39,
250—300 t	27,
300—400 t	19
	2368.

Die Schiffe, die während des 17. Jahrhunderts aus dem Hamburger Hafen ausliefen, waren durchschnittlich 17—18 Lasten à 2000 kg groß; 1625 z. B. 17,521 Lasten. Das größte Schiff in diesem Jahre segelte nach Venedig und hatte eine Tragfähigkeit von 200 Lasten (also 400 t), 1616 finden wir eins mit 150, 1615 eins mit 130, 1617 eins mit 120 Lasten usw.[370].

In England, meinte Sir William Monson in seinem Naval Tracts p. 294, waren beim Tode der Elisabeth (also im Anfang des 17. Jahrhunderts) keine 4 Kauffahrer von je 400 t. Tragfähigkeit[371]. Wird gestimmt haben; denn noch in der Mitte des Jahrhunderts hatten die

Schiffe der Ostindischen Kompagnie (also die größten des Landes) erst 300 bis 600 t Ladefähigheit[372].

Die Holländisch-ostindische Kompagnie benutzte am Ende des 17. Jahrhunderts Schiffe von durchschnittlich 300 Lasten[373].

Die erste Flotte der französischen Indiengesellschaft bestand aus 3 Schiffen zu je 300 t und einem Schiff zu 120 t; die zweite setzte sich wie folgt zusammen: 2 Schiffe zu je 5—600 t, 2 Schiffe je 300 t, 1 Schiff 250 t, 1 Schiff 200 t, 4 Schiffe je 60-80 t. 1682 laufen 1 Schiff zu 700 t, 1 Schiff zu 800 t aus[374].

Diese Größen bleiben auch während des 18. Jahrhunderts üblich: große Ostindienfahrer haben 300—500 t, die Europafahrer 100—300 t Raumgehalt.

So waren von den schon erwähnten 1417 Schiffen, die London im Jahre 1732 besaß,

130 zwischen 300 und 500 t,
83 „ 200 „ 300 t groß.

Die übrigen waren kleiner, und das berühmte Schiff der Südseegesellschaft hatte 750 t Raumgehalt.

Am 1. Mai 1737 hat Liverpool[375] 211 Schiffe über 30 t, davon

1 mit 400 t,	2 mit 340 t,	7 mit 160 t,	13 mit 120 t,
1 „ 350 t.	2 „ 200 t,	15 „ 150 t.	6 „ 110 t,
1 „ 300 t,	2 „ 190 t,	10 „ 140 t,	16 „ 100 t,
1 „ 250 t.	4 „ 180 t,	5 „ 130 t,	135 „ 30—90 t.

Die 1749 in den englischen Häfen einlaufenden fremden Schiffe wiesen folgende Größen auf:

Holländische Schiffe	62 mit	6 282 t	= 100 t,
Dänemark	292 „	47 382 t	= 160 t,
Schweden	71 „	8 400 t	= 120 t,
Hamburg	40 „	6 764 t	= 170 t,
Frankreich	24 „	1 289 t	= 50 t,
Preußen	26 „	3 420 t	= 130 t,
Danzig	16 „	2 748 t	= 170 t,
Portugal	26 „	2 100 t	= 80 t,
Bremen	16 „	1 975 t	= 125 t,
Rußland	5 „	440 t	= 90 t,
Spanien	16 „	940 t	= 60 t.
	594 mit	81 740 t	= ca. 140 t.

Das größte Schiff ist ein dänisches mit 510 t; die kleinsten sind französische Kähne — offenbar von Calais nach Dover fahrend — mit 4 t Tragfähigkeit. Aber auch von Bremen kommt ein Schiff mit 35 t, von Danzig mit 44 t usw.[376].

Ende des 18. Jahrhunderts hatte das normale holländische Kauffahrerschiff eine Tragfähigkeit von 180—190 Lasten; es maß 115′ auf dem Kiel, 120′ vom Vorder- zum Hintersteven bei einer Breite von 34′[377].

Zum Inventarium der aus der Guinäischen Handelsgesellschaft, der Ostseeischen Handelsgesellschaft und der Grönländischen Handelsgesellschaft 1781 gebildeten Kgl. Dänischen, Ostseeischen und Guinäischen Handelsgesellschaft[378] gehörten 37 Schiffe; davon hatten Tragfähigkeit in Commercelasten (à 2600 kg):

50— 60 Lasten	10	Schiffe,
61—100 „	2	„
101—150 „	21	„
151—162½ Lasten	4	„
	37	Schiffe.

Stellen wir nun diesen Ziffern die ihnen entsprechenden für die Kriegsmarine gegenüber, so bemerken wir sehr bald, daß die Kriegsschiffe ganz beträchtlich viel größer sind als die Handelsschiffe, daß insbesondere auch die großen Typen viel häufiger sich unter jenen als unter diesen finden.

Schon im 15. Jahrhundert kommen englische Kriegsschiffe (of the Tower) von 1000 t vor: in der Liste, die Oppenheim für die Zeit Heinrichs VII. zusammenstellt, erscheinen 9 Schiffe von 500—1000 t.

Das Verzeichnis der Schiffe der Royal Navy vom 5. Jänner 1548 (1. Edw. VI) weist folgende Größen auf:

6	Schiffe	von 500—1000 t
11	„	„ 300—450 t
12	„	„ 100—250 t
24	„	unter 100 t.

Ganz besonders handgreiflich ist der Größenunterschied zwischen den Kriegsschiffen und den Handelsschiffen, wenn wir die Schiffe mustern, die die englische Flotte im Jahre 1588 bildeten[379]. Diese, dieselbe, die die Felicisima Armada besiegte, bestand aus 34 Kriegsschiffen und 163 Kauffahrern.

Die 34 Kriegsschiffe wiesen folgende Typen auf:

1 war 1100 t groß
1 „ 1000 t „
1 „ 900 t „
2 waren je 800 t groß
2 „ „ 600 t „
5 „ „ 500 t „

12 waren größer als 500 t.
3 waren je 400 t groß
5 „ 200—360 t groß

20 waren größer als 200 t.

Dagegen war von den Kauffahrteischiffen
keins über 400 t groß
2 waren je 400 t groß
4 „ „ 300 t „
24 „ 200—250 t groß

30 waren größer als 200 t
130 „ kleiner „ 200 t.

Im 17. Jahrhundert vergrößern sich die Kriegsschiffe rasch. Zwei der bekannten Königsschiffe haben folgende Ausmaße[380]:

	Kiellänge	Tiefe	Ladegehalt Brutto	Zahl der Geschütze	Zahl der Bemannung
Royal Prince (1610) . . .	115′	18′	1187	55	500
Sovereign of the Seas (1637)	127′	19,4′	1683	100	600

Zum Vergleich füge ich noch die Maße bei, die ein französisches Kriegsschiff mit 100 Kanonen im Jahre 1666 hatte[381]:

Länge des Kiels . . . . . 135 Fuß
Vom Vorder- bis zum Hintersteven . . . 160 „
Breite . . . . . 42 „
Höhe vom Kiel . . . . . 19 „
Höhe vom Kiel bis zur Kuhbrücke . . . 13 „

Höhe zwischen zwei Decks	7 Fuß
Höhe des zweiten Decks	7 „
Höhe des Vybord	2 „
Höhe des Zimmers des Generals, vorn und hinten	7½ „
Höhe der Deckkajüte (clunette)	6 „
Höhe der Kampanja (dessus de la clunette)	4 „

Es scheint fast, als ob noch im 17. Jahrhundert der 1000 t-Typ bei den Kriegsschiffen der normale wird. Im Jahre 1688 finden wir ihn in der englischen Flotte bereits bei 41 Schiffen, deren größtes 1739 t groß ist. Die Höhe der Besatzungen dieser großen Schiffe schwankte zwischen 400 und 800, die Zahl der Geschütze zwischen 70 und 100[382].

Das Wichtige ist zunächst dies: daß die Kriegsmarine durch den Bau so großer Schiffe alle gewohnten Vorstellungen von Schiffsgrößen revolutionierte und damit Vorbilder schuf. Als Jakob IV. von Schottland im Jahre 1511 den „Michael", als Heinrich VIII. im folgenden Jahre den „Regent" vom Stapel laufen ließ, standen alle Leute wie geblendet da. Wir haben über den Eindruck, den speziell der „Michael" machte, genaue zeitgenössische Berichte: „any varie monstrous great ship called the Michael" nennt es ein Report. Und Lindsay of Pittscottie gibt folgende Beschreibung von dem „Monstrum"[383]: „The Scottish king bigged a great ship called the ‚Great Michael', which was the greatest ship and of most strength, that ever sailed in England or France; for this ship was of so great stature, and took so much timber that, except Fackland, she wasted all the woods in Fife, bye all timber that was gotten out of Norway; she was so strong and of so great length and breadth (all wrights of Scotland, yea, and many other strangers were at her device, by the kings commandment who wrought very busily in her etc. etc.)."

Aber wiederum erschöpft sich damit die Einwirkung der militärischen Interessen auf das Wirtschaftsleben keineswegs.

Ebenso wie diese eigenmächtig auf die Vermehrung der Handelsflotte hindrängte, so ganz besonders auch auf eine Vergrößerung der Schiffstypen. Wir müssen uns immer gegenwärtig halten: eine Veränderung der üblichen Produktions- und Handelsweisen wird von den Wirtschaftssubjekten auch noch in der frühkapitalistischen Epoche meist als lästig empfunden und deshalb nach Möglichkeit zu meiden gesucht. Die Peitsche der Konkurrenz wird noch nicht über ihren Häuptern geschwungen: ein Zwang zur Verbesserung besteht also nicht. Folglich wird diese nur aus dem Gewinnstreben folgen, das aber, wie ich schon sagte, sehr häufig durch künstliche Mittel erst geweckt oder jedenfalls gesteigert werden mußte. Solche künstlichen Mittel waren die Prämien. Die Prämien aber, die auf den Schiffbau gelegt wurden, hatten vor allem den Zweck, die Werften zur Erbauung großer Schiffe zu veranlassen, solcher Schiffe nämlich, die man auch bequem als Kriegsschiffe verwenden konnte.

Als 1522 der „Antony" von Bristol mit 5/ pro Tonne prämiiert wird, geschieht es, weil er 400 t groß ist und also zum Kriegsdienst gegebenenfalls geeignet: gut „also to doo unto us service in warre". Unter diesem Gesichtspunkte der Kriegsinteressen ist dann später die Schiffsprämienpolitik bei allen seefahrenden Völkern betrieben worden. Also daß wir guten Grund haben, auch in der Entwicklung des großen Schiffstyps eher militaristische als kapitalistische Interessen vorwiegend als wirksame Triebkräfte zu vermuten.

IV. Das Tempo des Schiffbaues

Dem mittelalterlichen Leben, vor allem dem mittelalterlichen Wirtschaftsleben ist die Idee „der Beschleunigung" fremd: es gibt kein Gebiet, auf dem das Schneller ein Besser bedeutete, auf dem es an und für sich als Wert erschiene, einen Prozeß rascher abzuwickeln. Voraussichtlich wäre auch

der Trieb zur Beschleunigung im Bereiche des Wirtschaftlichen selber nie erwacht. Er mußte durch eine Reizung von außen her erst zur Betätigung gebracht werden. Eine solche Reizung ging, wie wir schon in zahlreichen Fällen feststellen konnten, von den kriegerischen Interessen aus.

Das gilt in hervorragendem Sinne wiederum für die Entwicklung des Schiffbaus. Langsames, dumpfes Dahinbrüten, bequeme traditionalistische Alltäglichkeit, bis die Anforderungen der Kriegsmarine Leben in das Getriebe bringen. Man ermesse, welch ein wahnwitziger Gedanke es für das Gefühl eines mittelalterlichen Reeders gewesen wäre: den Bestand der Handelsflotte innerhalb weniger Jahre und Jahrzehnte etwa zu verdoppeln. Wozu? Es wäre ja auch ganz sinnlos gewesen; denn woher hätte die doppelte Menge Ladung kommen sollen? Das kriegerische Interesse dagegen drängte immerfort auf Vergrößerung der Streitmacht und auf rasche Vergrößerung, um dem Feinde zuvorzukommen.

Um zu erkennen, wie hastig und oft sprunghaft der Schiffbau sich entwickelte, seit die Erbauung von Kriegsschiffen seine Hauptaufgabe wurde, genügt es, sich die Ziffern vor Augen zu führen, in denen sich die Vermehrung des Bestandes der Kriegsflotten ausdrückt. Ich habe sie bereits mitgeteilt und verweise den Leser darauf. Zur Belebung des Bildes führe ich noch ein paar besonders markante Beispiele aus der Schiffbaugeschichte an, an denen sich das für jene Zeiten unerhörte Tempo der Herstellung erkennen läßt.

Im Jahre 1172 unter dem Doganat Vital Micheles II. sollen in Venedig 100 Galeeren und 20 große Schiffe in 100 Tagen erbaut sein[384]. Das ist natürlich Unsinn und Chronistenphantasterei. Es werden 10 Galeeren und 2 große Schiffe gewesen sein.

Aber was uns jene Überlieferung lehrt, ist: 1. die zweifellos richtige Tatsache, daß die Venetianische Regierung in sehr kurzer Zeit eine große Menge Schiffe herstellen ließ,

und 2. das Staunen der Zeitgenossen über diese ungewohnte Handlungsweise.

Aus ebenso früher oder nur wenig späterer Zeit haben wir zuverlässige Nachweise über den Bau Genueser Kriegsschiffe, die uns durch die Größe der Ziffern verblüffen. Wir erfahren, daß die Republik Genua bestellt[385]:

1171: 8 Kattschiffe und 8 Galeeren;
1204: 8 Galeeren;
1205: 8 „
1206: 8 „
1207: 22 Galeeren und 4 Tariden, je 1 Galeere in Savona und in Noli;
1216: 10 Galeeren;
1241: 52 Galeeren und Tariden;
1242: 40 Galeeren;
1282 besaß Genua nur 12 Galeeren, 50 wurden in diesem Jahre dazu gebaut.

Stärkere Anforderungen stellten auch im 16. Jahrhundert die Marineverwaltungen der großen nordischen Seemächte nicht: sie waren wahrhaftig enorm genug.

In England befinden sich im Jahre 1554 29 Kriegsschiffe im Bau („in commission"), 1555/56 38, 1557 24, zu denen im Dezember desselben Jahres noch 8 andere hinzukommen. Aber das Tempo wird immer hastiger. Dafür enthält den Beleg die folgende überaus lehrreiche Tabelle[386]:

Es waren Kriegsschiffe in Kommission in den 22 Jahren:

	1559—1580	1581—1602
über 600 t	2	28
400—600 t	17	100
200—400 t	42	73
100—200 t	38	55
50—100 t	39	40
unter 50 t	4	66
Insgesamt	142	362.

Aus diesen Ziffern ersehen wir: 1. daß in dem zweiten gleich großen Zeitraum zweiundeinhalbmal so viel Schiffe gebaut wurden als im ersten; 2. daß die Schiffe im zweiten Zeitraum erheblich größer sind als im ersten, so daß 3. eine Steigerung der Produktion auf mehr als das Dreifache stattfindet: wenn man die einzelnen Schiffstypen zum Durchschnitt ihrer Klasse ansetzt, so ergeben sich in den ersten 22 Jahren etwa 31 000 t, in den zweiten 22 Jahren dagegen über 103 000 t Bauumfang.

Und dann kommt ja erst der große Vorstoß im 17. Jahrhundert, in dem sich alle militaristischen Interessen erst ins Gigantische (ins Barock können wir auch sagen) auswachsen. Unter der Republik werden in England 207 Schiffe in 11 Jahren, also fast 20 Schiffe in jedem Jahre, gebaut. In dem einen Jahrfünft von 1690—1695 werden in England zum Bau von 45 Schiffen £ 1 011 576.8.11 bewilligt[387].

An Paroxysmus grenzt ebenso das Tempo, in dem zu Colberts Zeiten die französische Kriegsflotte vergrößert wurde: Colbert fand, wie wir sahen, bei seinem Eintritt in die Regierung (1661) 30 Kriegsschiffe vor: nach wenig mehr als 20 Jahren hatte er 244 daraus gemacht, diese aber meist in viel größerem Ausmaße: es wurden also jährlich im Durchschnitt 10—12 Kriegsschiffe vom Stapel gelassen.

V. Die Organisation des Schiffbaues

Wir haben uns schon zum Bewußtsein gebracht, daß irgendeine Produktion sehr verschiedenen Charakter trägt und sehr verschiedene Anforderungen an die wirtschaftliche Verfassung stellt, je nach dem Zeitausmaß, das sie beherrscht. Handwerker konnten schließlich auch mittelalterliche Dome bauen: wenn man ihnen nur Zeit ließ. Verlangte man aber, daß sie in einer bestimmten Frist damit fertig wurden, so versagte ihre Kraft. Handwerker konnten im Notfall auch

in kurzer Zeit kleine Mengen von Produkten liefern: wuchs sich das verlangte Produktquantum aus, so überstiegen wiederum die Anforderungen die Leistungsfähigkeit des Handwerkers. Wie er denn sehr bald versagte, wenn es sich um die Erzeugung zusammengesetzter Güter von bestimmter Größe handelte.

Der Schiffbau wurde durch die militaristischen Interessen nach allen drei Seiten hin entwickelt: mehr Schiffe, größere Schiffe wurden verlangt und vor allem: sie wurden in kürzerer Zeit verlangt. Die Anforderungen der Handelsflotte hätte die handwerksmäßige Schiffbauerei noch jahrhundertelang befriedigen können. Durch die wachsenden Ansprüche der Kriegsmarine wurde das Handwerk für den Schiffbau disqualifiziert, erst für den Bau der Kriegsschiffe selbst, dann in dem Maße, wie die Handelsflotte in den Strom der Entwicklung hineingerissen wurde und an der Kriegsflotte sich zu orientieren anfing, auch für den Bau von Kauffahrteischiffen.

Eine Wirtschaftsgeschichte des Schiffbaugewerbes fehlt natürlich, wäre aber wohl wert geschrieben zu werden. Das Bild, das wir aus einem Studium der Quellen empfangen, ist ungefähr dieses:

Auf die handwerksmäßige Schiffbauerei, die sich normalerweise in allen Seestädten gleichmäßig entwickelt hatte, folgt unter dem Druck der militärischen Interessen zunächst keine kapitalistische, sondern eine gemeinwirtschaftliche, staatliche Organisation des Schiffbaugewerbes, das viel eher eine ausgesprochene groß- und größtbetriebliche Form erhält, ehe es vom Kapitalismus ergriffen wird.

Schon in den italienischen seefahrenden Staaten entwickelt sich frühzeitig eine großartige staatliche Schiffbauerei. Speziell über den Schiffbau Venedigs im 14. Jahrhundert sind wir vortrefflich unterrichtet durch eine ausführliche zeitgenössische Darstellung des gesamten Produktionsprozesses,

die uns erhalten ist[388]. Danach würde schon während des Mittelalters in diesem (einzigen?) Gewerbe eine ganz großartige Betriebsorganisation geherrscht haben. Der Verfasser berichtet uns, daß zur Erbauung einer Galeere von 126′ Länge (es handelt sich natürlich nur um Kriegsschiffe) „maestri segadori 500 a far el bisogno de la dita galea, maestri 1000 cioè marangoni (Stellmacher) chalefai (Kalfaterer) 1300 per forar e chalcar e pegolar" erforderlich seien. Damit können natürlich nicht Arbeitskräfte gemeint sein. Wir werden vielmehr mit dem Herausgeber der Denkschrift annehmen müssen: die Ziffern bedeuteten die Zahl der erforderlichen Arbeitstage. Dann kämen wir immer noch zu Arbeitermassen von schier unglaublicher Größe. Man muß nämlich beispielsweise folgende Rechnung anstellen: 40 Galeeren werden in einem Jahre neu erbaut (das ist nach den genauen Angaben, die wir über die Zahl der Schiffbauten in Genua aus dem 12. und 13. Jahrhundert besitzen, sicher nicht zuviel gerechnet). Auf einer Galeere arbeiten nach den oben mitgeteilten Sätzen 28 Arbeiter. Auf der Werft würden also 1120 Kalfaterer, Säger und Stellmacher bei der Bauarbeit beschäftigt worden sein. Von den schon schwimmenden 60 Galeeren wird ein Viertel einer kleinen Ausbesserung unterworfen worden sein, an 30 werden kleinere Reparaturen auszuführen gewesen sein. Was sicher 1000 Arbeitern Beschäftigung gewährte. Dazu kommen nun noch die Seiler, Segelmacher, Mastmacher, Schlosser, Schmiede usw., von denen sicher ebenfalls ein großer Teil auf den staatlichen Werften tätig war. Nehmen wir für sie auch nur ebenso viel Köpfe wie für die Holzarbeiter an, so kämen wir auf eine Gesamtarbeiterschaft von 2—3000 Mann: eine, wie gesagt, für mittelalterliche Verhältnisse geradezu märchenhafte Ziffer.

Aber vielleicht haben wir in der Tat hier die ersten Groß- und Riesenbetriebe vor uns, in denen sich die europäische Menschheit wiederum aus der Vereinzelung des Hand-

werks zu gemeinsamer Werkverrichtung zusammenschlossen. Auch wenn wir an jene 2—3000 Arbeiter nicht glauben wollen, wenn es auch nur 2—300 gewesen sind, die hier in einem Betriebe zusammengefaßt wurden: immer würden wir (angesichts der frühen Zeit!) dem Schiffbau eine epochale Bedeutung in der Geschichte der Arbeit (soweit sie im europäischen Mittelalter von vorn anfängt) zuerkennen müssen.

Daß im 16. Jahrhundert die venetianische Werft einen sehr großen Betrieb darstellte, wissen wir aus sicherer Quelle: aber es setzt uns doch nicht so maßlos in Erstaunen, als wenn wir an Kieler Dimensionen im 15. und 14. Jahrhundert und noch früher glauben sollen. Den Zustand des Werftbetriebes oder des „Arsenals" der venetianischen Republik im 16. Jahrhundert schildert uns Andreas Ryff in seinem Reisebüchlein[389] wie folgt:

„Seill Scheuren"

„Dass seil hausz oder scheuren im arschenael ist mechtig grosz, sonderlich aber so lang, dass sich ein Rosz woll mecht mied drin erlauffen, dorin arbeitet vyl volcks, und ist darinnen ein merckliche summa hanff und flachs im vorroth."

„Sägell hausz"

„Im sägel hausz arbeitten die wyber mit neyen (nähen), do haben sy eine grosse zaal Sägel allergattung im vorroth, wie auch vyl zwilch und sägel thuoch."

„Schmitten"

„In einem hoff sind 8 gwelb einandernach, dorinnen schmidt man teglich alle noturft und in jeder sein sondere gattung."

Auch in England sehen wir frühzeitig die Krone sich um die Erbauung ihrer Schiffe kümmern. Wir besitzen eine ganze Reihe von Belegen, die schon für das 13. Jahrhundert eine staatliche Schiffbauerei außer Zweifel setzen.

1225 werden die Bailliffs von Southampton angewiesen, Tauwerk für des Königs „Große Schiffe" in Portsmouth zu kaufen oder es eiligst

anfertigen zu lassen; ebenso: drei gute Ankertaue machen zu lassen, zusammen mit 4 Dutzend „Theldorun“ und 200 Ellen Segeltuch für die Ausbesserung der Segel zu besorgen[390]; 1226 wird der Constable von Porchester beauftragt, Friar Thomas mit 3 Bootladungen Brennholz zu versehen für des Königs Schiffe; 22½ Mark werden ihm gegeben, um Leinen für die Segel zu kaufen und um „celtas“ für des Königs Schiffe zu machen[391]. Er werden also Schiffe für des Königs Dienst und in seinem Auftrage erbaut.

Im 16. Jahrhundert dann, als die Königsflotte sich erst recht zu entwickeln beginnt, nimmt die Bautätigkeit der Krone rasch einen größeren Umfang an: Seearsenale, in denen die Materialien für den Schiffbau (neben den Waffen) aufgestapelt wurden, werden erbaut in Woolwich (1512), Deptford (1517), Erith (1513, vorübergehend), während bis dahin nur in Portsmouth ein Arsenal und eine Werft bestanden hatte.

Die englische Krone baute offenbar zunächst ganz in eigener Regie. Wir sehen deutlich die Vorgänge bei der Erbauung des Henry grace à Dieu vor uns: dieses Prachtschiff wurde in Portsmouth auf die Hellingen gelegt. Die Arbeiter und Handwerker, die daran arbeiteten, wurden in der Umgegend angeworben[392]: ein Teil von ihnen geht und kommt, ein anderer Teil wohnt in Portsmouth und wird dort auch beköstigt. Gelegentlich (aber ausnahmsweise) auch gekleidet: wir erfahren, daß 141 Zimmerleute mit Anzügen versehen werden. Diese Ziffer gibt uns einen Anhalt, um die Größe der Werft zu ermessen.

Die Ausbesserungen führte der Staat ebenso für eigene Rechnung aus. Ein sehr interessantes Dokument[393]: eine Kostenrechnung für das sechste Jahr Heinrichs VIII. vom 2. November bis 20. April zeigt uns, wie ein königlicher Kommissar die einzelnen Materialien pfundweise von Handwerkern kauft, wie er dann eine Anzahl Stellmacher usw. in Kost und Lohn nimmt, um die Reparatur durch sie bewerkstelligen zu lassen.

An der Spitze der Werft steht ein Schiffbaumeister, der seit Heinrich VIII. Schiffbaumeister der königlichen Flotte: „Master-Shipwright of the Royal Navy" heißt: als erster wird William Bond genannt[394].

Dieser königliche Schiffbaumeister scheint sich dann im Laufe der Zeit, wie wir dies in England häufiger finden, zu einer Art von privatem Unternehmer auszuwachsen, der den Bau auf eigene Rechnung ausführte. Seit 1578, das heißt seit dem Eintritt Hawkyns, beginnt das Building by contracts[395], das (so scheint es: genau sind wir trotz der vielen Bearbeitungen, die die Geschichte der englischen Marine erfahren hat, noch nicht unterrichtet) darin bestand, daß die Krone dem Schiffbaumeister die Materialien lieferte oder auch sie durch ihn auf ihre Rechnung ankaufen ließ, die Ausführung aber ihm übertrug gegen einen Einheitssatz für die Tonne, der zum Beispiel unter Jakob I. 7 £ 10 s und 8 £ war.

So finden wir folgende Posten in den Rechnungen (z. B. des Jahres 1588)[396]:

To Peter Pett, one of Her Majestys shipwrights . . . for piece of 8 loads, six foot of timber-oak for her Maj. ships at Chatham at 20 s per load etc.

To Rich. Chapman, of Deptford Strand . . . for price of two anchors by him provided.

To Henry Holesworth, of London, for price of 14 flags usw.

Desgl.: 9 Kompasse.

„ 3 Paar neue ties . . . of white fine hemp.

„ 2 ensigns of silk (von einem Tapezier in London).

„ 46 Streamers (desgl.) new boat.

„ 102 yards of calico für Flaggen.

„ 127 boults of Mildernex canvass, for the new making of sundry sails.

„ 12 Cables of sundry scantlings.

„ 14 Masts of sundry scantlings (von einem Kaufmann in London).

Die Werften waren natürlich große Betriebe. Wir erfahren[397], daß im 16. Jahrhundert, beim Regierungsantritt der Elisabeth, beschäftigt sind:

in Deptford	auf	5	Schiffen	228 Mann
„ Woolwich	„	8	„	175 „
„ Portsmouth	„	9	„	154 „

Ganz ähnlich wie in England ist der Kriegsschiffbau in Frankreich organisiert. Auch hier standen die Werften oder die einzelnen Schiffbauten unter der Leitung von Schiffbaumeistern, die in Frankreich „constructeurs" heißen. Sie scheinen ebenfalls den Bau in Entreprise genommen zu haben, worauf Wendungen wie diese schließen lassen[398]: „il est tout à faire nécessaire d'occuper les maîtres (das sind eben die Entrepreneurs), qui bâtissent, qui n'ayant pas de quoi travailler, iront chercher à s'occuper dans les pays étrangers . . . et puis que vous avez la place, le bois et les ouvriers, il semble qu'on ne les doive pas laisser inutiles": diese letzten Worte vertragen sich allerdings auch mit einem Bauen auf eigene Rechnung. Dann aber heißt es an derselben Stelle weiter: geben wir ein Schiff in Toulon, eins in Brest in Auftrag, um die ‚Entrepreneurs' zum Wettbewerb aufzumuntern: „pour exciter, par émulation, les entrepreneurs à bien faire".

Jedenfalls bieten auch in Frankreich die staatlichen Werften im 17. Jahrhundert ein Bild großartiger Betriebsorganisation dar. Richelieu hatte Staatswerften in Brouage, Le Havre, Brest errichten lassen. Von Brest berichtet uns ein Zeitgenosse, daß dort beschäftigt ist „eine ganze Welt", „tout un monde", von Arbeitern, Schmieden, Schlossern, Drehern, Böttchern, Tischlern, Bildhauern, Malern, Blechschmieden unter dem einheitlichen Kommando der königlichen Schiffbaumeister, „des constructeurs de la Couronne", Charles Morien und Laurent Hubac, dem Chef einer glorreichen Ingenieurfamilie[399].

Wo die Staatsschiffe zum Bau an Privatpersonen gegen einen Einheitssatz vergeben wurden, war das kapitalistische Organisationsprinzip schon zum Durchbruch gekommen: die Förderung also, die der Kapitalismus durch den Kriegsschiff-

bau erfährt, ist eine unmittelbare und liegt zutage. Aber auch wenn und soweit der Betrieb auf den königlichen Werften ein reiner Staatsbetrieb war, gewinnt er doch Bedeutung für die Entwicklung des Kapitalismus im Schiffbaugewerbe. Vor allem dadurch, daß er vorbildlich wird für die Durchbrechung der handwerkerlichen Schranken des früheren Schiffbaues.

Dann aber wird der private Schiffbau auch direkt durch die rasche Ausdehnung des Kriegschiffbaues in seiner Organisation beeinflußt, wird also in der Richtung der Entwicklung zu Kapitalismus und Großbetrieb vorwärts getrieben. Zuweilen, wenn sich die Bestellungen des Staates bei seinen eigenen Werften häufen, wie z. B. in England zur Zeit der Republik, als in elf Jahren 207 Schiffe vom Stapel laufen sollten, erhalten die Privatwerften einen Teil der Aufträge überwiesen, die die Staatswerften nicht auszuführen vermögen[400]. Hier wird also der private Schiffbau durch Lieferungen von Kriegsschiffen zur Ausdehnung angehalten.

Wo es sich um den Bau von Handelsschiffen handelt, greift wohl der Staat in der Weise ein, daß er aus seinen Arsenalen den privaten Schiffbauern zu günstigen Bedingungen Materialien liefern läßt, um sie zur Tätigkeit anzuspornen. So verfuhr Colbert: er hielt immer reichliche Vorräte in den königlichen Magazinen, auch: „pour en fournir aux marchands et pour les exciter par là à bâtir et à augmenter la navigation et le commerce“[401].

Die ganze Bedeutung, die der Kriegsschiffbau für die Herausbildung des Kapitalismus hat, vermögen wir aber erst zu ermessen, wenn wir der Wirkungen uns bewußt werden, die er auf zahlreiche andere Industrien und auf zahlreiche Handelszweige ausübt, die sämtlich von ihm abhängig sind, weil sie ihm die nötigen Materialien zuführen. Über diese Zusammenhänge wollen wir uns im nächsten Abschnitt Klarheit zu verschaffen suchen.

VI. Die Beschaffung der Schiffbaumaterialien

Abermals mußte die Entwicklung der Kriegsmarine, für die immer mehr und immer größere Schiffe immer rascher gebaut wurden, dadurch revolutionierend auf das Wirtschaftsleben einwirken, daß sie einen wachsenden Bedarf an Schiffbaumaterialien schuf, der meist rasch gedeckt werden sollte und der durch die Vergrößerung der Schiffstypen und die Vereinheitlichung der Organisation des Schiffbaues, besser: durch seine Konzentration in wenigen Großbetrieben selbst wieder ein mehr und mehr einheitlicher Massenbedarf werden mußte.

Natürlich gibt es wieder keine Methode, nach der man die Zusammenhänge zwischen der Ausdehnung des (Kriegs-) Schiffbaues und der Entwicklung derjenigen Zweige des Wirtschaftslebens, denen die Herbeischaffung der Schiffbaumaterialien obliegt, direkt und allgemein aufdecken könnte. Wir können den Einfluß, den jener auf diese ausgeübt hat, nur glaubhaft machen dadurch, daß wir zunächst die Bedarfsmengen zu ermitteln trachten, die sich bei der fortschreitenden Ausweitung des Schiffbaues ergaben.

Diese Bedarfsmengen lassen sich zunächst durch die Kosten ausdrücken, die die Herstellung der Kriegsschiffe verursachte. Jeder solcher Betrag, soweit er nicht für Arbeitslöhne auf den Werften ausgegeben wurde, bedeutete eine Nachfrage nach Schiffbaumaterialien.

Ein englisches Kriegsschiff mittlerer Größe kostete im 16. Jahrhundert 3000—4000 £, unter Jakob I. 7000—8000 £, unter Karl I. 10000—12000 £, im Anfang des 18. Jahrhunderts 15000—20000 £, wie folgende Angaben erweisen:

„The Triumph" (16. Jahrh) kostet 3788 £[402].

Nach den Pipe Office Accounts kosten[403] unter Jakob I:

Happy Entrance and Constant Reformation } je 8850 £.

Victory, Garland } je 7640 £,
alle einschließlich Masten, Rahen, Schnitzerei und Malerei.
Swiftsure, Bonaventure } 9969 £.
Dazu 1169 £ für Segel, Anker und Ausrüstung.
St. Georg, St. Andrew } 9632 £ + 1306 £ for fittings.
Triumph, Mary Rose } 8106 £.

Unter Karl I.:

Charles, Henrietta Maria } 10849 £.

James, Unicorn } 12632 £ + 4076 £ for rigging, launching, furnishing and transporting them from Woolwich and Deptford to Chatam.

Anfang des 18. Jahrhunderts[404]:

Ein Schiff von	100	Kanonen	kostet	30553	£,
„ „ „	90	„	„	29886	£,
„ „ „	80	„	„	23638	£,
„ „ „	70	„	„	17785	£,
„ „ „	60	„	„	14197	£,
„ „ „	50	„	„	10606	£,
„ „ „	40	„	„	7558	£,
„ „ „	30	„	„	5846	£,
„ „ „	20	„	„	3710	£.

Im Jahre 1734 bestand die Flotte aus 209 Schiffen, deren Erbauung 2591337 £ gekostet hatte.

Das im Jahre 1740 in Toulon erbaute französische Kriegsschiff „Jason", das 50 Kanonen führte, kostete 287.148 Livres 10 s[405]. Das würde fast genau der Summe entsprechen, die nach obiger Aufstellung ein gleich großes englisches Kriegsschiff um dieselbe Zeit kostete.

Die ganz großen Schiffe, namentlich die Staats- und Prachtschiffe, mit denen man prunken wollte, kosteten immer erheblich mehr. So hat schon im 16. Jahrhundert der berühmte Henry Grace à Dieu 8708 £ 5 sh 3 d gekostet; die Bausumme des Royal Prince (1610) betrug 20000 £ und dann nochmal 6000 £, um ihn dienstfertig zu machen; die des Sovereign of the Seas (1637) 40833 £ 8 sh 1½ d[406].

Eine sehr genaue Aufstellung der Kostenbeträge für die Schiffe der verschiedenen Klassen besitzen wir für England

im 18. Jahrhundert[407]. Der Vollständigkeit halber teile ich noch einige Ziffern mit (für das erste und letzte Jahr, die in dem Anschlag berücksichtigt sind).

An Estimate of the Charge of building and completely equipping a Ship of each class with Masts, Yards, Sails, Rigging, Ground Tackle and all other Boats wains as well as Carpenters Sea Stores, to an Eight Month Proportion; according to the Regulations established by Order of the Navy-board, progressively in the years 1706, 1719, 1733 and 1741 etc.

1706

Rate	Guns	Charges of the		Total
		Hulls (Rumpf), Masts and yards (Rahen)	Rigging (Takelwerk) and stores (Mundvorrat)	
		£	£	£
1	100	31 994	6587	38 581
2	90	25 591	5428	31 019
3	80	20 528	4590	25 018
	70	17 767	3741	19 508
4	60	18 024	3199	16 223
	50	9 152	2464	11 616
5	40	5 310	1863	7 178
6	20	2 176	962	3 138
		1741		
1	100	33 110	8050	41 151
2	90	28 543	7135	35 678
3	80	23 920	6256	30 176
	70	19 687	5488	25 175
4	60	16 564	4786	21 350
	50	13 064	4117	17 185
5	40	7 554	3003	10 557
6	20	4 282	2117	6 309

Diese Aufstellung bringt uns auf unseren Gedankenwegen auch gleich ein Stück vorwärts, weil in ihr die Verwendungsart der Gesamtausgaben ausdrücklich bezeichnet ist, wenn auch die Unterscheidung einstweilen nur ganz grob gemacht ist.

Nun sagen uns diese Ziffern immer erst etwas, wenn wir ihre Verwendung im einzelnen verfolgen, wenn wir feststellen, wofür denn eigentlich jede der Ausgaben gemacht wurde. Wir wollen versuchen, ob eine solche Spezifikation möglich ist.

Die Materialien, die hauptsächlich für den Schiffbau in Betracht kamen, waren:

1. Holz, das eine überragend große Bedeutung in allen früheren Zeiten für den Schiffbau hatte, wie wir gleich sehen werden;
2. Takelwerk oder der Rohstoff dazu: Hanf, Flachs usw.;
3. Segelwerk oder das Halbfabrikat oder der Rohstoff dazu;
4. Eisenwerk: Anker, Ketten, Nägel, Draht;
5. Teer und Pech;
6. Messing, Kupfer, Weißblech, Zinn.

Ich teile mit, was mir an zuverlässigen Zahlen zu Gesicht gekommen ist, aus denen wir die Ausgaben für diese Schiffsbestandteile oder die Mengen, die von ihnen für ein Schiff zu den verschiedenen Zeiten bedurft wurden, ersehen können.

Die älteste Quelle, aus der wir da schöpfen können, ist der schon erwähnte Traktat aus dem 14. Jahrhundert, mit dem uns Jal bekannt gemacht hat[408]. Die Angaben über die Mengen der benutzten Materialien für den Bau der Galeere finden sich über den ganzen Traktat zerstreut. Ich habe sie zusammengerechnet und komme zu folgenden Ziffern:

Bedarf an fassoniertem Eisen 8 Milliers (zu je 10 Ztr.),
„ „ Teer und Pech . . 3000 ℔,
„ „ Ankern . . . . . 600 ℔,
„ „ Tauwerk . . . . . 8351½ ℔.

Über den Bedarf an Holz erhalten wir leider keinen Aufschluß.

Offenbar wuchs nun aber der Bedarf an allen Materialien rasch mit der fortschreitenden Ausweitung des Schiffstyps.

Im 16. Jahrhundert werden (auf dem „Henry Grace à Dieu")[409] schon 56 t Eisen, also 112000 ℔, gebraucht, während das Bauholz, das in diesem Schiff aufging, 3739 t wog. Auffallend gering sind die Mengen von Werg (oakum) und Flachs, nämlich nur 565 Stones (1 Stone Hanf = 32 ℔) und 1711 lbs., wenn wir nicht annehmen wollen, daß die letzte Ziffer „Schiffspfund" (à 2½ Ztr.) bedeutet.

Was üblicherweise an Takelwerk auf einem Schiff im 16. Jahrhundert gebraucht wurde, erfahren wir von einer anderen gut unterrichteten

Seite[410]: es waren auf einem 1565 erbauten Schiffe 1140 Ztr. oder 456 Schiffspfund, also 114 000 ℔. Das Holz des ebenfalls im 16. Jahrhundert erbauten „Triumph“ kostete 1200 £ (bei einer Gesamtausgabe von 3788 £).

Die nächsten Angaben stammen aus dem 17. Jahrhundert. Ein Kostenanschlag für den Bau von 10 neuen englischen Kriegsschiffen im Jahre 1618 nimmt sich wie folgt aus[411] (von den Schiffen waren 6 je 650, 3 je 450, 1 350 t groß):

	£	s	d
Building with all matterialls (Bau des Rumpfes)	43 425	—	—
Pullys (Taljen), topps (Stengen)	513	6	8
Finishing boates and pinnaces (Boote)	320	10	—
Cordage (Takelwerk)	6 716	1	6
Sailes (Segelwerk)	2 740	15	6
Anchors (Anker)	2 287	4	—
	56 002	17	8

Kostenanschlag zur Reparatur von 23 Kriegsschiffen, 2 hoyes and lighters etc. (Anf. 17. Jahrh.)[412]:

	£	s	d
Reparatur von 2 Schiffen im Drydock zu Deptford	5 379	11	3
Die übrigen im Hafen, einschließlich Masten, yards (Rahen), Pumpen etc.	4 541	—	—
Ausrüstung:			
Ersatz des Tauwerks: über 93 t	3 287	11	—
Segel: 182 Segel	2 000	—	—

Ein anderes Mal werden bedurft, um die Lagerbestände in den Drydocks zu ergänzen (unter Jakob I.)[413]:

	£	s	d
Tauwerk 139 t	10 170	—	—
Große Masten	1 200	—	—
Anker	1 000	—	—
Canvas for sailes (Leinentuch für Segel). . . .	3 138	16	—
Seasoned planck and timber (lufttrockene Bretter und Balken, die immer auf Lager sein sollen), 2000 Loads à 40 s	4 000	—	—
Long boats, pinnace oder (Boote usw.).	840	—	—
	20 348	16	—

Das Takelwerk (Cordage) auf einem Schiffe von 300 Mann Besatzung im Kanal zu erneuern kostet jährlich 1700 £[414]. In den Schiffen „James“ und „Unicorn“ (unter Karl I.) waren 165 t Takelwerk, zu 35 £ die Tonne, also für 2275 £ angebracht. Die Anker in denselben Schiffen wogen 214 Ztr. und jeder Zentner kostete 2 £, von den Segeln kostete der „Satz“ (Suit), von denen mehrere (wieviel?) vorhanden waren, 225 £[415].

Endlich will ich noch ein paar Angaben für das 18. Jahrhundert machen, die erkennen lassen, wie außerordentlich viel größer wieder der Bedarf an allen Materialien in dieser Zeit geworden ist.

Ein englisches Kriegsschiff, das mit 100 Kanonen ausgerüstet ist, braucht 3600 Ellen Segeltuch.

Ein französisches Kriegsschiff, mit 100—120 Kanonen, einer Länge von 170—180′, einer Breite von 50′ erfordert zum Bau:

4000 Stück ausgewachsene gesunde Eichen,
300 000 ℔ Eisen,
219 000 ℔ gepichtes Tauwerk[416].

Eine sehr eingehende Aufstellung der Kosten besitzen wir für das schon erwähnte Kriegsschiff „Jason", das, mit 50 Kanonen armiert, 1740 in Toulon gebaut wurde. Ich will sie hier noch hersetzen, weil sie deutlich die Ausgaben für die einzelnen Bestandteile des Schiffs und ihre verhältnismäßige Größe erkennen läßt, und an der Stelle, wo ich sie ausgegraben habe[417], doch von niemandem gesehen wird.

Eichenholz	29 636	Livres	6 s.
Bretter zur Bekleidung des Schiffsrumpfes	16 290	„	5 „
Anderes Holz und andere Bretter	14 185	„	5 „
Eisen und Nägel	21 385	„	3 „
Waren (Marchandises)	3 591	„	8 „
Fenster und Schlösser	900	„	— „
Küchen und Öfen	780	„	— „
Masten	2 264	„	17 „
Segelstangen	1 077	„	2 „
Kloben und Rahwerk	2 212	„	1 „
Arbeits- und Tagelohn	34 010	„	— „
Tauwerk	16 308	„	12 „
Neues Tauwerk zur Komplettierung	1 639	„	8 „
Anker und Zubehör	4 227	„	10 „
Masten, Segelstangen zur Komplettierung	327	„	14 „
Kloben und Jungfern desgl.	435	„	— „
Segel und Zubehör	4 744	„	16 „
Steuermannsgerät	2 580	„	13 „
Konstablergerät	106 058	„	6 „
Gewehr	2 406	„	14 „
Instrumente des Waffenschmiedes	30	„	9 „
Instrumente des Zimmermeisters	1 552	„	10 „
Nägel	104	„	8 „
Kielgerätschaft	1 353	„	7 „
Küchengerät	137	„	12 „
Chaloupen und Boote	632	„	2 „
Auszierung der Kapelle	300	„	10 „
Arznei	934	„	7 „
	287 148	Livres	10 s.

Angesichts solcher Zahlen, denke ich, springt die überragende Bedeutung in die Augen, die der Bedarf der Kriegsflotte (und nach ihr auch der ja von ihr, wie wir sahen, abhängigen Handelsflotte) für eine große Menge wichtiger Zweige des Handels und der Industrie hatte.

Wenn der König durch die Lande ging und die Materialien für den Schiffbau kaufte, stiegen die Preise, wenn er dann verkaufte, fielen sie: „the general rule is whenever the King's Maiestie shuld bye al is dere and skase, and whenever he shuld sel al is plentye and good chepe," klagt das Council[418] mit Recht vom Standpunkt der fiskalischen Interessen aus. Was für einen Wert hatte für die Volkswirtschaft solch ein mächtiger Käufer!

Da war zunächst der Holzhandel, der durch ihn erst zu größeren Leistungen angetrieben wurde und gewiß nicht zuletzt der Lieferung für die Kriegsmarine seinen Übergang zur kapitalistischen Organisation verdankte: „Colbert stachelte die Kaufleute an („excitait les marchands"), die Wälder im ganzen aufzukaufen, die in der Provence und in der Dauphinée zu haben waren"[419]. Er selbst kaufte alles Holz, allen Hanf und „andere Materialien", soviel er bekommen konnte, ob er sie im Augenblick brauchte oder nicht, für die königlichen Magazine an, ohne Furcht, sich zu übernehmen: „ne craignait pas de s'en surcharger"[420]. Er stapelte große Massen Holz usw. auf, damit immer für 10—20 Schiffe hinreichendes Material vorrätig sei. Im Jahre 1683 lagen in den Arsenalen allein 1442 Masten von 30—16 Schuh Länge.

Natürlich begünstigte[421] der Staat die großen Händler[422], vor allem die großen Handelskompagnien, weil sie leichter imstande waren, seinen ausgedehnten Bedarf zu decken. So sehen wir in England die Ostindische Kompagnie Verträge mit der Krone schließen über sehr beträchtliche Posten Schiffbauholz, Nägel usw., wie aus folgendem Sendschreiben aus

dem Jahre 1618 hervorgeht[423], mit dem das Material für zwei neu zu erbauende Schiffe beschafft werden soll:

„Letters to be writ to the East India Co. For the due performance hereof wee have informed our selves, that the two shipps to bee build in the next year, one of 650 t and the other of 450 t will require as follows:

	Loades
Crooked timber to bee moulded in the woods	600
Streight timber unmoulded	700
Planck of all sortes	360
Knees	140
Spruce deales to bee seasoned	300
Tree-nails of all sortes	80 000

Ein Teil davon lagert schon an verschiedenen Orten, aus den Lieferungen von White Wilke u. a.

Andere Handelsgesellschaften, wie die Russische Kompagnie, lebten zum guten Teil von der Lieferung für die Kriegsmarine. Wir besitzen eine genaue Aufstellung der Summen, die die Marineverwaltung der Moskowiter Kompagnie während der Jahre 1609 bis 1618 allein für Tauwerk zu bezahlen hat[424].

	£	s	d
1609	18173	8	8
1610	8476	9	8
1611	4888	6	1
1612	11506	4	5
1613	6623	3	7
1614	9439	3	7
1615	9208	10	0
1616	13353	2	10
1617	12093	18	8
1618	10008	3	10
	103770	11	3

In jener Zeit arbeitete die Gesellschaft mit einem Kapitale von £ 64687, das sicher nicht öfters als einmal im Jahre umgeschlagen wurde. Die Tauwerkslieferungallein machten

also etwa ein Sechstel des Jahresumsatzes aus. Der Handel in diesem Artikel galt in der Tat als besonders gewinnbringend, weshalb die Gesellschaft auch eine eigene Tauwerkfabrik in Rußland angelegt hatte. Zu diesem Artikel kamen noch Pech, Teer, Holz: ebenfalls vor allem für Schiffbauzwecke benötigt. Im Jahre 1617 verteilte die Gesellschaft 42% Dividende[425].

Im Lande selbst aber entwickelten sich zahlreiche Industrien, die die Schiffbaumaterialien im großen herstellen. Colbert war es wieder, der gerade diesen Industrien seine besondere Sorgfalt zuwandte[426]. Er gründete Teerfabriken in der Dauphinée, Windenfabriken ebenda und in Brest, Messing- und Eisendrahtfabriken in der Bourgogne, Leinenmanufakturen (für die Segel) in Rochefort. Daß die Kupfer-, Zink- und Eisenindustrien, deren Schicksal wir in Abhängigkeit sahen von der Lieferung der Waffen für das Heer, auch durch die Kriegsmarine wesentliche Förderung erfuhren, braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Industrien, die aber allein dem Schiffbau ihre Blüte verdankten, und die wir in der frühkapitalistischen Epoche unter den weitestfortgeschrittenen Industrien finden, was Größe des Kapitals und Größe der Betriebe anlangt, sind die Tauwerksfabriken und die Segeltuchfabriken.

Die Rope-Makers und die Sail-Makers gehören in dem London des 18. Jahrhunderts zu den kapitalkräftigsten Unternehmern: das Mindestkapital setzt man auf 2000 £, das übliche Kapital auf 5000—10 000 £ an[427]. Eine (staatliche) Segeltuchfabrik zu Moskau beschäftigte im Jahre 1729 schon 1162 Arbeiter[428].

* * *

Erscheint schon nach dem, was ich eben ausgeführt habe, die hohe Bedeutung, die der Schiffbau für die Gestaltung des modernen Wirtschaftslebens und insbesondere für die Entwicklung des Kapitalismus hat, erwiesen zu sein, so möchte ich zum Schlusse doch noch auf einen Zusammenhang hindeuten, der zwischen den beiden Phänomenen Schiffbau und Kapitalismus und in weiterem Sinne zwischen Krieg und Kapitalismus besteht und der jene kriegerischen Betätigungen vielleicht erst in ihrer ganzen großen Wirksamkeit erscheinen läßt. Wenn die Eisenindustrie nicht zuletzt durch den Waffenbedarf, wenn der Schiffbau nicht zuletzt durch die Nachfrage nach Kriegsschiffen zu höheren Formen umgebildet sind, wenn also Eisenindustrie und Schiffbau letzthin Kinder sind, die der Krieg gezeugt hat, so ist dieser damit wieder einmal ein Zerstörer geworden: der Zerstörer der Wälder in Europa: denn jene beiden Gewerbe vor allem stellten die hohen Ansprüche an die Holzproduktion, die schon seit dem 16. Jahrhundert zu den lebhaftesten Klagen über zunehmende Holzknappheit Anlaß geben. Wiederum aber steigt aus der Zerstörung neuer schöpferischer Geist empor: der Mangel an Holz und die Notdurft des täglichen Lebens drängten auf die Auffindung oder die Erfindung von Ersatzstoffen für das Holz hin, drängten zur Nutzung der Steinkohle als Heizmaterial, drängten zu der Erfindung des Kokesverfahrens bei der Eisenbereitung. Daß dieses aber die ganze großartige Entwicklung des Kapitalismus im 19. Jahrhundert erst möglich gemacht hat, steht für jeden Kundigen außer Zweifel.

Sodaß auch hier, in diesem entscheidenden Punkte, unsichtbare Fäden die merkantilen und die militaristischen Interessen eng miteinander zu verknüpfen scheinen.

Literatur und Quellen

I. Zur Einführung in die militärwissenschaftliche Literatur

Da viele Leser dieses Buches nicht Militärs oder Militärschriftsteller sein und deshalb keine genauere Kenntnis von der militärwissenschaftlichen Literatur besitzen werden, die das hier behandelte Problem erörtert oder wenigstens streift, so gebe ich eine knappe Übersicht über die wichtigsten Werke, berücksichtige aber selbstverständlich nur diejenigen, die in irgendwelchem Zusammenhange für das Studium der inneren Heeresorganisation und insonderheit des Unterhalts der Heere in Betracht kommen. Ausgeschlossen sind also alle rein kriegsgeschichtlichen Schriften, ebenso wie die rein strategisch-taktische Literatur und die chronistischen „Regimentsgeschichten". Aber auch von den einschlägigen Werken nenne ich selbstredend nur die allgemeinen, die zu einer ersten Orientierung in der weitschichtigen Materie dienen. Der Leser wird dann leicht selbst zu den spezielleren Schriften gelangen können.

1. Bibliographien, Nachschlagebücher usw.

Der Apparat der Militärwissenschaft ist in einem vorzüglichen Zustande: er hat etwas von der peinlich-sauberen, adretten Art des gebildeten preußischen Offiziers angenommen, dessen Umgang (nach Goethe) der angenehmste von allen ist. So ist es auch ein Vergnügen, eine Zeitlang in der wohltemperierten Atmosphäre der militär- und kriegswissenschaftlichen Literatur zu verweilen.

Von bibliographischen Hilfsmitteln nenne ich: Pohler, Bibl. hist. milit. (bis 1880). 4 Bände. Kassel und Leipzig 1886–1899; verweise aber vor allem auf v. Scharfenort, Quellenkunde der Kriegswissenschaften für den Zeitraum von 1740—1910. Berlin 1910. Dann sind auch die Kataloge der Bibliotheken der Kriegsakademie und des Großen Generalstabs (jetzt neu erschienen) von Nutzen.

Die militärwissenschaftlichen Lexika: B. Poten, Handwörterbuch der ges. Militärwissenschaften, 9 Bde., 1877—1880. E. Hartmann, Kurzgefaßtes Militär-Handwörterbuch für Armee und Marine (1896), und H. Frobenius, Militär-Lexikon, bringen fast gar kein geschichtliches Material.

Eine umfassende Literaturgeschichte der Kriegswissenschaften, in der aber auch über tatsächliche Verhältnisse mancher Aufschluß gegeben

wird, ist das gelehrte Werk von M. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland. 3 Teile. München 1889—1891.

2. Die Geschichte der Organisation der Heere im allgemeinen

a) Gesamtdarstellungen

Hier sind an erster Stelle zwei Werke zu nennen, die, jedes in seiner Art ein Meisterwerk, nur den Fehler haben, daß sie dort abbrechen, wo unser Interesse erst recht anfängt, rege zu werden: bei der Begründung der modernen Heere. Ich meine M. Jähns, Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens (mit Atlas), Berlin 1878—1880 (reicht bis zur Renaissance), und H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, dessen dritter Band: Das Mittelalter (Berlin 1906), hier allein in Betracht kommt. Zeichnet sich das Werk von Jähns durch die Fülle antiquarischen Materials aus, die es enthält, so das Buch von Delbrück durch die geniale Deutung der Tatsachen und die meisterhafte Darstellung. An diesem schönen Buche dürfen wir uns die Freude auch nicht vergällen lassen durch die zum Teil geradezu grotesken Versehen, die dem Verfasser namentlich dort unterlaufen, wo er ökonomische Probleme behandelt.

Von älteren Darstellungen des Heerwesens verdienen die Artikel in der Krünitzschen Enzyklopädie, die unter dem Stichwort „Krieg" im 50.—53. Bande enthalten sind, Erwähnung.

Den Versuch einer Systematisierung der gesamten Heeresorganisation und Heeresverwaltung enthält das Werk von Lorenz von Stein, Die Lehre vom Heerwesen. Als Teil der Staatswissenschaft. Stuttgart 1872.

Für ein größeres Publikum bestimmt, aber nicht ohne Wert ist das aus der neuesten Literatur hervorgegangene Buch von Otto Neuschler, Die Entwicklung der Heeresorganisation seit Einführung der stehenden Heere. Bd. I: Geschichtliche Entwicklung bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1911.

b) Einzelne Länder

Deutschland: Aus der älteren (Quellen-)Literatur nenne ich v. Flemming, Der vollkommene deutsche Soldat 1726 (enthält viele Verordnungen usw. im Text). J. A. Hofmann, Abhandlungen von dem ehemaligen und heutigen Kriegsstaate. 2 Bde. Lemgo 1769.

Zeit des Dreißigjährigen Krieges: J. Heilmann, Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schwedischen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. 1850. G. Droysen, Beiträge zur Geschichte des Militärwesens in Deutschland in der Zeitschrift für Kulturgeschichte Bd. IV. V. Loewe,

Die Organisation und Verwaltung der Wallensteinschen Heere. Freiburg 1895.

Brandenburg-Preußen insbesondere: L. W. Hennert, Beyträge zur brandenburg-preußischen Kriegsgeschichte unter Friedrich III. Berlin. Stettin 1790. A. v. Crousaz, Die Organisation des brandenburg-preußischen Heeres von 1640–1865. Berlin 1865. G. v. Schmoller, Die Entstehung des preußischen Heeres, zuerst erschienen in der Deutschen Rundschau, III. Band Heft 11; dann wieder abgedruckt in den „Umrissen". 1897. Jany, Die Anfänge der alten Armee. Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Heft 1, Berlin 1901 (eine ganz vortreffliche, außerordentlich lehrreiche Untersuchung); derselbe, Die alte Armee von 1655—1740, ebenda, Heft 7, Berlin 1905. G. Lehmann, Die brandenburgische Kriegsmacht unter dem Großen Kurfürsten (Forschungen z. brandenb. u. preuß. Gesch. Bd. I). F. Frhr. v. Schroetter, Die brandenburg-preußische Heeresverfassung unter dem Großen Kurfürsten. Leipzig 1892.

Populäre Darstellungen sind das durch die vielen interessanten Abbildungen besonders wertvolle Buch von Georg Liebe, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit, 1899, das einen Band der bekannten „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte" bildet; sowie die Schrift von Becker, Aus der Jugendzeit der stehenden Heere Deutschlands und Österreichs, Karlsruhe 1877, in der aber eine Fülle lehrreichen Materials verbreitet ist.

Frankreich: M. Guillaume, Hist. de l'organisation militaire sous les ducs de Bourgogne. 1847. M. F. Sicard, Histoire des institutions milit. des Français etc. 4 tomes. 1834. E. Boutaric, Institutions militaires de la France. 1863 (ist noch heute das unübertroffen beste Werk, dem für kein anderes Land ein gleiches an die Seite zu stellen ist). Eine Art von Fortsetzung, da Boutaric die Zeit nach Ludwig XIV. nur im Überblick behandelt, bildet Mention, L'armée de l'ancien regime de Louis XIV à la révolution. 1900. — Für die historisch besonders wichtigen Anfänge der französischen Armee kommen aus der neueren Literatur vornehmlich in Betracht: G. Roloff, Das französische Heer unter Karl VII. in der Historischen Zeitschrift Bd. 93 und das sehr ausführliche Buch von E. Cosneau, Le connétable de Richemont. 1886.

England: Die Geschichte der englischen Armee erfährt jetzt eine gute Bearbeitung in dem breitangelegten Werke von Fortescue, History of the British Army. London 1903 ff. Handelt es sich auch zunächst um eine äußere (Kriegs-)Geschichte, so kommt doch auch die innere (Organisations-)Geschichte in einzelnen Kapiteln zur Darstellung.

Neben dem Werke von Fortescue bewahren einige ältere Arbeiten ihren Wert. Unter ihnen ragt hervor: F. Grose, Military Antiquities. 2 Vol., London 1812; eine Fundgrube voll des interessantesten Materials.

3. Die Geschichte der Bewaffnung

Die Literatur ist so gut wie ausschließlich technologischer Natur. Die Entwicklung der Waffentechnik ersieht man aus: v. Decker, Versuch einer Geschichte des Geschützwesens. Berlin 1819. R. Schmidt, Die Handfeuerwaffen. Basel 1875—1878 (in chronologischer Anordnung). Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen, herausgeg. vom Germanischen Nationalmuseum. Leipzig 1872—1877. M. Thierbach, Die geschichtl. Entwicklung der Handfeuerwaffen. Dresden 1888—99. A. Demmin, Die Kriegswaffen in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 4. Aufl. Leipzig 1893. W. Boeheim, Handbuch der Waffenkunde. Leipzig 1890.

Auch Organisationsprobleme behandeln: D. José Arantegui, Apuntos historicos sobre la Artilleria española. 1891 (mir nur bekannt aus den Auszügen bei Duro, Armada española). J. Frhr. v. Reitzenstein, Das Geschützwesen und die Artillerie in den Landen Braunschweig und Hannover von 1365 bis auf die Gegenwart. 1896 f. (enthält viel interessantes Material).

Eine Menge Angaben über die Geschichte des Waffenwesens (auch auf die Organisation bezüglich) finden sich zerstreut in dem Werke von L. Beck, Geschichte des Eisens, von dem namentlich Band II und III in Betracht kommen. Auch die allgemeinen Werke über die Geschichte des Kriegswesens, namentlich Jähns, enthalten zum Teil recht eingehende Darstellungen der Geschichte der Bewaffnung.

Von älterer (Quellen-)Literatur erwähne ich noch das bekannte Buch von Fronsperger, Vom Geschütz, Feuerwerk und Festungen. 1557; ferner: Das neu eröffnete Arsenal, Hamburg 1710, worin die vierte Abteilung von der Verfertigung und Aufbewahrung der Waffen handelt.

4. Die Geschichte des Armeeverpflegungswesens

Eine neuere wissenschaftliche Untersuchung, die dieses Thema allgemein behandelte, ist für die ältere Zeit mir nicht bekannt: die ausgezeichnete Arbeit von O. Meixner, Historisch. Rückblick auf die Verpflegung der Armeen. Wien 1895 ff. beschränkt sich auf die Kriege des 19. Jahrhunderts.

Gestreift wird das Thema in den Veröffentlichungen der Acta Borussica über Getreidehandelspolitik. Band II: Die Getreidehandelspolitik und Kriegsmagazinverwaltung Brandenburg-Preußens bis 1740. Berlin 1901.

Dann gibt es eine Reihe brauchbarer Spezialuntersuchungen: A. Frhr. v. Minckwitz, Die wirtschaftl. Einrichtungen, namentl. die Verpflegungs-Verhältnisse bei der Kursächsischen Kavallerie vom Jahre 1680 bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts im Neuen Archiv für Sächs. Gesch. Bd. II. F. Schwartz, Organisation und Verpflegung der preußischen Landmilizen im Siebenjährigen Kriege. Leipzig 1888.

Aber im wesentlichen sind wir doch noch angewiesen auf die ältere (Quellen-)Literatur. Sie weist namentlich in französischer Sprache einige hervorragende Werke auf, die im wesentlichen aber sich auf die Darstellung französischer Verhältnisse beschranken, wenn sie auch hie und da Ausblicke in andere Länder tun. Sehr wichtig ist das Buch von Dupré d'Aulnay, Traité général des subsistances militaires. 2 Vol. 4°. 1744. Der Verfasser war „Commissaire des guerres und Directeur général des vivres" und schreibt: „pour servir de guide a ceux qui auront dessein de devenir entrepreneurs". Das Werk zerfallt in zwei Teile; im ersten Teil wird angegeben: „l'idée générale de l'administration des vivres, des fourages, des boucheries, des hôpitaux, des équipages des vivres et d'artillerie"; der zweite Teil umfaßt: 1. Tarife; 2. Berechnungen des wahrscheinlichen Bedarfs eines Heeres; 3. Modelle für Anträge; 4. Modelle für Lieferungsverträge; 5. desgl. für die Verwaltung; 6. Instruktionen für Beamte usw. Das Buch enthält eine vollständige Anweisung für Lieferanten: wie sie ihre Offerte einzureichen, wie sie sich zu organisieren haben, wie sie einkaufen sollen, usw.

Ebenfalls reich an belehrendem Stoff sind Chennevières, Détails militaires nécessaires à tous les officiers et principalement aux commissaires de guerre. 2 Vol. Paris 1750. Nachtrag 1768 und Xav. Audouin, Histoire de l'administration de la guerre. 3 Vol. 1811.

Ein Gegenstück in deutscher Sprache ist die Darstellung im 5. Bande der Handbibliothek für Offiziere (1839): „Der Haushalt der Heere", von Frhr. v. Richthofen.

Über das *Kriegskommissariat* im besonderen: K. G. Weise, Über das Feldkriegskommissariat. Ulm 1794. Der Verfasser war „Königl. Preußischer expedierender Feld-Kriegs-Kommissariats-Sekretär" und behandelt ausschließlich preußische Verhältnisse. Enthüllungen des Raub- und Plünderungssystems der Kommissare der preußischen, österreichischen und neufränkischen Armeen (1799), 42 f. Das Buch handelt fast nur von den Betrügereien der französischen Kommissare und Lieferanten. Der Verfasser rühmt seine „vieljährige Beschäftigung in Lieferungen" und seinen „immerwährenden Umgang mit Lieferanten".

5. Die Geschichte der Bekleidung der Heere

Hier ist die für unsere Zwecke brauchbare Literatur besonders dürftig. Es wimmelt zwar förmlich von Geschichten der militärischen Kostüme; es sind aber alles Trachtengeschichten, die lediglich Form, Schnitt, Farbe usw. der Uniformen (meist bildlich) zur Darstellung bringen. Zu dieser Art von Schriften gehören: R. Knotel, Handbuch der Uniformkunde. Leipzig 1896. G. v. Suttner, Reiterstudien. Beiträge zur Geschichte und Ausrüstung der vorzüglichen Reiterarten im 16. und 17. Jahrhundert. Wien 1880. J. Luard, History of the dress of the British soldier. London 1832. Marbot et Noirmont, Costumes militaires

françaises. 3 Vol. 1846. Quarré de Verneuil, Le costume militaire en France et les premiers uniformes. Paris 1877.

Einen ganz neuen, auch für das Studium der ökonomischen und organisatorischen Seiten des Militärbekleidungsproblems verwendbaren Typ von Literatur stellen dagegen die ausgezeichneten Arbeiten dar, die neuerdings über die „Geschichte der Bekleidung und Ausrüstung der königl. preußischen Armee" Weimar 1906 ff. in amtlichem Auftrage veröffentlicht sind. In ihnen ist von besten Fachmännern zum ersten Male das reiche Material der Berliner Archive für dieses Gebiet benutzt worden. Bisher sind zwei Teile erschienen.

6. Die Geschichte der Marine und des Schiffbaues

Dieser Zweig der Literatur ist reich an ausgezeichneten Arbeiten, alten und neuen.

Über *Marinewesen und Schiffbau im allgemeinen* besitzen wir aus früherer Zeit eine Reihe von Werken, die noch immer ihren Wert bewahren wegen der anderswo nicht veröffentlichten Materialien. Das sind: J. Charnock, A history of marine architecture. 3 Vol. London 1800 bis 1802, und A. Jal, Archéologie navale. 2 Vol. Paris 1840. Arch. nav. hat es vorher schon viele gegeben. Eine Übersicht über die (besonders wichtige) Literatur des 17. Jahrhunderts über Marinewesen und Schiffbau findet sich in dem selbst an interessantem Material reichen Traktat: Der geöffnete See-Hafen. 2 Teile. Hamburg 1715.

Das Werk von A. Du Sein, Hist. de la marine de tous les peuples. 2 Vols. Paris 1863—79 ist fast rein kriegsgeschichtlich.

Dann haben aber die *Marineverhältnisse der einzelnen Länder* zum Teil sehr gute und sehr ausführliche Behandlung in zahlreichen Werken erfahren, von denen ich nur die allerwichtigsten und vor allem neuesten namhaft machen will:

Holland: J. C. de Jonge, Geschiedenes van het Nederlandsche Zeewezen. 10 Bände. Harlem 1858. Bringt in den Beilagen wertvolles Material zur Geschichte der inneren Organisation der Flotte und des Schiffbaus.

Spanien: C. F. Duro, Armada Española. 9 Vol. Madrid 1895—1903. Ist im wesentlichen eine Geschichte der Seekriege; enthält aber über die Verwaltungsgeschichte einige Kapitel.

Über Ausrüstung usw. der Felicisima Armada bringt ein reiches Material bei: desselben Verfassers 1884 erschienene Schrift über diese Flottenexpedition.

Italien: C. Manfroni, Storia della marina italiana. 2 Vol. Roma 1897 ff.; ist fast rein politischen Inhalts. Dagegen hat die Geschichte der Genueser Marine im Mittelalter einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden in Ed. Heyck, Genua und seine Marine. 1886.

Frankreich: Ch. de la Roncière, Histoire de la marine française. 4 Vol. Paris 1899 ff.; wesentlich Kriegsgeschichte, so daß man für die

innere Geschichte der französischen Kriegsflotte auf frühere Arbeiten zurückgreifen wird. Ich nenne von solchen E. Sue, Histoire de la marine française. 4 Vol. Paris 1837. In diesem Werke, das fast immer eine schlechte Note bekommt, wenn es von einem Schriftsteller heute erwähnt wird (offenbar erbt der eine vom anderen das Urteil, ohne sich Mühe zu geben, es an dem beurteilten Gegenstande selber zu revidieren), ist sehr viel brauchbares Urkundenmaterial enthalten, das freilich in einer zuweilen etwas romanhaften Form verarbeitet worden ist (Mystères de Paris!)

England: Begreiflicherweise ist dieses Land besonders reich an geschichtlichen Darstellungen seiner Flotte, ihrer Entwicklung und ihrer Taten. Alle früheren allgemeinen Arbeiten sind jetzt aber überholt durch das ausgezeichnete Werk von W. Laird Clowes (und andere), The Royal Navy. In five Volumes. London 1897 ff. Vol. I reicht bis 1603, Vol. II bis 1714, Vol. III bis 1783. Der „Civil History" ist darin ein ziemlich breiter Raum eingeräumt worden. Trotzdem wird man neben diesem (obendrein noch mit Illustrationen gezierten) Standard-Work als ganz besonders reiche Stoffsammlung, die auch den Verfassern der „Royal Navy" vielfach als Unterlage ihrer Darstellung gedient hat, nicht außer acht lassen dürfen das wertvolle Buch von M. Oppenheim, History of the administration of the Royal Navy. London 1896, das bis zum Commonwealth reicht und gerade auch für die in dieser Studie erörterten Probleme viel Tatsachenmaterial beibringt.

II. Quellenbelege

Einleitung: Das doppelte Gesicht des Krieges

[1] Robert Hoeniger, Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur, in den Preuß. Jahrbüchern 138 (1909), 402 ff.

[2] L. Einaudi, La finanza sabauda all' aprirsi del secolo XVIII (1908), 373.

[3] Arnould, De la Balance du commerce etc. tabl. Nr. 3.

[4] Ranke, Fürsten und Völker Südeuropas 1^3, 455.

[5] G. C. Klerk de Reus, Geschichtlicher Überblick der Niederländisch-ostindischen Kompagnie (1894), 193; vgl. S. 191.

[6] Biringuccio, Pirotecnica lib. I c. II.

[7] P. Kaeppelin, La Compagnie des Indes orientales (1908), 647.

[8] R. Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger 2 (1896), 205 ff. Vgl. Ranke, Fürsten und Völker 1, 421 ff.

[9] Postlethwayt, Dict. of Commerce 2 (1758), 285 Art. Monied interest; ib. p. 764 Art. Stockjobbing.

[10] Mercier, Tableau de Paris 1784 1, 229; 3, 190.

[11] Et. Laspeyres, Gesch. der volksw. Anschauungen der Niederländer (1863), 254.

[12] H. Sieveking, Genueser Finanzwesen 1 (1898), 174.

[13] Bei Ehrenberg, a. a. O. 2, 107.

[14] H. Sieveking, Die kapitalistische Entwicklung in den italienischen Städten des Mittelalters, in der Vierteljahrschrift für Soc.- und W.-Gesch. 7, 84. Vgl. dessen Genueser Finanzwesen 1, 100, 110, 160.

[15] Pagnini, Della decima 1 (1765), 33.

[16] H. Sieveking, Genueser Finanzwesen 1, 161.

[17] (Forbonnais), Recherches et considérations sur les finances de France depuis l'année 1595 jusqu'à l'année 1721 1 (1758), 28.

[18] Davenant bei Forbonnais l. c. 2, 296.

[19] Levasseur, Histoire des classes ouvrières etc. 2 (1900), 353.

[20] P. Boiteau, Fortune publique et finances de la France 2 (1866), 14.

[21] M. Block, Statistique de la France 1^2 (1875), 481.

[22] De Witt, Interests of Holland, zit. bei Anderson, Origins of the Commerce etc. 2, 413.

[23] J. Sinclair, Hist. of the Publ. Revenue 1^3 (1803) 220, 288, 426, 439, 451, 460, 472 und (für die letzte Ziffer) Porter, The Progress of the Nation, 3. ed. (1851), 474.

[24] Postlethwayt, l. c. 2, 310.

[25] Ein großer Teil des Buches von Heyd ist der Aufzählung solcher Verträge gewidmet.

[26] P. Kaeppelin, La Comp. des Indes Orient. (1908), 322.

[27] P. Kaeppelin, l. c. p. 63.

[28] Liste der gekaperten englischen Schiffe bei Postlethwayt, Dict. 1, 927.

[29] Postlethwayt, Dict. 1, 725 (Art. England). Daselbst auch p. 728 f. eine Übersicht über den Bestand an Forts, Ausrüstung, Munition, Besatzung usw. an der afrikanischen Küste.

Erstes Kapitel: Die Entstehung der modernen Heere

[30] H. Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst 3 (1907), 197.

[31] H. Delbrück, a. a. O. S. 217.

[32] Richer, ed. Guadet 2, 266 bei Boutaric, Inst. mil. de la France (1863), 240.

[33] Sax. Chron., 420, 21 bei Laird Clowes, Royal Navy, 1, 45.

[34] Dieses ist vor allem erwiesen durch die Arbeiten von J. H. Round, The Introduction of Knight service into England, wieder abgedruckt in Feudal England (1909), 225—314.

[35] Bibl. de l'Ec. des chartes IIIe serie t. III bei Boutaric, l. c. p. 246.

[36] H. Delbrück, a. a. O. 323.

[37] Siehe die Literatur für die deutschen Städte bei H. Delbrück, a. a. O. S. 459.

[38] J. W. Fortescue, A Hist. of the British Army 1 (1889), 23 seq. 112.

[39] Jany, Die Anfänge der alten Armee, in den Urk. Beiträgen und Forsch. z. Gesch. d. preuß. Heeres, 1. Heft, 1901, S. 22 ff.; über die ganz ähnlichen Verhältnisse in Kursachsen handelt die von Jany zitierte Schrift von v. Schimpff, Die ersten kursächsischen Leibwachen, aus dem Nachlaß des Oberhofmeisters von Minckwitz, 1894.

[40] Ranke, Franz. Gesch. 1[3] (1877), 55 ff.

[41] Lettre de Charles VII pour obvier aux pilleries et vexations des gens de guerre 2. Nov. 1439. Ord. des rois de France XIII. 306 bei Ranke a. a. O.

[42] Die Quellen bei J. W. Fortescue, l. c. p. 204 seg.

[43] Gneist, Engl. Verw.-Recht 2[2] (1867), 952 ff.

[44] Jany, Die Anfänge der alten Armee, 118/19.

[45] Zum ersten Male verwertet bei Jähns, Gesch. d. Kr.-Wiss. 2, 1554.

[46] v. Schmoller, Die Entstehung des preuß. Heeres in seinen „Umrissen" usw., 267.

[47] C. F. Duro, Armada Española 1 (1895), 331 seg.

[48] Nach Matt. of West. Laird Clowes, 1, 41.

[49] Ed. Heyck, Genua und seine Marine (1886), 116.

[50] Laird Clowes, 1, 150.

[51] Anderson, Orig. of Comm. s. a. 1512; Gneist, Engl. Verwaltungsrecht 1069.

[52] H. Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst 3, 476; die übrigen Zahlen ebenda S. 153, 229, 344, 348, 363, 404.

[53] Die genauesten und zuverlässigsten Angaben bei Boutaric, Inst. mil. Livre V Ch. VIII.

[54] Jany, Die Anf. d. alt. Armee, 57.

[55] Jany, a. a. O. S. 76.

[56] C. F. Duro, La Armada Invincible, 1884, doc. 110; zitiert bei Laird Clowes, 1, 560.

[57] Nach den amtlichen Listen: E. Sue, 4, 170.

[58] J. C. de Jonge, Geschiedenes van het Nederlandsche Zeewegen, Vol. I, Bijlage XII.

[59] App. A. in Publ. of the Navy Records Society Vol. XV, 1899. Für Rußland unter Peter d. Gr. vgl.: History of the Russian Fleet during the Reign of Peter the Great. By a Contemporary Englishman (1724). Ed. by Vice-Adm. Cyprian A. G. Bridge in den genannten Publications.

[60] Cotton Mss. Otho. E. IX, p. 47 bei John Charnock, A History of Marine Architecture 2 (1801), 91 seg.

[61] M. Oppenheim, History of the Administration of the Royal Navy (1896), 52.

[62] Report of the Commissioners appointed to enquire into the State of the Navy etc. 1618. J. Charnock, 2, 246.

[63] Nach einer Arbeit des Mr. Burchet, eines langjährigen Staats-

sekretärs des Marineamts, die Anderson, Orig. of Comm. 2, 139 seg. im Auszuge mitteilt.

[64] State Papers relat. to the defeat of the Spanish Armada 2, 323—341, 376—387 bei Laird Clowes, 1, 604.

[65] Nach dem Bericht der parlamentarischen Untersuchungskommission S. P. Dom. CLVI, 12 bei Laird Clowes, 2, 18.

[66] Die vollständige Liste bei Oppenheim, 330—338.

[67] Laird Clowes, 2, 267.

[68] Nach D'Avenant und Colliber: Anderson, 2, 579.

[69] Siehe die Quelle bei Anderson, 2, 579.

[70] Bishop Gibson's Continuation of Cambdens Britannia Vol, I bei Anderson, 2, 608.

Zweites Kapitel: Der Unterhalt der Heere

[71] Nach einer Schrift aus dem Jahre 1749 Anderson, 3, 274.

[72] A. Gottlob, Die päpstlichen Kreuzzugssteuern des 13. Jahrhunderts (1892). 48 f.

[73] Der Vertrag ist abgedruckt bei A. Jal, Archit. nav. 2, 333 ff.

[74] Die Belege bei Pagnini, Della decima, 1, 33.

[75] Chron. deutsch. Städte 1, 188.

[76] R. Ehrenberg, Zeitalter der Fugger 1 (1896), 10.

[77] P. Sitta, Saggio sulle istituzioni finanziarie del ducato estense nei secoli XV e XVI, 1891.

[78] G. Prato, Il costo della guerra di successione spagnuola e le spese pubbliche in Piemonte dal 1700 al 1713 (1907), 259/60. Vgl. L. Einaudi, La finanza sabauda all' aprirsi del sec. XVIII (1908) p. 350 seg.

[79] G. Prato, Il costo della Guerra (1907), 402/3, Tav. XXXI. Vgl. L. Einaudi, La fin. sabauda (1908), p. 360 seg.

[80] Coll. de docum. ineditos t. III. p. 545, 61, zit. bei B. Carey, La cour et la ville de Madrid (1876) App. Note C.

[81] Bericht des Gesandten Mateo Dandolo bei Alberi, Ser. I Vol. IV p. 42.

[82] Compte de l'extraordinaire des guerres bei Poirson, Histoire de Henry IV 2, 350.

[83] Nach Forbonnais, Recherches 1, 242 und 2, 101.

[84] M. Necker, De l'administration des Finances en France 2 (1784), 384 seg.

[85] Die auf Brandenburg-Preußen bezüglichen Angaben sind sämtlich entnommen dem Werke von Ad. Friedr. Riedel, Der brandenburgisch-preußische Haushalt in den beiden letzten Jahrhunderten, 1866.

[86] Laird Clowes, The Royal Navy 1, 345.

[87] Nach Oppenheim, 295, 368.

[88] Thurloes State Papers 2, 64 bei Anderson, Orig. of Comm. 2, 430.

[89] Sinclair, History of the Public revenue 2 (1803), 57, 61, 73, 109.

[90] Bei Anderson, 4, 399.

[91] Riedel, a. a. O. S. 34, 47, 93.

[92] G. R. Porter, The Progress of the Nation (1851), 507.

[93] Mitgeteilt bei H. Thirion, La vie privée des Financiers au XVIIIe siècle (1895), 19/20.

[94] Charles Normand, La bourgeoisie française au XVIIe siècle (1908).

[95] Les caquets de l'accouchée. Coll. Jannet-Picard, 2e journée, 50/51.

[96] Normand, 160.

[97] Sie ist vollständig abgedruckt bei (D'Argenville), Vie privée de Louis XV, Nouv. Ed. Vol. I (1783), p. 231—256.

[98] Ch. Wilson, De l'influence des capitaux anglais sur l'industrie européenne depuis la révolution de 1688 jusqu'en 1846 (1847), 45.

[99] Von dem Verfasser des in der vorigen Anmerkung namhaft gemachten beachtenswerten Buches.

Drittes Kapitel: Die Bewaffnung der Heere

[100] M. Guillaume, Hist. de l'organisation militaire sous les ducs de Bourgogne (1847), 57.

[101] Les chroniques de la ville de Metz, publ. par Huguenin. 1838, bei Jähns, Kriegswesen, 775.

[102] Riformagioni di Firenze Vol. XXIII dist. V cl. II p. 65 a. a. O.

[103] M. Guillaume, l. c. p. 60.

[104] Casiri, Bibl. Arab. Hisp. II p. 7. Jähns, a. a. O.

[105] Quellen bei Laird Clowes, 1, 148.

[106] J. Frh. v. Reitzenstein, Das Geschützwesen und die Artillerie in den Landen Braunschweig und Hannover von 1365 bis auf die Gegenwart, 1. Teil, 1896, S. 12.

[107] Abgedruckt bei J. A. Hofmann, Abhandlung von dem Kriegsstaate (1769), 72.

[108] Jähns, Gesch. d. Kriegswiss. 1 (1889), 47.

[109] Bei J. A. Hofmann, a. a. O. S. 74.

[110] Kriegsgeschichtl. Einzelschriften des Großen Generalstabs 313 f., bei Jany, 22.

[111] R. Schmidt, Die Handfeuerwaffen (1875), 13.

[112] Jähns, a. a. O. 1, 723.

[113] Bei J. A. Hofmann, Kriegsstaat, S. 69.

[114] Jähns, a. a. O.

[115] M. Thierbach, Die geschichtl. Entwicklung der Handfeuerwaffen (1888), 21.

[116] Zitiert bei Becker, Aus der Jugendzeit der stehenden Heere (1877), 15.

[117] A. v. Crousaz, Die Organisation des brandenburgischen und preußischen Heeres von 1640 bis 1865 1 (1865), 22 f.

[118] Boutaric, Inst. mil. (1863), 422.

[119] Jähns, Kriegswissenschaft **2**, 1236.

[120] Boutaric, Inst. mil., 360 seg.

[121] M. Guillaume, Hist. de l'organisation mil. sous les ducs de Bourgogne (1847), 78, 102/3.

[122] Levasseur, Ind. de la Fr. 2, 29.

[123] Bei M. Thierbach, Die geschichtl. Entw. der Handfeuerwaffen (1888), 19, 20.

[124] H. A. Dillon, Arms and Armour at Westminster, the Tower and Greenwich 1547 in der Archeologia Vol. LI; 2. Ser. Vol. I (1888).

[125] Ms. der Basler Bibliothek fol. 75b mitgeteilt von H. Sieveking in Schmollers Jahrbuch **21**, 132.

[126] „Das neueröffnete Arsenal" bildet einen Teil des „Neueröffneten Rittersaales". 1704.

[127] M. Thierbach, a. a. O.

[128] Bei G. Droysen, Beitr. zur Gesch. des Militärwesens in Deutschland während der Epoche des Dreißigjährigen Krieges, in der Zeitschrift für Kulturgeschichte 4 (1875), 404 ff.

[129] Jany, Anfänge d. alten Armee, 45.

[130] Abgedruckt in der Geschichte der Bekleidung usw. 2, 277.

[131] Jany, a. a. O. S. 51.

[132] Man. Bor. Fol. 317 Kgl. Bibl. Berl., abgedruckt in der Geschichte der Bekleidung usw. 2, 203.

[133] Geschichte der Bekleidung usw. 2, 276.

[134] Franç. 16691; fol. 102vo bei Ch. de la Roncière, Hist. de la marine franç. **2**, 493.

[135] Liebe, Der Soldat, 21.

[136] Jähns, Gesch. d. Kriegswiss. **1**, 662.

[137] L. Mention, L'armée de l'ancien régime (1900), 172 seg.

[138] Jähns, a. a. O. 2, 1619.

[139] J. Frhr. v. Reitzenstein, a. a. O. 2 (1897), 222.

[140] v. Stadlinger, Gesch. d. württemberg. Kriegswes. Bd. I, 1856, zit. bei Jähns, Gesch. d. Kriegswiss. **1**, 749.

[141] Jähns, Kriegswiss. **1**, 747.

[142] Wallenstein an Questenberg, W. E. **1**, 71 bei Loewe, Organisation und Verwaltung der Wallensteinschen Heere (1895), 93.

[143] Sully, Oec. roy. t. III, ch. VIII bei Boutaric, 360 f.

[144] Duro, L'Armada inv. doc. 109 bei Laird Clowes, **1**, 560.

[145] Nach dem amtlichen Material E. Sue, Hist. de la marine franç. **4** (1836), 170.

[146] Siehe die Quellen bei Laird Clowes, **1**, 409, 421; **2**, 267.

[147] Ms. de Pepysion Library bei Laird Clowes, **1**, 412.

[148] State Pap. Dom. CCCLXXIV, 30 und CCCLXXXVII, 87 bei Oppenheim, 262.

[149] Siehe die ausführliche Darstellung dieses ganzen Bedarfseintritts und der darauf folgenden Bestellungsaktion bei Oppenheim, 360 seq.

[150] C. F. Duro, Armada española 1, 330, 331.

[151] Siehe die Listen bei Beck, Gesch. des Eisens 2 (1893—95), 994 ff.

[152] Thun, Industrie am Niederrhein 2 (1879), 12.

[153] Heinr. Anschütz, Die Gewehr-Fabrik in Suhl. 1811. (Der Ausdruck „Fabrik" ist hier im Sinne von „fabrique lyonnaise" gebraucht.)

[154] Archiv des Kriegsministeriums; abgedr. in der Geschichte der Bekleidung usw. 2, 187.

[155] Abgedr. in der Gesch. d. Bekleidung 2, 276.

[156] H. A. Dillon, Archeologia Vol. LI. 219 ff.

[157] H. A. Dillon, l. c. p. 250.

[158] J. H. B. Bergius, Neues Policey- und Cameral-Magazin 3 (1777), 75 ff.

[159] Princ. de M. le Marquis de Seignelay sur la marine bei E. Sue, Hist. de la marine franç. 4 (1836), 420.

[160] Jähns, Gesch. der Kriegswiss. 2, 1236 (ohne Quelle).

[161] Das beste Werk zur Geschichte der Lütticher Waffenindustrie ist bisher die Monographie von Alphonse Polain, Recherches historiques sur l'épreuve des armes à feu au pays de Liège. 1891. Auf ihm fußen in ihrem (knappen) historischen Überblick A. Swaine, Die Heimarbeit in der Gewehrindustrie von Lüttich usw., Jahrbücher f. N.-Ö., 3. Folge Bd. 12; und Maur. Ansiaux, L'industrie armurière liégeoise. 1899.

[162] M. Tugan-Baranowski, Gesch. der russ. Fabrik (1900) 14.

[163] D. José Arantegui, Apuntos historicos sobre la artilleria española en la primera mitad del siglo XVI (1891); zit. bei C. F. Duro, Armada española 1, 331.

[164] Cambden, Britannia, ed. 1590 p. 227.

[165] In einer Schrift, die Anderson, 2, 220 im Auszuge mitteilt.

[166] Rymer, Foed. 19, 89 bei Anderson, 2, 337.

[167] M. Oppenheim, Roy. Navy, 159.

[168] D. Hume, History of Engl. 6 (1782), 181.

[169] Quellen bei Beck, Gesch. d. Eis. 2, 786 ff.

[170] Beck, Gesch. d. Eis. 3, 606 f.

[171] Quellen bei Ch. de la Roncière, Hist. de la mar. franç. 4 (1910), 618.

[172] Clément, Corr. de Colb. 2, 50, 415; zit. bei G. Martin, La grande industrie sous Louis XIV.

[173] G. Martin, l. c. 184 ff.

[174] R. José Arantegui, Artilleria española (1891); bei C. F. Duro, Armada Española 1, 329.

[175] Das neu eröffnete Arsenal (1710), 112.

[176] State Pap. Dom. XXI. 56; bei Oppenheim, Roy. Navy 159.

[177] Quellen bei Oppenheim, l. c. 97.

[178] Oppenheim, l. c. 108.

[179] Cunningham, The Growth of engl. Ind. and Commerce **2**, 60 ff.

[180] G. Prato, Il costo della guerra (1907), 313/14.

[181] Rogers, Hist. of Agric. and Prices **4**, 488.

[182] F. Dobel, Über den Bergbau und Handel des Jacob und Anton Fugger usw. in der Zeitschr. des Hist. Ver. f. Schwaben usw. **9**, 207.

[183] Urk. 597 bei H. Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi in Ven. **1**, 324.

[184] Réglement du roi etc. 11. Mai 1667, abgedr. bei Sue, Histoire de la mar. franç. **1**, 281 seg.

[185] R. Ehrenberg, Zeitalt. d. Fugger **1**, 396 ff.

[186] R. Ehrenberg, a. a. O. **1**, 122.

[187] F. Dobel, Der Fuggersche Bergbau und Handel in Ungarn, in der Zeitschr. d. Hist. Ver. für Schwaben usw. **6**, 34 ff.

[188] R. Ehrenberg, a. a. O. **2**, 254.

[189] F. Dobel, a. a. O.

[190] R. Ehrenberg, a. a. O. **1**, 234.

[191] G. Martin, Louis XIV. 184 seg.

[192] George Randall Lewis, The Stannaries (1908); Chapt. VII und App. J.

[193] Harry Scrivenor, History of the Iron Trade, New Ed. 1854, pag. 57; Juraschek im Handwörterbuch der Staatswiss., 3. Aufl., s. v. „Eisen" gibt nur 7000 t an, ich weiß nicht, nach welcher Quelle. Die von Scrivenor mitgeteilten Ziffern sind die allgemein angenommenen.

[194] Lardner, Cabinet Cyclopaedia Vol. I, Ch. IV.

[195] Beck, **3**, 166.

[196] Bei Beck, Gesch. d. Eis. **2**, 749.

[197] A. Haßlacher, Die Industriegebiete a. d. Saar. 1879.

[198] M. Meyer, Beiträge zur genaueren Kenntnis des Eisenhüttenwesens in Schweden 1829.

[199] Genaue Beschreibung bei G. Jars, Metallurgische Reisen **1** (1777), 167 ff.

[200] Beck, **3**, 380.

[201] Beck, **2**, 991.

[202] G. Martin, l. c. pag. 184 seg.

[203] Réglement du roi qui conserve à M. Colbert ... le détail et le soin qu'il avait pour la marine etc., 11. Mai 1667; bei E. Sue, **1**, 282.

[204] Oppenheim, Roy. Navy 159.

[205] Vgl. noch Rogers, Hist. of Agric. and Prices **5**, 73, 479.

[206] David Bremner, The Industries of Scotland (1869), 40.

[207] D. Bremner, l. c. pag. 46 seg.

[208] Abgedruckt bei Max Sering, Geschichte der preußisch-deutschen Eisenzölle (1882), 269.

[209] Beck. 3, 748.

[210] Beck. 3, 601 ff.

Viertes Kapitel: Die Beköstigung der Heere

[211] H. Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst 3, 608 f.

[212] M. Guillaume, Organ. mil. 134, 140.

[213] Über die Verpflegung der Wallensteinschen Heere unterrichten (beide nicht sehr genau): J. Heilmann, Kriegswesen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1850); V. Loewe, Die Organisation und Verwaltung der Wallensteinschen Heere (1895. Vgl. Fr. Foerster, Lebensbeschreibung Wallensteins, 1834 (mit wichtigem Material).

[214] Die ausführlichste Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des französischen Kriegskommissariats enthält, soviel ich sehe: De Chennevières, Détails militaires 1 (1750), 92 ff. Natürlich handeln die Werke von Daniel, Boutaric u. a. auch von ihm.

[215] K. G. Weise, Über das Feld-Kriegs-Kommissariat der Königl. preuß. Armee, 1794.

[216] H. Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst 3, 608 f.

[217] Boutaric, Inst. milit., 277—280.

[218] G. Droysen, Beiträge zur Geschichte des Militärwesens Deutschland während der Epoche des Dreißigjährigen Krieges, in der Zeitschrift für Kulturgeschichte 4 (1875), 623 ff.

[219] Boutaric, 277 seg.

[220] Boutaric, 311; nach dem Ms. im Britisch. Museum Nr. 11542.

[221] Jany, Die Anf. d. alten Armee, 58.

[222] Abgedruckt bei E. K. H. Frh. v. Richthofen, Der Haushalt der Kriegsheere, in der Handbibliothek für Offiziere 5 (1839), 433 ff.

[223] Abgedruckt bei Flemming, Der Teutsche Soldat, S. 252—260.

[224] Boutaric, 384.

[225] Acta Borussica, Getreidehandelpolitik 2, 272.

[226] Acta Bor., l. c. 2, 87 ff.

[227] Ed. Heyck, Genua und seine Marine 158, 160, 169.

[228] Principes de Mr Colbert sur la marine, abgedruckt bei Sue, l. c. 1, 317.

[229] Close Rolls 71 and 15 John 158, bei Laird Clowes, 1, 119.

[230] Close Rolls 48 ib.

[231] Ed. Heyck, Genua und seine Marine, 177.

[232] State Paper (20. Aug. 1545) bei Oppenheim, Roy. Navy 82.

[233] Duro, L'Armada inv., doc. 109.

[234] St. P. Dom. XXX, 10; l. c. 325.

[235] J. C. De Jonge, Geschied. van het nederl. Zeew. 3 I (1837), Bil. I.

[236] E. Heyck, Genua und seine Marine, 65 ff.

[237] Ann. Jan. 183, 35; 112, 3; 124, 30; zit. bei Heyck, 129.

[238] State Paper Dom. CXII, 19 bei Oppenheim, 134.

[239] Mitgeteilt bei Oppenheim, 56.

[240] Bei Oppenheim, 74.

[241] Bei C. W. Hennert, Beyträge zur brandenb. Kriegsgesch. unter Friedrich III. (1790), 15.

[242] Acta Bor., l. c. 2, 285.

[243] Acta Bor., l. c. 2, 278.

[244] Acta Bor., l. c. 2, 297.

[245] Dupré d'Aulnay, Traité général etc. 1, 165.

[246] Nach den Zusammenstellungen Naudés in den A. B. 2, 295/96.

[247] Die Briefe sind abgedruckt bei F. Foerster, Lebensbeschreibung Wallensteins (1834).

[248] Acta Bor., 2, 358 ff.

[249] Acta Bor., 2, 284, 285, 287.

[250] Davidsohn, Forschungen zur florent. Wirtsch.-Gesch. Bd. 3.

[251] O. Pringsheim, Beitr. z. wirtsch. Entw. der Ver. Niederlande (1890), 18.

[252] So kann man wenigstens die Worte bei Ricard, Le négoce d'Amsterdam (1723), 6 auffassen.

[253] Stow, Beschreibung Londons (1598); zit. Acta Bor. 1, 91, 92.

[254] Defoe, Compl. Engl. Tradesman; 5. éd. (1745): 2, 260 seg.

[255] G. Afanassiev, Le commerce des céréales en France au XVIII. sc. (1894), Ch. 1—6.

[256] Acta Bor., 1, 45, 47; 2, 151.

[257] Acta Bor., 1, 432.

[258] Nach der Flugschrift des Joost Willemszon Nykerke vom Jahre 1630: A. B., 1, 363.

[259] Acta Bor. 1, 432.

[260] G. Prato, Il costo della guerra etc., 297. Diese Arbeit bietet hierin, wie in so vielen anderen Punkten, die reichste Ausbeute an Einsicht in die Beziehung zwischen Mars und Mammon.

[261] Acta Bor., 2, 289.

[262] Tr. Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel (1886), 542.

[263] Bei J. Charnock, Mar. Arch. 2, 216/17.

[264] Der Vertrag ist abgedruckt bei Rymer, Foedera 17, 441 ff. Ein ähnlicher findet sich ebendaselbst (für das Jahr 1636) 20, 103. Im Auszuge bei Anderson, a° 1622, a° 1636.

[265] Quellen bei Laird Clowes, 2, 104, 231.

[266] Bei Xav. Audouin, Hist. de l'admin. de la guerre 2 (1811), 46 ff.

[267] Nach dem Compte rendu au roi de l'administration du départ. de la guerre depuis 1761 jusqu'au 1770. Choiseul, Mém. 1, 114 seg.; bei Boutaric, 438.

[268] Alice Law, The english „nouveaux riches" in the XIV. cent. in den Transaction of the R. Hist. Soc., New Ser., Vol. IX (1895), p. 67.

[269] H. Hall, Society in the Elizabethan Age (1901), 126 (Kleider).

[270] Defoe, Complete Tradesman (1727), 307 seq.

[271] Enthüllungen (1799), 427.

[272] Luc. Wolf, The First English Jew. Repr. from the Transactions of the Jew. Hist. Soc. of England, Vol. II. Zu vergleichen Alb. M. Hyamson, A Hist. of the Jews in E. (1908), 171—173.

[273] Hyamson, l. c. p. 269. J. Picciotto, Sketches of Anglo-Jewish History (1875), 58 ff.

[274] Th. L. Lau, Einrichtung der Intraden und Einkünfte der Souveräne usw. (1719), 258.

[275] Angeführt bei Liebe, Das Judentum (1903), 75.

[276] Artikel Banking in der Jewish Encyclopedia.

[277] Mémoire der Juden von Metz vom 24. März 1733, im Auszuge abgedruckt bei Bloch, l. c. p. 35.

[278] Angeführt bei Bloch, l. c. p. 23.

[279] Auszüge aus den Lettres patentes bei Bloch, l. c. 24.

[280] Über die Gradis: Théoph. Malvezin, Les juifs à Bordeaux (1875), 241 ff. und H. Grätz, Die Familie Gradis in der Monatsschrift 24 (1875), 25 (1876). Beide, auf guten Quellen fußenden Darstellungen sind unabhängig voneinander.

[281] M. Capefigue, Banquiers, fournisseurs etc. (1856), 68, 214 und öfters.

[282] Bondy, Zur Geschichte der Juden in Böhmen 1, 388.

[283] Alle drei Fälle entnahm ich G. Liebe, Das Judentum (1903), 43 f., 70, der sie ohne Quellenangabe mitteilt.

[284] König, Annalen der Juden in den preußischen Staaten, besonders in der Mark Brandenburg (1790), 93/94.

[285] Bekleidung u. Ausrüstung des Reg. Erbpr. Gustav zu Pferde. Halberstadt 7. Juli 1719. Abgedr.: Gesch. d. Bekleidung usw. 2, 357.

[286] Reskript vom 28. Juni 1777; abgedruckt bei Alphonse Levy: Die Juden in Sachsen (1900), 74; S. Haenle, Gesch. d. Juden im ehemal. Fürstentum Ansbach (1867), 70.

[287] Observations-Punkte (1739), 2, 108; zit. bei Becker, Aus der Jugendzeit (1877), 36.

[288] Gesichte Philanders von Sittewaldt das ist Straffs-Schriften Hanss Wilh. Moscherosch von Wilstätt (1677), 779.

[289] F. von Mensi, Die Finanzen Österreichs von 1701—1740 (1890), 132 ff.

[290] Siehe z. B. Eingabe der Wiener Hofkanzlei vom 12. Mai 1762 bei Wolf, Geschichte d. Juden in Wien, 70; Komitatsarchiv Inntrak XII/3336 (für Mähren), nach einer Mitteilung des Herrn Jos. Reizman: Verproviantierung der Festungen Raab, Ofen und Komorn durch Breslauer Juden (1716): Wolf, a. a. O. S. 61.

[291] Herb. Friedenwald, Jews mentioned in the Journal of the Continental Congress (Publ. of the Amer. Jew. Hist. Soc. I, 65—89.)

[292] Beschreibung der Militärbrotbäckereien im 18. Jahrh. in der Handbibl. für Offiz. **5** (1839), 555 ff.

[293] G. Prato, Il costo della guerra etc. (1907), 292 seg.

Fünftes Kapitel: Die Bekleidung der Heere

[294] M. Guillaume, op. cit. 140.

[295] M. Oppenheim, op. cit. 138, 139.

[296] W. Laird Clowes, op. cit. **2**, 20.

[297] St. P. D. 11. Dez. 1655; St. P. D. CXXXIV, 64; St. P. D. Sept. 1656; bei Oppenheim 329.

[298] L. Mention, L'armée de l'anc. rég. (1900), 36.

[299] Handschr. Quellen bei F. Grose, Military Antiquities resp. a History of the English Army **1** (1812), 310 seg.; Fortescue. Hist. of the British Army **1**, 283 seg.

[300] L. Mention, op. cit., 255.

[301] Geschichte der Bekleidung usw. der Kgl. Preuß. Armee 2. Teil. Die Kürassier- und Dragonerregimenter (bearb. von C. Kling), 1906, S. 3/4.

[302] Jany, Anfänge, 33.

[303] Frh. v. Richthofen, Der Haushalt der Kriegsheere, in der Handbibliothek für Offiziere **5** (1839), 628 ff.

[304] Abgedruckt in der Gesch. d. Bekleidung usw. **2**, 212 f.

[305] Bei F. Grose, Military Antiquities usw. **1**, 310 ff.

[306] Hub. Hall, Soc. in the Elizabeth. Age 4. ed. 1901, p. 127.

[307] L. Mention, op. cit., 255 seg.

[308] L. Mention, op. cit. p. 261.

[309] Frh. v. Richthofen, Der Haushalt der Kriegsheere a. a. O.

[310] J. Heilmann, Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schwedischen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1850), 18.

[311] Historisches Portefeuille von Hausen, 4. Jahrg. 1785, S. 680; abgedr. in der Gesch. d. Bekl. **2**, 213.

[312] Gesch. d. Bekl. **2**, 4; vgl. ebenda die Anlage 41, 42, 43.

[313] Priebatsch, Pol. Korr. des Kurf. Albrecht Achills **2**, 266, zit. bei Jany, Anfänge, 15.

[314] F. W. Fortescue, Hist. of the Brit. Army **1** (1899), 111; vgl. p. 135.

[315] Ch. de la Roncière, Hist. de la mar. franç. 2 (1900), 459.

[316] J. Frhr. v. Reitzenstein, Das Geschützwesen usw. **1** (1896), 153

[317] Jany, Anfänge, 45 f.

[318] Th. Muhsfeldt, Einiges über die Hamburger Stadtsoldaten, in den Mitteilungen zur Gesch. der milit. Tracht, herausg. von Rich. Knötel, 1896, Nr. 8.

[319] Bei Lünig, Theatr. cerem. hist. pol. **1** (1719), 89 f.; zit. Gesch. der Bekl. **2**, 216.

[320] Liebe, Der Soldat, 301.

[321] Mém. pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg 1767 (par Frédéric II), abgedr. in der Gesch. d. Bekl. 2, 201.

[322] Liebe, a. a. O.

[323] Gesch. d. Bekl. Bd. II, Anlage 65.

[324] Xav. Andouin, Hist. de l'admin. de la guerre 3 (1811), 52 seq. De Chennevières, Détails militaires 2 (1750), 116 ff. Bouterie, Inst. mil., 359, 425.

[325] Fortescue, op. cit. 1, 213.

[326] Laird Clowes, op. cit. 3, 20.

[327] König, Alte und neue Denkwürdigkeiten der kgl. preußischen Armee (1787), 24, zit. in der Gesch. d. Bekl. 2, 211.

[328] Jany, Anfänge, 45 f.

[329] Gesch. d. Bekl. 2, 3.

[330] A. v. Crousaz, Die Organisation des brandenb. u. preuß. Heeres von 1640—1665 1 (1865), 11 ff.

[331] Kapitän von Burgsdorff an den Grafen von Schwarzenberg, Berlin, den 16. Okt. 1620. Staatsarchiv Berlin; abgedr. Gesch. d. Bekl. 2, 40, Anl. 16.

[332] Abgedr. in der Gesch. d. Bekl. Bd. II, Anl. 159.

[333] C. W. Hennert, Beitr. zur brandenb. Kriegsgesch. unter Churfürst Friedr. III. (1790), 12 bei Frhr. v. Richthofen, Haushalt. 495.

[334] A. Crousaz, a. a. O. S. 45.

[335] G. Prato, Il Costo della Guerra (1907), 302.

[336] F. Grose, Mil. Ant. 1, 315.

[337] v. Schmoller, Umrisse 514.

[338] Œuvres, 1, 234, zit. ebenda 522.

[339] Cunningham, Growth 2, 969.

[340] Alles auf die russische Kompagnie in Berlin Bezügliche nach v. Schmollers gleichnamigem Aufsatz in der Zeitschr. für preuß. Gesch. und Landeskunde, Bd. 20, der wieder abgedruckt ist in den „Umrissen" S. 457—529.

[341] Mirabeau, De la Monarchie prussienne 4 II (1787), 123.

[342] James, Hist. of the Worsted Manuf. in Engl. (1857), 287.

[343] E. Levasseur, Hist. des classes ouvrières et de l'industrie en France 2^2 (1900), 324, 331, 381 seq.

[344] G. Martin, Louis XV., 119, 120.

[345] Arthur Young, Pol. Arithm. S. 91. Vgl. G. von Gülich, Geschichtl. Darstellung des Handels usw. 1 (1830), 97.

[346] H. Hall, Society in the Elizabethan Age, 126.

[347] Wallenstein an sein. Landeshauptmann von Taxis, d. d. Aschersleben, den 13. May 1626; abgedr. in der Handbibl. f. Off. 5, 439 ff.

[348] Wallenstein an Taxis, Neuß, den 6. Aug. 1627; abgedr. bei Heilmann, op. cit. Beil. 4.

[349] Meinardus, Prot. et Rel. Bd. III, S. 567; zit. in der Gesch. d. Bekl. 2, 211.

[350] Abgedr. in der Gesch. d. Bekl. 2, 205 f.

[351] v. Schmoller, Umrisse, 468, 484.

[352] Brit. Mus. Ms. Harleian Coll. enthält einen Kontrakt zwischen Lord Castleton und Mr. Francis Molineaux, einem „clothier", vom Jahre 1693, abgedr. bei F. Grose, Mil. Ant. 1, 315.

[353] v. Schmoller, Umrisse, 463 ff.

[354] Eine genaue Beschreibung des „Lagerhauses" in Berlin findet man bei Bergius, Neues Policey- und Cam.-Magazin 6 (1780), 161 ff.

[355] v. Schmoller, Umrisse, 487.

[356] M. Tugan-Baranowski, Die russische Fabrik, deutsch 1900, S. 14.

[357] H. Hall, Society in the Elizabethan Age, 124.

[358] St. P. D. 11. Dez. 1655 bei Oppenheim, 329.

[359] Allgemeine Schatzkunde der Kauffmannschafft usw. 2 (1747), 1213, 14.

[360] A General Description of all Trades (1747), 51. Nach den Akten: G. Martin, Louis XV., 228.

Sechstes Kapitel: Der Schiffbau

[361] Aus der Denkschrift über die Principes de M. Colbert sur la marine. Diese Denkschrift, die uns in diesem Kapitel noch öfters als Quelle dienen wird, ist verfaßt unter dem Ministerium des Grafen von Maurepas auf Grund der Akten des Marineministeriums, die damals noch vollständig im Marine-Archiv aufbewahrt waren. Die Denkschrift ist veröffentlicht von E. Sue im ersten Band seiner Histoire de la Marine 1835, p. 287 seg.

[362] Die fünf ersten Schätzungen teilt Oppenheim nach zeitgenössischen Quellen mit; die letzte Ziffer ist den „Accounts" der Ostindischen Kompagnie entnommen und findet sich bei Anderson s. h. a.

[363] Dav. Bremner, The industries of Scotland (1869), 60.

[364] Mitgeteilt bei E. Sue, Hist. de la mar. franç. 1, 344.

[365] Als Quelle gibt Anderson, dem ich die Ziffern entnehme (Origins of Comm. 3, 299), „a certain mercantile author" an. Er selbst hält die Schätzung für zu niedrig. Seine Gegengründe sind aber nicht sehr gewichtig.

[366] Postlethwayt, Dict. of Comm. Art. Middlesex 2^2 (1758), 256.

[367] Postlethwayt, Dict. of Comm. 2, 335.

[368] Die Zahl ist „pretty accurately computed" nach dem Generalregister of the custom house von Postlethwayt, l. c. 2^2, 256.

[369] Anderson, Orig. of Comm. 4, 659 seg.

[370] E. Baasch, Hamburgs Seeschiffahrt und Warenhandel vom Ende des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in der Zeitschrift des Vereins für Hamburg. Gesch. 9 (1874), 295 ff.

[371] Zit. bei Anderson 2, 211.

[372] Nach der schon erwähnten Denkschrift, die Anderson, 2, 443 zitiert.

[373] G. C. Klerk de Reus, Geschichtlicher Überblick der Niederländisch-ostindischen Kompagnie (1894), 116 ff.

[374] P. Kaeppelin, La Compagnie des Indes Orientales (1908), 10, 12, 137.

[375] Nach einer namentlich geführten Liste Anderson, 3, 324.

[376] Postlethwayt, Dict. Art. Navigation.

[377] Joh. Beckmann, Beytrage zur Oekonomie 3 (1780), 439 f.

[378] Siehe § 4 des Octroi der Gesellschaft, abgedruckt in Joh. Beckmann, Beyträge zur Oekon. 6 (1782), 416 ff.

[379] State pap. rel. to the defeat of the Span. Armada bei Laird Clowes, The Royal Navy 1, 588—597.

[380] Von einer Liste im Dep. of the Cont. of the Navy bei Laird Clowes, The Royal Navy 2, 7.

[381] Joint au Mémoire de Mr d'Infreville du 27 juillet 1666, abgedr. bei Sue, 1, 347.

[382] Nach den Listen in Pepys' Mem. rel. to the state of the Royal Navy Laird Clowes, 2, 244 seg.

[383] Zit. bei D. Bremner, The industries of Scotland (1869), 55.

[384] Exch. War. for Issues 17. Juli 1522 bei Oppenheim 85.

[385] Ed. Heyck, Genua und seine Marine, 115.

[386] Diese und die vorangehenden Ziffern nach den St. Pap. und den Pipe Off. Acc. bei Oppenheim, 65, 110.

[387] Charnock, Mar. Arch. 2, 462.

[388] Ms. in der Bibl. Magliabechiana von A. Jal in seiner Arch. nav. (Vol. II, 1840) veröffentlicht und fachmännisch erläutert.

[389] Reisebüchlein des Andreas Ryff, fol. 74b. Ms. in der Baseler Universitätsbibliothek, auszugsweise mitgeteilt von Sieveking in Schmollers Jahrbuch 21, 132.

[390] Close Rolls 10 H. III 2, 50; bei Laird Clowes, 1, 120 21.

[391] Close Rolls 10 H. III m. 16, 17, 25 l. c.

[392] Bei Oppenheim, 68 seg.

[393] Abgedruckt bei J. Charnock, Mar. Arch. 2, 96 ff.

[394] Laird Clowes, 1, 405.

[395] Oppenheim, 97.

[396] Abgedruckt bei J. Charnock, l. c. p. 140 seg.

[397] Bei Oppenheim, 119.

[398] Mémoire de M. d'Infreville, intendant de Marine à Toulon; 27. Juli 1666, abgedruckt bei Sue, 1, 346 seg.

[399] Mitgeteilt von Ch. de la Roncière, Hist. de la mar. franç. 4, 616.

[400] Oppenheim, 339 40.

[401] Principes de M. Colbert sur la marine, l. c. p. 297.

[402] Cecil Mss. Cal. Nr. 846 bei Oppenheim, 128.

[403] Oppenheim, 208.

[404] Krünitz, Enz., Art. Kriegsflotte **50**, 366.

[405] Krünitz, a. a. O.

[406] St. Pap. Dom. CCLXXXVII, 73 And. Off. Dec. Acc. 1703/77. Oppenheim, 260; Laird Clowes, **2**, 6.

[407] Charnock, Mar. Arch. **3**, 126.

[408] A. Jal, Arch. nav. **2**, 6 seg.

[409] Oppenheim, 53.

[410] P. J. Marperger, Das Neueröffnete Manufakturenhaus (1704), 142.

[411] Report vom Jahre 1618: Mar. arch. 2, 256.

[412] Bei Charnock, **2**, 213 seg.

[413] Bei Charnock, **2**, 185.

[414] Bei Charnock, **2**, 191.

[415] Oppenheim, 257.

[416] Krünitz, **50**, 354 ff.

[417] Krünitz, **50**, 366, 67.

[418] Oppenheim, 97.

[419] Principes de M. Colbert, l. c. p. 298.

[420] Principes de M. Colbert, l. c. p. 294.

[421] Principes de M. Colbert, 301.

[422] E. Sue, Hist. de la mar. franç. 4, 170.

[423] Bei Charnock, **2**, 168.

[424] Aus dem Report of the Commissioners appointed to enquire into the State of the Navy (1618), abgedruckt bei Charnock, **2**, 218.

[425] Alle auf die Russia Co. bezüglichen Angaben entnehme ich dem Buche von Will. Rob. Scott, The Constitution and finance of English, Scottish and Irish Joint-Stock Compagnies to 1720, Vol. II. Companies for foreign trade colonization fishing and mining, 1910. Ich benutze die Gelegenheit, um auf dieses ausgezeichnete, ungemein stoffreiche Werk, von dem bisher Band II und III erschienen sind, aufmerksam zu machen.

[426] Mém. de M. d'Infreville, l. c. p. 348 seg.; Principes de M. Colbert p. 335 seg.

[427] General Description of all Trades (1745), 180, 81.

[428] Nach dem amtlichen „Verzeichnis der Fabriken und Manufakturen“ aus dem Jahre 1729 M. v. Tugan-Baranowski, Die russische Fabrik (deutsch 1900), 14.

Author Sombart, Werner.

Title Studien der Entwickl
Kapit

DATE.	
Apr. 14/16	MacIver
Mch 11/25	Fay
Feb 19/35	Leo Wars
Mch. 19/40	Cat. R
May 22/43	[illegible]